Die Geiſel.

ein

kritiſch-polemiſches Journal.

worinnen

unbillige Recenſenten abgefertiget, gefährliche und verführeriſche Schriften widerlegt, und ſchlechte gründlich getadelt werden.

Erſtes Stück.

— εἰσὶ γὰρ πολλοὶ

— οὓς δεῖ ἐπιτεμίζειν.

Chemnitz,

bei Johann Chriſtoph Stößel, 1786.

Preußische Staatsbibliothek Berlin
Hg 1745 2369

Vorrede
an das Publikum

Wenn man bei Erblickung dieses Journals ausrufen wird: Wieder ein neues Journal — wo noch mit allen hin — und wozu denn dieses? — so wundern wir uns eben nicht. Denn es vergehet ja beinahe keine Messe, wo nicht ein neues heraus kommt, oder doch angekündigt wird. Dem ungeachtet glauben wir, daß unser Jour-

nal nicht überflüßig seyn soll, weil es sich, so viel wir wenigstens wissen, von allen vorhandenen, merklich unterscheiden wird, nicht nur in Ansehung des Titels, den wir irgendwo gefunden zu haben, uns nicht erinnern, sondern auch in Ansehung der Einrichtung und Absicht.

Wenn in unsern gangbaren Journalen, gute und schlechte, gefährliche und nützliche, gesittete und ungesittete Schriften, durch einander recensirt werden, so unterscheidet sich gegenwärtiges dadurch von ihnen, daß es sich nur mit Beurtheilung verführerischer, für Religion und Christenthum gefährlicher, für gute Ordnung und Sitten nachtheiliger, und eigentlich schlechter Schriften, abgeben, und sie widerlegen wird.

Man hat auch bemerkt, daß in manchen Journalen schlechte Schriften entweder gar übergangen und nicht beurtheilet werden, oder, wenn man solche auch bisweilen recensirt, so geschieht es gröstentheils auf eine solche Art, daß

sich

ſich der ſchlechte Schriftſteller dadurch gar nicht beſſern, und das leſende Publikum ſich nicht hinreichend überzeugen kann, warum eine ſolche Schrift ſchlecht, und worinnen ſie es ſei. Wir wollen damit dieſes ſagen: Man recenſirt ſolche Schriften viel zu kurz, und begnügt ſich oft nur in allgemeinen Ausdrücken zu ſagen: das iſt eine ſchlechte Schrift — eine elende Piece — der Verfaſſer hätte beſſer gethan, er wäre damit zu Hauße geblieben.

Ein ſo allgemeines Urtheil iſt aber doch zur Beſſerung des ſchlechten Schriftſtellers nicht genung. Es könnte ia doch wohl mit der Zeit noch ein guter Autor aus ihm werden, wenn man ihm ſeine Fehler zeigte, und Anweiſung gäbe, wie er ſie künftig vermeiden ſollte. Auch für dem Leſer iſt ein ſolches ſuperficielles Urtheil nicht befriedigend. Er will Gründe hören und ſehen, warum die Schrift ſchlecht ſei. Kurz — eine ſchlechte Schrift ohne Gründe verdammen und verſchreyen, iſt, wo nicht Pasqvill — doch gewis — Unbilligkeit.

Was diejenigen Schriften anlanget, welche zwar in Ansehung der Ausarbeitung keine schlechten, aber doch wegen ihres Inhalts für Christenthum, gute Sitten und Ordnung gefährlich, und also verführerisch sind, so ist derselben im letzten Viertel dieses freydenkenden und philosophischen Jahrhunderts eine große Zahl. Die Obrigkeit ist tolerant, und läßt sie verkaufen, und wir können dis, aus mehr als einer Ursache nicht tadeln — wagen es auch nicht.

Man zeigt sie in Journalen auch an, beurtheilt und wiederlegt sie. Aber nach dem einmahl angenommenen toleranten Ton, unserm Bedünken nach, mit zu weniger Schärfe, und schädlicher Nachsicht.

Man geht zu säuberlich mit dem Knaben Absalon um. Den Verfasser der giftigsten Chartecke lobt man noch neben her. Dadurch verliehrt würklich die gute Sache des Christenthums. Der an sich schon verwegene Schriftsteller, wird durch glimpfliche Behandlung noch

verwe-

verwegener, durch das eingeſtreute Lob ſich ſelbſt gefälliger. Und ſchwache Köpfe, die dergleichen Recenſionen leſen, ſehen eine ſo glimpfliche Behandlung, oft für Schwäche und Blöße des Recenſenten — ia bisweilen für etwas mehr — für heimlichen Beifall an.

Es ſoll dahero der Ton, in welchen wir, in gegenwärtigen Journal mit den Verfaſſern giftiger Schriften, ſprechen werden, etwas ernſthafter, ſchärfer und bitterer ſeyn.

Es giebt zügelloſe Menſchen in der Welt, bei denen der ſanfte Ton deſſen, der ſie beſſern, oder von Ausſchweifungen zurückhalten will — gar keine Würkung thut. Solche Menſchen muß man anfahren.

Und wenn dieſes aus warmen Eifer für Wahrheit und Tugend und zur Beſſerung des andern geſchicht, ſo iſt es nicht wider die chriſtliche Liebe. Der Apoſtel ſagt: Tit. 1, 10. 11. Es ſind viel freche und unnütze Schwä-

zer und Verführer — welchen man muß das Maul stopfen. Die da ganze Häuser verkehren, und lehren, das nicht taugt. — v. 13. Um der Ursache willen strafe sie scharf.

Es kann seyn, daß manche, zum wenigsten aus einer gewissen Gegend, hier über uns lachen, oder die Achsel zucken werden. Gut, mags doch seyn. Wir lachen auch oft über sie und zucken die Achseln. Man lasse uns doch unsre Kappe — wir wollen ihnen ihre auch lassen.

Endlich sollen auch in gegenwärtigen Journal unbillige Kunstrichter und Recensenten abgefertiget werden. Glauben wir daher, daß diesem oder jenem Verfasser in irgend einem Journal oder andern öffentlichen Schrift offenbar unrecht, und zu viel geschehen ist, so wollen wir uns seiner annehmen, ihn, so gut wir können vertheidigen, und dabei, wie es billig ist, Gründe brauchen, und dem unbilligen Rich-

ter zeigen, warum, und worinnen er einen solchen Unrecht gethan habe. —

Wollen übelbehandelte Autoren sich selbst verantworten, und dieses nicht in einer besondern Schrift thun, so können ihre Vertheidigungen, wenn sie zu dem Ende an uns eingesendet werden, und wir sie der Absicht unsers Instituts entsprechend finden, in diesem Journal einen Platz haben.

Aus allen diesem, was wir bisher gesagt haben, wird nun wohl ieder sehen, wie man auf den Einfall gekommen, dieser Schrift den Titel:

Die Geisel

zu geben. Ob aber diese Geisel sich auch in rechten Händen befinde? — davon mag und soll ein lesendes Publikum künftig urtheilen. Doch wir bitten vorläufig die Herren Bücherrichter nicht zu rasch zu seyn, und lieber erst einige Stücke dieses Journals abzuwarten, weil der kurze Inhalt des erstern, der angezeigten Absicht des Instituts, aus mehr als einer Ursache, nicht ganz vollkommen entsprechen kann.

Von der übrigen Einrichtung dieser Schrift kann zur Zeit, wenig bestimmtes gesagt werden.

Ob dahero in einem Jahre 2, 3, 4, oder mehrere Stücke werden geliefert werden, und wie viel Bogen iedes enthalten soll, bleibt ungewis. Es kommt auf die Zahl der Schriften an, die sich zu diesem Journal qvalificiren. Wobey aber doch auch dieses erinnert wird, daß man die Recensionen aller Schriften dieser Art nicht zu erwarten hat. Wir werden uns besonders auf solche einschränken, die wir unserer Einsicht nach für die gefährlichsten, ungesittesten, unbilligsten und schlechtesten halten — die am meisten auffallen, und am meisten bekannt werden.

Beiträge überhaupt, wenn sie nicht Lästerungen auf Personen, und Ungezogenheiten enthalten, dabei gründlich abgefaßt sind, werden eingerückt, und alsdann billig vergütet. Man kann sie an dem Verleger, mit Nahmensunterschrift, und zwar postfrei, einschicken. — Endlich dienet zur Nachricht, daß dieses Journal in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn wird. Geschrieben an der Leipziger Jubilate-Messe 1786.

I.

D. Johann Friedrich Tellers Anekdoten für Prediger und Priester. Sechster Band. Leipzig bei Carl Friedrich Schneider. 1785.

Das iſt der ſechſte Band einer bekannten Schrift des Herrn D. Tellers in Zeitz, die er ſeit mehrern Jahren angefangen hat herauszugeben, die ihm aber wenig Ehre gebracht hat. Daß ſie aber doch bisher ihre Käufer und Leſer gefunden, daraus iſt nichts für ihrem Werth zu ſchlieſen, da, wie bekannt, in unſern Tagen, oft gerade die ſchlechteſten Schriften, am häufigſten gekauft, und geleſen werden.

Wir wollen damit nicht behaupten, daß die Leſer ſchlechter Schriften auch allezeit, und durchgängig ſchwache Köpfe ſind. Nein, auch der helle Denker und gelehrte Mann, nimmt ſie bisweilen in die Hand, um zu ſehen, wie weit ſich

der

der Menſchenverſtand, und das menſchliche Herz verirren können. Und wenn er ſie geleſen hat, legt er ſie weg, lacht, oder hat Mitleiden.

Daß viele Leſer der angezeigten Tellerſchen Schrift, ſich in dieſem Falle befinden werden, iſt gewis, da ſie ohnſtreitig unter die ſchlechteſten Geiſtesproducte des Herrn Doctors gehört.

Dieſes allgemeine Urtheil, das wir über dieſe Schrift fällen, klingt freylich hart, und wenn wir es ohne Beweis herſetzten, und dieſe Schrift ſo dictatoriſch geradehin verwürfen, ſo würden wir es niemand verdenken können, wenn man uns beſchuldigte, daß wir ein ſchwarzes Herz hätten, und den Herrn Doctor bloß mit Calumnien anfallen wollten. Das ſei ferne von uns. Alle Vorwürffe, die wir ihm machen werden, und machen müſſen, ſollen ſich auf gewiſſenhafte Ueberzeugung gründen, und alle Beſchuldigungen ſollen mit Beweiſen und Stellen aus ſeinen Schriften belegt werden.

Der Herr Doctor hat in den vorhergehenden Bänden dieſer Schrift, ſeine Leſer immer zuerſt mit eigenen Aufſätzen und Abhandlungen zu unterhalten geſucht. Dieſes thut er auch in dieſem Bande.

Unſer Urtheil über dieſe gelieferten Aufſätze iſt folgendes:

Sie ſind überhaupt ſchlecht bearbeitet — gar nicht gründlich —.

Es sind ohne Ordnung hingeworffene Gedanken, wobei der Verfasser possirliche unzweckmäsige Seitensprünge thut. — Es ist meist abgedroschenes altes Zeug, das nach dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, oder doch nach dem Anfang des ietzigen stark riecht. Oft ist das, was er sagt, ganz unrichtig, und wider den gemeinen Menschenverstand. --

Ein hartes Urtheil! wir müssen es beweisen, und das soll uns gar nicht sauer werden. Wir wollen ietzt den ersten Aufsatz vor uns nehmen, den er in diesem Bande liefert. Er handelt von moralischen Predigten.

Von einen ernsthaften gesetzten Mann und gründlichen Gelehrten, konnte man bei einer Abhandlung dieses Inhalts erwarten, daß er vor allen Dingen einen richtigen und deutlichen Begrif von einer moralischen Predigt festsetzen, so dann von diesem gegebenen Begriff ordentlich ausgehen, und zeigen würde, wie man eine moralische Predigt machen und einrichten müsse — welche Texte vorzüglich dazu zu wählen — wie man sie zu bearbeiten habe — wie man selbst über bloß dogmatische Texte, eine gute moralische Predigt halten könne — und wie alsdenn zu verfahren sei u. s. w.

Da hätte der iunge angehende Prediger, oder Kandidat etwas lernen können.

Von

Von allen diesen sagt aber der Herr Doctor entweder gar nichts, oder, wenn er auch bisweilen darauf zu kommen scheint, und man denkt nun, er werde einmahl etwas gründliches sagen, so thut er, nach seiner gewöhnlichen Art, die schon aus den vorhergehenden Bänden dieser Schrift bekannt ist, einen poßirlichen Fechtsprung, sticht etwa iemand an, oder beleidigt öffentlich einen würdigen Gelehrten, oder erzählt eine abgedroschene Schnurre, die man in einer ernsthaften Abhandlung, und zwar von einem Doctor der Theologie gar nicht erwartet hätte.

Doch, wir wollen ihn selbst hören. S. 7. sagt er: „Es fällt mir nicht ein eine ausführliche Abhandlung zu schreiben —." Da hab'n wir's nun. Aber, warum denn nicht, Herr Doctor? Es wäre ia doch wohl besser gewesen, wenn's Ihnen eingefallen wäre, in dieser Sache, einmahl etwas gründliches und ordentliches zu schreiben. Sie haben ia in Ihren Anekdoten angehende, oder meistens noch nicht genung geübte Prediger und Kandidaten vor sich. Für diese wär's doch wohl gut, ia nöthig gewesen, wenns Ihnen eingefallen wäre, einen richtigen und bestimmten Begriff von einer moralischen Predigt zu geben. Es war ia dem Herrn Doctor, die Unwissenheit so vieler Prediger bekannt, daß er auf eben dieser Seite sagt:

„Ich wette gleich um mein Amt, (die Einkünfte

künfte abgerechnet, a) wenn die meiſten, die ſo viel von moraliſchen Predigten ſchwatzen, einen viel beſſern Begriff davon haben, als eine gewiſſe Dame — " u. ſ. w.

Nun geht er S. 8. 9. auf dieſe Dame loß, die er vermuthlich kennt, und ſucht ſie bei dieſer Gelegenheit lächerlich zu machen. Dabei fällt ihm nun gleich wieder ein Stückgen aus der Anzugspredigt eines Pfarrers ein, das er hinſetzt.

Aber, lieber Herr Doctor! wozu dieſe unzweckmäſigen poßirlichen Seitenſprünge? Ihre Leſer wollen hier wiſſen, was eigentlich eine moraliſche Predigt ſei. Das ſollen Sie ihnen ſagen. Und dergleichen Schnurren, und luſtige Stückgen heben Sie für eine Geſellſchaft von guten Freund[illegible]auf, wenn Sie mit ihnen zuſammen kommen. Da werden ſie am rechten Orte ſeyn.

S. 11. thut er einen Ausfall auf die modernen moraliſchen Prediger, und verſichert dabei: „er werde niemals, wie ſie, nämlich moraliſch predigen." —

Vielleicht, dachten wir, kann das der Herr Doctor auch nicht. Und da thut er wohl, wenn er es verredet.

S. 12. ſcheint es, als wenn er auf einmahl einen

a) Da ſieht man doch, worauf der Herr D. bei ſeinem Amte eigentlich ſieht.

einen characteriſtiſchen Begriff von einer moraliſchen Predigt, feſtſetzen wolle. „Moraliſch predigen, ſagt er, ſoll nicht bloß heiſen, Moral oder Tugendlehre predigen — ſondern es ſoll heiſen, practiſch predigen.“ — Da wiſſen wir's doch auf einmahl. Aber — was denn? Wieder nicht deutlich, was eigentlich eine moraliſche Predigt ſei. Denn unſern Einſichten nach, iſt eine practiſche Predigt, noch nicht gleich, eine moraliſche. Practiſch kann eine jede Predigt ſeyn, auch eine dogmatiſche, wenn ſie von einem geſchickten Mann bearbeitet wird. Und ſie muß es ſeyn, wenn ſie den Nahmen einer guten Predigt verdienen ſoll. Aber deswegen iſt eine ſolche practiſch eingerichtete dogmatiſche Predigt, noch keine eigentlich moraliſche. Der Begriff, den er alſo hier giebt, iſt, wo nicht ganz falſch, doch ſchwankend, unbeſtimmt und zu weit (latior ſuo definito.)

Solche unbeſtimmte Begriffe, machen würklich den ungeübten Leſer verwirrt. Es giebt, wie bekannt iſt, ſehr ſchwache Köpfe, die zumahl das, was ein Doctor der Theologie ſagt, für Götterſpruch halten. Die denken nun: Ha, weißt du es doch auf einmahl, was moraliſch predigen heißt — practiſch predigen. Aber — fragen Sie nun: Mein Herr! was heiſt denn practiſch predigen? Da wird nun etwas hergeſtottert: das — heiſt — das — heiſt — — — Nun, was denn? — Das

heiſt,

Herr Schwachkopf, sie wissen so viel, als nichts, denn der Herr Doctor Teller hats nicht deutlich gemacht, hat sie bei der Nase herum geführt.

Das gleich darauf S. 13. folgende Raisonnement, wodurch er den gegebenen Begriff aufklären will, ist ein solcher Wirrwarr von Gedanken, daß man gleich darauf schwören sollte, der Herr Verfasser müsse gar nicht wissen, was eine moralische Predigt sei.

Um sich aber noch mit Ehren aus der Sache herauszuziehen, wirft er dem Leser Staub in die Augen, und unterhält ihn mit einer Anekdote von einem Pfarrer, welcher, da er eben in die Kirche gegangen sich in der Thüre nach seiner Frau umgesehen, und ihr versichert habe: **Nu, warte nur, heute, will ich dirs'n recht sagen**, und welchem seine Frau nachgerufn: **Vergiß N. nicht, der seine Frau so geprügelt hat.**

Solche Anekdoten belustigen und unterhalten wohl manchen superficiellen Kopf, aber sie verderben ihn auch noch mehr. Er wird dadurch von der Hauptsache abgebracht, und zerstreut, der rechte Gesichtspunct wird verrückt, daß er am Ende keinen richtigen Begriff von der Sache hat. S. 19. führt er ein Stück aus einer Predigt an, die ein Pfarrer soll gehalten haben. „Man erzählte mir ohnlängst ein Stückgen von einer moralischen Predigt" u. s. w. Und nun läßt er's zu seiner eigenen Schande hin-

ſetzen. Was ſollen nun ſolche Hiſtörchen, die ihm vielleicht ein loſer Vogel aufgeheftet, weil er weiß, daß ihm damit gedient iſt, und welche entweder bloß erdichtet ſind, oder, wenn auch etwas dran iſt, doch von einem luſtigen und witzigen Kopf abſichtlich verunſtaltet, und vergrößert worden ſind? Soll der Leſer daraus lernen, was eine moraliſche Predigt iſt, und was ſie nicht iſt? — Ewig kann er das nicht. Oder will der Herr Doctor durch ſolche Späßgen bloß das Zwergfell erſchüttern? — So verdient er's, daß ieder vernünftige und ernſthafte Leſer, der nützliche Wahrheiten in ſeinem Buche ſuchte, es voll Unwillen wegwirft, ſo oft er auf ſolche Stellen ſtößt.

Und geſetzt, dieſe erzählten Stückgen von Predigern wären wahr, muß er ſie zur Entehrung und Herabſetzung des ganzen Prieſterſtandes denn öffentlich abdrucken laſſen? Er, der ſelbſt ein Prieſter iſt? — Was macht das für einen Kontraſt? Iſts nicht genug, daß man in Caffeegeſellſchaften, und auf den Bierbänken ſich ſolche Stückgen von Predigern erzählt, und über den Prieſterſtand ſpöttelt? —

S. 23. bringt er ſchon wieder eine lächerliche Stelle aus der Predigt eines Geiſtlichen, und verſichert dabei: „Ich hab' es hiſce meis auribus gehört, und ich kann mich, Gottlob, auf mein Gehör verlaſſen.“ — Trotz dieſer Verſicherung, wollen wir es doch nicht gleich für wahr halten,

halten, da wir wissen, daß die Versicherungen des Herrn Doctors nicht immer Evangelien waren. Wenn es aber auch wahrhaftig geschehen wäre, so wiederholen wir unsere Frage hier wieder: Was sollen denn diese Histörchen? Sollen sie Nutzen stiften? — Sollen sie manche Prediger abhalten, nicht so zu predigen, und sich zu bessern? Das müßten doch Prediger im Schlaraffenlande seyn.

„Doch es wird Zeit, daß ich eine ernsthaftere Mine annehme“ sagt er S. 24. — Ja — wahrhaftig hohe Zeit. Wir wollen aber auch sehen, ob er wird Wort halten. Er giebt nun von S. 24. bis S. 68. Regeln zu moralischen Predigten. Wir könnten zwar vorläufig den Schluß machen, daß er, da er ein bloß dogmatischer Prediger ist, und nach seinem eigenen Geständnis, auf moralische Predigten nichts hält, einem bekannten Sprüchwort zu Folge, (ars non habet oforem, nisi ignorantem) auch nicht viel gründliches und ordentliches sagen werde. Doch — das wollen wir erst sehen.

Die erste Regel, die er giebt, ist diese: „Eine moralische Predigt muß vor allen Dingen erwecklich seyn.“ — Wider diese Regel haben wir eben nichts einzuwenden, und er sagt dabei manches richtige. Wohin z. E. die Anmerkung gehört, daß moralische Prediger, bei bittern Ausfällen auf ihre Zuhörer, sich weder mit dem Exempel Christi, der die Pharisäer und Schrift

gelehrten öffentlich Heuchler und übertünchte Gräber nennt, noch mit dem Exempel Johannis, der sie anredet: Ihr Ottergezüchte! — behelfen und entschuldigen sollen. — Inzwischen sagt der Herr Doctor dadurch nichts neues, und es ist dafür in bekannten Schriften, die von dem christlichen Religionseifer handeln, schon längst gewarnet worden. Wie er aber bei dieser Regel auf einmahl auf den Pfarrer in R. kömmt, dem er vorwirft, daß er die Peitsche über den Buckel hängen habe, so oft er in die Stadt käme, das können wir nicht einsehen, und bewundern hier nur die besondere Logick des Herrn Doctors.

In der zweiten Regel S. 27. giebt er den Rath: „daß man von gar keinem Laster eine ganze Stunde predige“ —.

Und, wir dächten, wenn man von einem Laster recht predigen, es richtig beschreiben und unterscheiden, das Unglück, in das es stürze, lebhaft vorstellen wolle, man gewis eine ganze Stunde zubringen müsse. Aber — er scheint überhaupt haben zu wollen, daß man lieber von der Tugend predige. „Von der Tugend, sagt er, kann man niemahls genung sagen“ —. Das ist falsch. Man kann würcklich zu viel davon sagen, wenn man sie übertreibt. Und wir haben Beispiele, daß milzsüchtige, mürrische, oder von Vorurtheilen eingenommene Prediger, wenn sie zumahl mit einer rechten Schriftauslegung

legung nicht bekannt waren, oft zu viel davon gesagt, und sie übertrieben haben.

So kann man freilich, aus eben diesen Ursachen, auch oft zu viel von dem Laster sagen. Inzwischen halten wir doch, ganze Predigten von diesem oder jenem Laster, zumahl, wenn es besonders herrschend wird, und bei einer Gemeinde einreißt, für dienlich und nöthig. Bei rohen und unkultivirten Menschen, und das sind doch überall die meisten Zuhörer, thut eine Predigt vom Laster mehr Würkung, als eine von der entgegengesetzten Tugend. Der Prediger muß freilich die Gabe haben, den Schaden und das Unglück, in welches dieses Laster die Menschen stürzt, recht anschaulich zu machen. Von Poltern halten wir aber bei solchen Predigten auch nichts. S. 28. räth er, „daß ein choleriſcher Mann sich nicht mit eigentlich so genannten moraliſchen Predigten abgeben soll.“ Vermuthlich deswegen, weil er glaubt, er könne bei solchen Predigten nicht in seiner Fassung bleiben. Des Lachens haben wir uns nicht enthalten können, wenn der Herr D. gleich hinzu setzt: „Es gehört ein Mann dazu (zu moraliſchen Predigten) der mein Temperament hat, der mit kaltem Blute, die Leute kann auf den Köpfen gehen sehn, und der, daß ich so rede, Holz kann auf sich hacken lassen.“

Anfänglich dachten wir, da wir dieses la-

sen, er schäckere oder spaße etwa mit sich selbst. Da wir aber die Stelle noch einigemahl übersahen, merkten wir nun wohl, daß es sein Ernst sei. — Ist es aber Ernst, so muß er sich entweder gar nicht kennen, oder das ganze Publikum muß ihn bisher verkannt haben, oder er muß sich, wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus, plötzlich geändert haben.

Denn, wie stimmt diese Aeuserung mit seinem bisherigen Verhalten überein? Hat er nicht, seitdem er Schriftsteller ist, beinahe iedermann hitzig angegriffen? Wie oft hat er nicht geschmähet und gedrohet? — Man bedenke nur seine hitzigen und schmähsüchtigen Ausfälle, die er auf den würdigen und redlich gesinnten Herrn Domprediger Feddersen gethan hat. Der ihn doch gewiß durch nichts kann beleidiget haben, als, daß er gröſſer und besser ist, als er. Was er gegen diesen Gelehrten in seinem Cryptopelagianismus gesagt hat, ist sattsam bekannt. Und gegen die Vertheidiger des gedachten würdigen Feddersens, wirft er gar mit Schinderknechten um sich b). Wie kann er nun frei, und ohne zuerröthen, öffentlich sagen, er sei so sanftmüthig, daß er könne Holz auf sich hacken lassen? — risum teneatis.

Wir

b) S. 265. des sechsten Bandes der Anekdoten für Prediger und Priester.

Wir übergehen die folgenden Regeln, und bleiben bei der 7ten stehen, die S. 56. also lautet: „Am wenigsten sollte man über die Leidensgeschichte moralisch predigen.“ —. Was er in folgenden darüber herschwatzt, ist theils ganz unrichtig, theils so schief und unbestimmt, daß wir bekennen müssen, dabei den Doctor der Theologie vermißt zu haben. Es fiel uns dahero der Gedanke eines Recensenten ein, der bei Beurtheilung einer wider den Herrn Doctor herausgekommenen Schrift: Christlich gesinnter Bücherrichter betitelt, worinnen der Verfasser dem Herrn Teller Gelehrsamkeit zuspricht, folgendes sagt: „Und, diese Eigenschaft (nämlich die Gelehrsamkeit) spricht er Tellern in Zeitz völlig zu. Freilich, aus dem sonderbarem Grunde, weil er Doctor der Theologie sei. — Doch, das mag die Facultät beantworten, die ihn dazu geschaffen hat. — c)“

Warum er aber von moralischen Predigten über die Leidensgeschichte nichts halte, darüber erklärt er sich folgendergestallt: „Meine Ursachen sind die, daß ich einige angebe, — man macht zu wenig aus der Person Jesu — einen heiligen Mann, aber keinen Heiland“ — —.

Hier fragen wir den Herrn Doctor: Stellt

c) Allgemeine Bibliothek der neuesten Deutschen theol. Litteratur. 1. Band. p. 260.

uns die Schrift nicht auch auserdem, daß sie Jesum als unserm Heiland darstellt, ihn als **einen heiligen Mann auf**? Und weißt sie uns nicht immer hier auf ihn, als das Muster, dem wir nachfolgen sollen? —

Wenn Jesus selbst seine Zeitgenossen aufsodert: welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen — erklärt er sich da nicht selbst als **einen heiligen Mann**, und stellt er sich da nicht selbst zum Muster dar? Wenn 1 Petr. 2, 21. 22. 23. hernach sein Apostel saget: Christus hat ein Fürbild hinterlassen, daß ihr nachfolgen sollt seinen Fußtapfen — der nicht wiederschalt, da er gescholten war, nicht dräuete da er litte — stellt er da ihn nicht als **einen heiligen Mann** auf, dessen Beispiel wir in unsern Leiden nachahmen, und eben so geduldig und sanftmüthig zu seyn uns bestreben sollen? — Wenn der Apostel Paulus an einem andern Ort Philipp. 2, 5. 6. sagt: Ein ieglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war — welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt ers nicht für einen Raub Gott gleich seyn u. s. w. weißt er uns mit diesen Worten nicht hin auf die Demuth Jesu? —

Und ganz besonders gehören hieher die Worte Johannis: Wer da saget, daß er in ihm bleibet, der soll **auch wandeln, gleichwie er gewandelt hat.** 1 Joh. 2. v. 6.

Was

Was will endlich die Schrift damit, daß sie die Tugenden Jesu erzählt und beschreibt? doch wohl dieses, daß wir sie immer vor Augen haben, und uns befleisigen sollen unserm Wandel darnach einzurichten?

Dis alles vorausgesetzt, daß die Schrift selbst Jesum als einen heiligen Mann aufstellt — seine Tugenden beschreibt — die Christen zur Nachahmung ermuntert — welches alles unläugbar ist, wird es da nicht Schuldigkeit des christlichen Predigers, seinen Zuhörern, bei allen Gelegenheiten, Jesum als einen heiligen Mann vorzustellen, und sie auf dessen Tugenden hinzuweisen? —

Aber „da sehen sie ja immer nur den heiligen Mann, und nicht den Heiland“ — spricht der H. D. Antwort: Ein vernünftiger Prediger, wird gewis, so oft er Jesum als einen heiligen Mann aufstellt, und dessen Tugenden zur Nachahmung empfiehlt, ihn auch zugleich als Heiland betrachten und darstellen. Er wird sagen, eben so ein heiliger und tugendhafter Mann mußte Jesus seyn, sonst hätte er nicht unser Heiland seyn können: Und das sagt ia die Schrift selbst ausdrücklich: Einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, und von den Sündern abgesondert — dem nicht täglich Noth wäre, wie ie-

nen Hohenprieſtern, zuerſt für eigene Sünde Opfer zu thun. u. ſ. w.

Es ſcheint uns überhaupt, als wenn der H. D. die Meinung hätte, Jeſus ſei nur dadurch unſer Erlöſer, daß er gelitten habe und geſtorben ſei, welches aber falſch iſt. Denn er iſt ja auch durch ſeine Heiligkeit, und tugendhaftes Leben, wodurch er für uns das Geſetz erfüllte, unſer Erlöſer. Und wir ſagen deswegen in unſern theologiſchen Lehrbüchern, daß uns Gott die Heiligkeit und Gerechtigkeit Jeſu zurechne, und uns um des vollkommenen Gehorſams Jeſu (ſeiner Heiligkeit) willen, für unſchuldig erkläre. Und doch ſoll, nach des Herrn Doctors Meinung keine Predigerſeele, dieſer Heiligkeit Jeſu in Faſtenpredigten gedenken und ſie den Chriſten zum Muſter empfehlen. d)

End-

d) Es iſt wahrhaftig von nachtheiligen Folgen für die Religionsbegriffe unſerer Chriſten, wenn man die Erlöſung Jeſu, nur auf ſein Leiden und Sterben einſchränkt. Wenn man die Jugend fragt, was Jeſus gethan habe, uns zu erlöſen, ſo iſt die Antwort die: Er hat gelitten, und iſt geſtorben. Allein, man ſollte den Begriff erweitern, und Jungen und Alten begreiflich machen, daß uns Jeſus von der

Sün-

Endlich, so kann ja kein Mensch, an der Erlösung Jesu würklich Theil haben, und die Früchte derselben genieſen, wenn er sich nicht bestrebt, ein heiliges und frommes Leben zu führen. Der Glaube ohne Werke ist ja tod — d. i. vergeblich. Soll aber der Christ ein heiliges Leben führen — wen soll er hier zum Muster nehmen! — Doch wohl Jesum? — Und also muß der christliche Prediger ihn als einen heiligen Mann vorstellen, dessen Tugenden anpreisen! und einschärfen. Das kann er bei vielen Gelegenheiten, bei Fastenpredigten aber am besten thun.

Bei der 8. Regel, S. 60. räth er den Predigern, nicht von allen Tugenden und Lastern, ohne Unterschied zu predigen. „Es soll sich, heist es, der Prediger wohl prüfen, bei Abhandlung moralischer Wahrheiten, — zu gewissen Wahrheiten, schicke sich dieser und jener wie der Esel zur Laute.“

Hier-

Sünde, d. i. von der Herrschaft und traurigen Folgen derselben, nicht bloß durch Leiden, sondern auch durch sein Lehren, und Beispielgeben erlöſet habe. Man muß auch die Aufklärung nicht vergessen, die ihm die Welt zu verdanken hat. Er war das wahrhaftige Licht, welches die Menschen erleuchtet. Deswegen fällt die Idee von der Satisfaction nicht weg.

Hierauf fängt er an, so viel unreifes und unüberdachtes herzuschwatzen, daß vernünftige Leser denken müssen, er schwärme gar. Damit niemand glaube, wir thäten ihm zu viel, so wollen wir sein verwirrtes Raisonnement hersetzen. Verdaue es, wer da kann, wir haben es nicht gekonnt.

„Wer von einem Laster predigen will, hebt er an, muß von dem predigen, welches seine anklebende Eigenschaft ist. Nur der Geitzhalß, vom eigentlich sogenanntem Geitz — nur der Menschenfeind von der Liebloſigkeit — nur der Wollüstige, von der Wollust, von der Ueppigkeit predigen, wenn er characteriſtiſch, und glücklich, und der Wahrheit gemäß predigen will.“

Von welchem Laster müste da wohl der H. D. recht characteriſtiſch, glücklich, und der Wahrheit gemäß predigen, dachten wir. Eine Predigt wider die Schmäh- und Verläumdungssucht, möchten wir wohl von ihm hören. Die müßte, nach seinen geäuserten Grundsätzen, wohl ohne Zweifel recht characteriſtiſch, und der Wahrheit gemäß seyn.

S. 61. fährt er fort: „Wir müssen die Tugend empfehlen. Diese aber muß bei uns zu Hauße seyn. Wir müssen nicht selbſt Leute seyn, deren Reich von dieser Welt iſt, wenn wir auf eine schickliche Art, über die Worte Jesu predigen wollen, mein Reich iſt nicht von dieser Welt.

Welt. — Kurtz, der Prediger, muß ganz der seyn, der er will, daß sein Zuhörer seyn soll. Wie ganz wiedersinnig, und wiedersprechend ist es aber, wie gleichwohl gewöhnlich, wenn ein mürrischer Mann auftritt, der aussieht, wie ein Menschenfresser," (hier hat er vermuthlich einen von seinen Herrn Amtsbrüdern vor Augen) „und gleichwohl von der Freude in Gott, und der Freudigkeit eines Christen — ein finsterer Mann von der Erleuchtung — der unbarmhertzige Geitzhalß, von der Pflicht der Barmhertzigkeit redet. — Wenn der Bon-vivant den Enthusiasten macht — wenn der schläfrige und phlegmatische Mann, der, so bald er auftritt, sich auf seine Bank hinsetzt" (vermuthlich wieder ein Ausfall auf einen Herrn Amtsbruder) „und seine Predigt, von seinen goldgelben Pappier, auf seinem aufgeschraubten Pulte ablieset, von der geistlichen Wachsamkeit, — der sangvinische, der sich aus einem Winkel in den andern treiben läßt, von dem geistlichen Kampfe — der cholerische der mit Händen und Füssen um sich her schmeißt, aber es nicht böse meint, von der christlichen Sanftmuth prediget. Nun werdet ihr mir bald recht geben, ehrwürdige Amtsbrüder!" ruft er aus. — Recht geben? — wie könnten wir das, Herr Doctor, da sich unser sensus communis darwieder empöhrt.

Doch wir wollen ihn weiter hören — aber

nicht

nicht lange, denn wer kann das aushalten! „Der choleriſche Mann, heiſt es ferner, predige von der chriſtlichen Tapferkeit — von dem Siege des Glaubens, der die Welt überwindet — der, der ein wäſſriges Blut hat, von der chriſtlichen Sanfmuth — der Schleicher, von der Demuth — der Fuchsſchwänzer von der Menſchenliebe — der Geitzhalß, der ſich die Nacht, eine Blaſe ums Maul bindet, daß, wenn er Athem hohlt, er nicht ein bischen Seele verliehre, vom Geitze.“ (Iſt darinnen wohl Menſchenverſtand? — das beantworte mir einer.) — „der Verſchwender, oder doch der gutherzige Narre, der das Hemde vom Leibe wegſchenkt, von der Barmherzigkeit — der ausgewachſene Grobian, von der Unhöflichkeit — der Poltron von der Unerſchrockenheit. u. ſ. w.“

Au! weh — au! weh — ohe iam ſatis eſt — werden unſere Leſer hier ausrufen. Lieber Himmel! wie muß dem Manne zu Muthe ſeyn, wenn er das ſo hinſchreibt, und ſich dabei noch ſo herzlich wohlgefällt, und doch bei allem dieſen wahren Unſinn, den er auskramt, noch ſo kühn ſeyn kann, hämiſche Ausfälle auf andere zu thun!

Da wir dem H. D. oben den Vorwurf gemacht haben, daß manche ſeiner geieferten Abhandlungen altes abgedroſchenes Zeug enthielten, und nach den letztem Viertel des vergange-

nen

nen Jahrhunderts, oder doch nach dem Anfang des ietzigen schmekten, so wollen wir diesen Vorwurf, mit einigen Aufsätzen, die sich im dritten Bande seiner Anecdoten befinden, und den wir gleich bei der Hand haben, beweisen. Und damit niemand denken möge, wir wollten nur dem H. D. Unrecht thun, und ihn ohne Grund schmähen, so werden wir alles treulich abdruken lassen, wie es im angezeigten Bande stehet, und mit unsern Anmerkungen begleiten. Wer die bekannte Geschichte des Bruder Gerundio von Campazas gelesen hat, wird sich bei manchen Stellen, nicht enthalten können, an dessen Manier zu predigen, oder doch gewis an des Pater Blas seine zu erinnern.

Hier folgen nun diese Aufsätze, sie fangen von S. 86. des schon gemeldeten dritten Bandes an. Wir wollen iedoch nur diejenigen Stellen ausheben, die am meisten auffallen, und den von uns gemachten Vorwurf geradezu beweisen.

Am 4ten Adventssonntage.

„Deine Kleider sind nicht veraltet an dir. Eine merkwürdige Wohlthat Gottes, die er den Kindern Israel, unter andern grosen Wohlthaten, während ihrer 40 jährigen Wanderschaft in der Wüsten, erwieß. — Eine merkwürdige Wohlthat — ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, sondern sogleich

gleich ſagen, wohin ietzt, meine Abſicht, bei dieſer wunderbaren Geſchichte geht, und was ich dabei denke. — Ich laſſe nämlich ietzo die Geſchichte ſelbſt — und denke dabei an etwas wichtigers und wünſche und ſeufze. — Ich wünſchte nämlich von Herzen, daß dieſe Worte in allem Verſtande wahr wären“ (Was kann ein zur Myſtik und zu Allegorien geneigter Mann nicht überall für Bedeutungen finden!) „daß dieſe Geſchichte, die nur einmahl im Reich der Natur da geweſen, auch eine gewöhnliche, und mehr gemeine im Reich der Gnaden wäre. — Ich wünſchte, daß man zu ieden Chriſten, eben das, in Anſehung der Bewandnis ſeines geiſtlichen Zuſtandes ſagen könne: **Deine Kleider an dir ſind nicht veraltet.**“ (wo wirds da hinauswollen — wird hier der Zuhörer denken, und ſich die Stirne reiben.) „Aber eben hier, wo wir wünſchen, hier iſt es auch wo wir ſeufzen“ (mancher Leſer ſeufzt gewis auch mit uns, wenn er nun gleich folgendes lieſt:) „Haltet nur, ihr Chriſten, euren gegenwärtigen Zuſtand, gegen euren erſten — denket an eure Taufgnade zurücke — denket mit mir ietzo an ienen ſeeligen Augenblik, da der Diener des Herrn, euch mit dem Creutze Chriſti gezeichnet, an der Stirn und an der Bruſt,“ (begünſtiget man durch den Gebrauch ſolcher Redensarten, nicht den bekannten Aberglauben des gemeinen Volks in Anſehung des Creutzmachens? — „da er mit der Hand über eu-

rem

rem Scheitel dem Satan gebot, e) fahre aus, du unreiner Geiſt. Da das lebendige und kräftige Wort Gottes, ſeine erſte Kraft in euren Seelen bewieß, und Mark und Bein, und Seel und Geiſt durch die Wiedergeburt ſchied.

Da

e) Aber, wozu dieſer Ausdruk, wenn der Herr Doctor, wie er in der darunter geſetzten Note ſa[illegible], die Sache beſſer verſtanden wiſſen will, al[illegible] er ſich darüber ausdrükt? — Er begünſtigt ja doch durch dieſe Redensart, den gewöhnlichen Aberglauben des gemeinen Mannes, daß der Satan vor der Taufe das Kind leibhaftig beſitze, oder doch unter der ſouveralnen Gewalt ſeiner hölliſchen Maieſtät ſtehe. „Machts anders, aber beſſer„ — ſpricht der H. D. in der angeführten Anmerkung. Und das iſt unſern Einſichten nach leicht möglich. Man darf nur ſich ſolcher Redensarten in Predigten und Reden an das Volk, gänzlich enthalten. Es iſt genung, daß wir ſie noch bei der Taufe brauchen müſſen. Aber es ſcheint uns überhaupt, als wenn der H. D. ſelbſt die grobe Idee vom Exorcismus noch nicht gänzlich habe fahren laſſen. — Man kann dieſes, nicht ohne Grund vermuthen, weil er in ſeinen Schriften, an manchen Orten, einen ſtar-

Da Christus und Belial sich in euch schieden, da ihr zum geistlichen Priesterthum eingeweihet wurdet — da euch die Kleider des Heils angelegt, und ihr mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet wurdet — da ihr Jesum anzoget, denn

ken Hang zu dergleichen abergläubischen Meinungen verräth.

Ein Mann, der in der sogenannten abgenöthigten Kritik wider seines Herrn Bruders Lehrbuch, soviel auf Visionen und Ahndungen hält — sich noch getraut, die Probst Müller, und die Möglichkeit der Lohmannischen Besitzung zu vertheidigen, der in der angezeigten Schrift, so wunderliche Meinungen in der Lehre von Engeln hegt, und so viel unerwiesenes von ihren Würkungen schwatzt, so viel von machinationibus des Teufels fürchtet — der sich überredet, daß es noch heut zu Tage Lehrer gebe, die durch den heiligen Geist wunderthätige Würkungen thun, und die Zeit des jüngsten Tages voraus bestimmen können — dem kann man doch wohl zutrauen, daß er auch noch von dem Exorcismus bei der Taufe ziemlich grobe Ideen haben müsse, zumahl, wenn er sich so darüber ausdrükt, wie oben geschehen ist.

denn wieviel euer getauft sind, die haben Jesum Christum angezogen. Wie sieht es denn, ihr guten Christen, mit diesen euren geistlichen Kleidern aus? — Sind sie auf dem Wege eurer bisherigen Wanderschaft, nach jenen himmlischen Jerusalem nicht veraltet? Du Volk, das du getauft bist, können wir in Ansehung derselben eben so sagen, wie Moses zu jenen Israelitischen Volk sagte — **Deine Kleider des Heils sind nicht veraltet an dir?** — Ihr meisten Christen, was soll man zu euch, in Ansehung der Kleider des Heils sagen? — Doch, ihr Seeligen am Thron, angethan mit weiser Seiden, die ihr eure Kleider im Bad der Wiedergeburt gewaschen habt, im Blut der Reinigung des Lammes, das sind die Kleider des Heils, die ihr unbefleckt erhalten habt. Eben das war die Anrede, mit welcher euch, euer Seeligmacher am Throne, empfieng: **Deine Kleider sind nicht veraltet an dir.**" f)

f) Hier frage ich einen ieden verständigen und unbefangenen Leser, ob wohl bei einen solchen Vortrag, der lauter morgenländische Redensarten und Hebraismen, ohne Erklärung, auf einander häuft, ein Laie und ungelehrter Zuhörer, einen richtigen und deutlichen Begriff von der heiligen Taufe, und ihren Würkungen.

Von S. 88. des berührten 3ten Bandes liefert der H. D. einen Aufſatz,

am

gen, erlangen kann? Wenn der H. D. allezeit ſo predigt, ſo glauben wir es, was manche ſeiner Zuhörer geſagt haben, daß ſie eben ſo dumm aus ſeinen Predigten wieder herausgiengen, als ſie hineingegangen wären. Heiſt das etwa, nach der Meinung des H. D. bibliſch predigen, wenn man ſeinen Vortrag mit morgenländiſchen und hebräiſchen Redensarten ausſchmükt? — Nein — das heiſt nicht bibliſch, ſondern unüberlegt und zwekwidrig predigen. Denn der Laie kann mit ſolchen Ausdrücken keine Begriffe — zum wenigſten keine richtigen, verbinden. Wie er das alſo bei ſeinem Gewiſſen und bei Gott ſich zuverantworten getrauet, wenn er durch einen ſolchen Vortrag ſeine Zuhörer verwirrt, oder in der Unwiſſenheit erhält, auch wohl durch dergleichen Aufſätze manchen jungen Prediger verführt, daß er eben ſo prediget, und bei ſeiner Gemeinde Schaden ſtiftet, — das wiſſen wir nicht. Was kann der ungelehrte — der Handwerksmann, der Tagelöhner da denken, wenn er von Kleidern des Heils — vom Rok der Gerechtigkeit Jeſu — vom Worte Gottes, das

Mark

der sehr ins Lächerliche fällt, denn er führt darinne den Hauptgedanken aus: daß die Krippe Jesu zu Bethlehem ein Gesundbrunn sei. Es giebt ihm eine Stelle aus dem alten Testament, 2 Sam. 23, 15. 16. dazu Gelegenheit. Und nachdem er die daselbst befindlichen Worte angeführet, lässet er sich darüber also heraus: „Lasset uns die Umstände dieser Geschichte, die dem ersten Ansehen nach, von der Geschichte dieser Tage, so weit abgelegen ist, etwas mehr aus einander setzen: Die Rede ist von einem Wasser zu Bethlehem im Thore: wo also ein Gesundbrunnen, oder ein besonders ge-

 sundes

Mark und Bein, und Seel und Geist scheidet — vom geistlichen Priesterthum — von Seeligen am Throne, angethan mit weiser Seiden — von dem Waschen der Kleider des Heils im Bad der Wiedergeburt — hört? — — Nichts kann er denken, als dieses, daß so ein Prediger kein ehrlicher Mann ist, daß er seine Zuhörer entweder absichtlich in der Dummheit erhalten will — oder daß er's selbst nicht besser versteht. — Der H. D. ist wahrhaftig mit seiner Predigermethode um ein halbes Jahrhundert zum wenigsten, zurück. Wie er aber, demungeachtet, noch auf andere Prediger bittere Ausfälle thun kann, begreifen wir nicht.

sundes Wasser seyn mußte“ (das sehen wir nun nicht, denn die Schrift sagt ia davon nichts. Es konnte bloß ein wohlschmeckendes Wasser seyn.) „David ist lüstern nach diesem Wasser, und hat eine besondere Sehnsucht nach denselben. Drei Helden dringen mit Gewalt ins Lager der Philister, und holen dem David von diesem Wasser. — Der besonderste Umstand bei dieser Geschichte ist der: David, der vorher nach diesem Wasser so lüstern war, mag es nun nicht trinken —. Alles Umstände, bei denen ich etwas von den Umständen der Geschichte dieser Tage sehe.“ (Muß der Herr D. nicht gute [illegible]gen haben! Wir hätten nichts gesehen.) „Die Rede heist es ferner, war von einem Wasser aus dem Gesundbrunnen zu Bethlehem. Diesen Gesundbrunnen sehe ich in der Krippe Jesu. In derselben liegt der, der die lebendige Quelle heist, der, von dem ein Jesaias sagt, aus dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fliesen. In derselben liegt der, der von sich selbst sagt: Er habe das lebendige Wasser, und, wer es trinken werde, den werde ewig nicht dürsten, sondern, das Wasser, das er ihm geben werde, werde ihm ein Brunn werden, der ins ewige Leben quillt. David dürstete nach dem Wasser des Gesundbrunnens zu Bethlehem. Eben so dürstete ehedem die lüsterne Heilsbegierde“ (lüstern ist kein Wort, das sich zu Heilsbegierde schickt, es hat eine unreine oder doch unedle Nebenidee) „der Vä-

ter des alten Teſtaments, nach dem lebendigen Waſſer des Geſundbrunnens zu Bethlehem, der in dieſen Tagen die Krippe Jeſu iſt. — —“

„Drei Helden dringen mit Gewalt ins Lager der Philiſter. So thaten die Heiligen, die Helden des Glaubens, ehedem mit ihrem Gebete, dem Himmelreich Gewalt an —. So mit Gewalt, mit der Gewalt ihres Gebets, das ſtärker iſt, als die Helden Davids, drungen die Gläubigen, in dich o Gott! — Wie der Hirſch ſchreyet nach friſchem Waſſer, ſo ſchrien ihre durſtige Seelen, Gott, zu dir, daß du den Himmel zerriſſeſt, und führeſt herab.“ — —

„Dieſe drei Helden, bringen David Waſſer, und nunmehro will ers nicht trinken, — das Waſſer, nach dem er vorher ſo lüſtern war. Hier, meine Brüder, möchten bei der Krippe Bethlehems, unſere Augen Thränenquellen werden“ — —

ſapienti ſat! —

Und wir möchten, bei einer ſo gezwungenen, allegoriſchen, bildlichen, und längſt auſer der Mode gekommenen Art zu predigen, die gar nicht erbaulich iſt, und nicht ſeyn kann, aus Mitleid weinen. Die Zeiten ſind längſt vorbei, da ſolche Vorträge galten, da von der Krippe Jeſu, von dem Heu oder Stroh, darauf er gelegen, von dem Ochſelein und dem Eſelein im

Stalle, wo er gebohren worden, oder von der Eselin, worauf er geritten, in Predigten unverdauliches Zeug geredet wurde. Wer ietzo noch so predigt, ist des Auslachens werth. Hat man denn nicht wichtigere Umstände bei der Geburt Jesu — daß man darüber wohl die Krippe vergessen kann? — Geärgert haben wir uns oft, wenn wir alte Prediger haben den Hauptsatz vortragen hören: Den großen Gott in der Krippe zu Bethlehem.

Wenn Leute von Geschmack und Klugheit dergleichen Predigten hören — darf man sich wundern, wo die Spöttereien über die Prediger, und endlich über die Religion selbst herkommen? —

Von S. 91. des mehrbesagten dritten Bandes, liefert der H. D. einen Aufsatz

am Charfreytage

welcher wieder ein Beweiß von seiner alten und unschicklichen Predigermethode ist. „Jona, heißts, sprach zu den Schiffleuten: nehmet mich, und werft mich ins Meer. Und sie nahmen Jona, und warffen ihn ins Meer, da wurde es stille von seinen Wüten — Und Jona war im Bauche des Fisches, drei Tage, und drei Nächte. —

„Würden wir auch nur auf den Einfall gerathen m. th. Z. daß diese letzten Worte was Vorbildliches wären von der Zeit der Leiden Je-

ſit, bis zu ſeiner Auferſtehung, — wenn nicht Jeſus ſelbſt dieſe Erklärung davon machte, wenn er nicht ſelbſt ſagte: Gleichwie Jonas war drei Tage — — —

„Hat aber dieſer letzte Umſtand, nach der eigenen Auslegung Jeſu was zu ſagen, ſo ſollte ich meinen, daß ich mich wohl nicht irren würde, wenn ich noch weiter gienge, und wenn ich behauptete, daß auch das vorhergehende ein bedeutender Umſtand ſei: Jona ſprach zu den Schiffleuten — —.“ Aber, wer heiſt uns hier denn weiter gehen, als wir ſollen? Wollen wir denn alles zu Vorbildern im alten Teſtamente machen? — Und ſollen denn alle Umſtände eine geheime allegoriſche Bedeutung haben? — Man nehme doch weiter keine Vorbilder an, als die man ausdrücklich im neuen Teſtamente als ſolche angeführt findet, und auch da ſey man noch behutſam, und verwechſele bloſſe Accommodation nicht mit einem würklichen Vorbilde. Die bekannten Worte Jeſu: Gleichwie Jonas — — — nöthigen uns freilich, in dem Umſtand, daß Jonas drei Tage im Bauche des Wallfiſches geweſen, ein Vorbild zu ſuchen. Aber, muß denn nun auch alles andere in der Geſchichte dieſes Propheten vorbildlich und bedeutend ſeyn? — Sonſten war es nichts ſeltenes, Prediger zu finden, die nicht bloß ganze Stunden lang ihre Heerden mit Typologie fütterten; manche predigten das

ganze Jahr hindurch von Vorbildern, und wer's da am beſten und krauſeſten machen konnte, der dünkte ſich, die meiſte Erbauung geſtiftet zu haben. — Es iſt aber gar nicht erbaulich, ſo zu predigen, beſonders iſt ſolcher allegoriſcher Kram gar nicht für's Volk, deſſen Kopf dadurch nur ſchwindlich gemacht wird. Man hat dahero, bei der Aufklärung der ietzigen Zeiten, den Geſchmack an dieſer Sache verlohren.

Dem H. D. der noch ſo ſehr geneigt ſcheint, alles im alten Teſtament vorbildlich zu finden, rathen wir zu ſeiner baldigen Beſſerung, das unvergleichliche Buch, des Herrn D. Johann Wilhelm Rau zu leſen, welches den Titel führt: Freymüthige Unterſuchungen, über die Typologie. Ohngeachtet wir ſelbſt nicht alle Aeuſerungen des Herrn Rau unterſchreiben mögen, ſo iſt doch ſeine Schrift die beſte und gründlichſte, unter allen, die über dieſe Materie erſchienen ſind.

Doch — wir wollen den Herrn D. Teller weiter hören: „Ich werde hier den Anfang der Leiden Jeſu, und ſeinen Tod, mit dem ſie ſich endigten, gewahr. Lieber, was betraf das ganze Leiden, und der Tod Jeſu ſonſt, als eben dem Umſtand, daß ſich, die daher rauſchenden Fluthen des göttlichen Zorns, die ſich in Abgrund ergoſſen, und daſelbſt Bäche Belials wurden, und eben diejenigen wären, von welchen der Heiland ſagt: Die Bäche Belials erſchreck-

erſchreckten mich, daß ſich dieſe daher rauſchenden Fluthen des göttlichen Zorns legen möchten.“ —

Lieber Gott! was kann der arme Laie, und unwiſſende Zuhörer, bei einen ſolchen Vortrag denken! Wer wird nun in einer Volkspredigt von Bächen Belials reden, von daher rauſchenden Fluthen des göttlichen Zorns, die ſich in Abgrund ergoſſen, und daſelbſt Bäche Belials wurden? Wir bedauren die arme Heerde, die mit ſolchem unverdaulichen Futter gefüttert wird. Heiſt das Milch zu trinken geben, und nicht ſtarke Speiſe? — Wie kann das der H. D. bei ſeinem Gewiſſen verantworten! —

S. 92. fährt er nun, um ſeine Allegorie vollends auszuführen, alſo fort: „Was ſollte der Vater der Barmherzigkeit, der ſich aller erbarmen wollte, thun, damit ſich der Sturm, der Sturm des wütenden und wallenden Meers, der daher rauſchenden Fluthen ſeines Zorns legte?“

Das iſt doch eine erſchreckliche Beſchreibung des göttlichen Misfallens an den Sünden der Menſchen. Denn der Zorn Gottes iſt ja doch im Grunde nur Misfallen und weiter nichts. Was ſoll nun aber bei Beſchreibung dieſes Misfallens der Sturm — das wütende und wallende Meer — die daher rauſchen-

den

den Fluthen? — Freilich ſehen wir wohl, wohin der H. D. mit allen dieſen will. Er will ſeiner einmahl angefangenen Allegorie ein Kolorit geben. Es war ja ein Sturm auf dem Meer, in welches Jonas geſtürzt wurde. — Daher muß er freilich nun auch einen Sturm in dem Meer des göttlichen Zorns entſtehen laſſen, in welches Meer hernach ſeine Imagination den Herrn Jeſum werffen läſt.

Dieſe Stelle, müſſen wir noch herſetzen: „Nunmehro kam er, der Sündenträger — gieng ſeinem Verräther, und der Schaar ſeiner Feinde entgegen — both ſich ſelbſt zu ſeinem Tode, ſeinen Feinden an — that hiermit nichts anders, als, was dort ein Jonas that. Jonas ſprach: Werffet mich ins Meer. Und ſie warfen ihn in das Meer —. Der Vater nimmt heute ſeinen Sohn — wirft ihn, und mit ihm alle unſere Sünden, in die Tiefe des Meeres ſeines Zorns, und ſein Zorn legte ſich, und ward geſtillt. Sie nahmen Jonas, und warfen ihn in das Meer, und das Meer ward ganz ſtille von ſeinen Wüten. Eine ſolche den Zorn Gottes ſtillende Kraft — iſt die Kraft des Creutzes Jeſu — — — —."

Wir werffen hier die Feder weg, und danken Gott, daß wir nicht mehr abſchreiben dürfen. Da möchte einer die Kolick bekommen.—

Wer

Wer dieſe Aufſätze lieſt, wird gewis keine lüſterne Begierde bekommen, Predigten von dem Herrn D. zu hören, oder zu leſen. Wie wir denn hier öffentlich ſagen müſſen, daß die Predigten, die wir ſonſt von ihm geleſen haben, entweder von gleichem Schlage, oder doch nicht viel beſſer waren. Er ſcheint eigentlich gar nicht Prediger zu ſeyn, zum wenigſten nicht fürs Volk, und für die ietzigen Zeiten. Wie unendlich weit übertrift ihn ſein verehrungswürdiger Herr Bruder, der berühmte Herr Conſiſtorialrath Teller in Berlin in der populairen Beredſamkeit. Auch ſein ſeel. Herr Vater übertrift ihn ſo gar in der Ordnung der Sachen, und deutlichem Stil, ohngeachtet er nur für die damaligen Zeiten Prediger war.

Man hat ihm dieſes auch ſchon in manchem Journal vorgeworffen, und die Herren Berliner, denen er nun freilich auch deswegen nicht ſehr gewogen iſt, haben, ſo viel uns wiſſend iſt, ſeine alte Predigermanier ſehr durchgenommen. Gleichwohl droht er S. 56. des ſechſten Bandes ſeiner Anekdoten, wieder Paſſionspredigten herauszugeben.

Sollten ſie von nicht beſſerm Gehalt ſeyn, als ſeine bisher gelieferten Kanzelarbeiten, ſo wollten wir ihm, wohlmeinend, und zu ſeiner Ehre rathen, daß er damit zu Hauſe bleibe. Es müßte denn einmahl die alte Predigerma-

nier,

nier, z. E. die eines Creidius — oder die eines Johann Christoph Lehmanns wieder in Gang kommen. Nun, dann könnten die Erben des H. D. noch davon Nutzen ziehen, und die homiletischen Arbeiten ihres Vaters drucken lassen.

Nach dieser Ausschweifung, gehen wir nun in der Beurtheilung des vor uns liegenden 6ten Bandes seiner Anekdoten fort. Er liefert von S. 68 bis 86. ein Responsum des seel. Crusius, die Frage betreffend: Ob ein Mann seines verstorbenen Eheweibes Bruders Tochter, heirathen dürfe? welches zwar in der gewöhnlichen Manier des seel. Mannes, aber doch gründlich und gut abgefasset ist. — Von S. 87. bis 128 wird ein Auszug aus des seel. Superint. Carl Benedict Stößners, Abhandlung von der gesetzmäsigen Verlösung der Kirchenstühle in Churſächs. Landen, gegeben, welcher ebenfalls gut, und für Prediger überaus brauchbar ist. Ob wir aber schon wegen dieser zwekmäsigen Aufsätze mit dem Herrn D. zufrieden sind, so werden wir doch gleich wieder mit ihm höchst unzufrieden, da er v. S. 128 bis 135. einen Auszug aus der sehr bekannten Predigt, Michael Sebastian Speers, Pfarrers zu Rechenberg in Pommern, die er 1729 gehalten haben soll, abdrucken läßt. Wir dürfen wohl unsern Lesern keine Stellen aus dieser Predigt hersetzen, da sie so allgemein bekannt

ist,

iſt, daß ſie ſeit langen Jahren ſo gar unter den Handwerkspurſchen abgeſchrieben herumgeht, die ſie ſich einander vorzuleſen pflegen, und ſich darüber luſtig machen. — Der Herr Docter hätte ſich ſchämen ſollen, ein ſolches ganz unwürdiges Product, in einer Schrift für Prediger und Prieſter aufzunehmen, welches wahrhaftig nur auf die Bierbank gehört. Wir können auch die eigentliche Abſicht des H. D. dabei gar nicht einſehen. Hat ers bloß zum Spaß gethan, um dem Leſer etwas zu lachen zu machen; ſo verſichern wir ihn, daß er zum wenigſten bei geſetzten und ernſthaften Köpfen dieſe Abſicht nicht erreichen wird. Solche werden ſich vielmehr darüber ärgern, daß er nicht mehr Achtung für ſeine Leſer hat, und ihren Geſchmak für ſo verdorben hält, daß er glauben kann, man dörfe ſie nur mit Schnurren unterhalten, die eigentlich nur ins Wirthshauß gehören.

Oder hat er dieſes Product eines unſinnigen Predigers, etwa abdruken laſſen, um eine Satyre auf die ietzigen Volkspredigér zu machen, wie es beinahe auf S. 136 ſcheint, ſo iſt dieſes gar nicht zwekmäſig. Denn, welcher von den heutigen Volkspredigern iſt wohl dieſem Paſtor Speer in ſeinem Gewäſche ähnlich? — Und wo iſt wohl zu unſern Zeiten ein Prediger, ſo abgeſchmakt er auch ſonſt predigen mag, der durch einen ſolchen unſinnigen Aufſatz, und

durch

durch das Lächerliche deſſelben, erſt gebeſſert werden müßte? —

Von S. 136 bis 251. unterhält er nun die Leſer mit eigentlichen Anekdoten. Und da er ſelbſt überzeugt iſt, daß das meiſte unwahr und erdichtet iſt, ſo deke er ſich mit der Ueberſchrift: relata refero. Das hätte nun im Grunde auch nichts zu bedeuten. Da es aber mehrentheils burleske Hiſtörchen, Karricaturen, Poſſen, Narrentheidungen und Eulenſpiegelſtreiche ſind, die er erzählt, ſo wiſſen wir das mit dem Stande und der Würde des H. D. nicht zu reimen. Es giebt freilich wohl auch unter Prieſtern manche Leſer, die an ſolchen Stükgen einen herzlichen Gefallen finden, und ſich ungemein wundern werden, wo doch der H. D. alle die Schnaken her habe, die ihnen bei ihren Tabaksgeſellſchaften ſo behaglich ſind, und manchen Zeitvertreib machen. Allein die feiner denkenden Köpfe, und deren giebts doch wohl hoffentlich, mehrere unter Prädigern, werden's bedauren, daß der Herr Verfaſſer ſeine Anlage zum humoriſtiſchen Erzähler misbraucht, um einen Luſtigmacher a la Scarron vorzuſtellen.

Zum Beweiß wollen mir doch den H. D. einige ſolcher Schnurren erzählen laſſen. S. 143. heiſts. „Ein altväteriſcher Bauer, welcher den Irrthum hegte, daß Gott das hundertfältig wieder ſegne, was man dem Beichtvater ſchen-

ſchenke — deſſen Familie aber ausgeſtorben iſt — brachte ſeinem Pfarrer eine fette Gans. Hier, Herr Pfarrer, nehm er vorlieb. Die Frau, die ſchon das Meſſer in der Hand hatte, thierte von weiten nicht ſchlecht. Wollt ihr denn, mein Freund ein Gläsgen Brandewein haben? — Herr Pfarrer, war frät giebt glech nicht gerne! Nun wart nur ein bisgen. Der gutherzige Bauer denkt, der Pfarrer hohlt ein Gläsgen Brandewein, und behält unterdeſſen ſeine Gans unter dem Arme. Unterdeſſen kommt der Pfarrer zurück, mit einem großen mächtigen Buche unter dem Arme. Setzt euch doch nieder mein Freund, ich pflege mir das aufzuſchreiben, was mir einer oder der andere ſchenkt. Der Bauer, der was von einer Matrickel gehört hatte, in welcher die Pfarrer alles einſchreiben, und wodurch es nach und nach ein Muß werde, ſagte: Herr Pfarrer, ſchreib er doch och dazu, ich hätte aber die Gans och wieder mitgenommen: Und hiermit gieng mein Bauer fort, und kam in ſeinem Leben nicht wieder. Nun hätte man ſollen die Frau hören. Da ſtund ſie, wie vom Schlage gerührt. Du dumme Gans u. ſ. w.“

Von gleichen Gehalt iſt die Schnurre S. 166. Die Geſchichte der zwei Kandidaten in den Examen beim ſeel. Deyling iſt ſo abgedroſchen, und unzählige mahlſchon erzählt worden, daß wir gar nicht ſehen, warum er ſie

noch einmahl aufwärmt, und hier auf ein paar Seiten abdrucken läßt. Eben so abgedroschen ist die ganze Erzählung von dem Entstehen des allgemein bekannten Sprüchworts: Schreibt, daß ihr bei der Pfarre bleibt.

S. 243. erzählt er, es habe ein Pfarrer, die Leichenpredigt, die er bei dem Begräbnis eines Tagelöhners gehalten, und worinnen er das Thema abgehandelt: Die letzte gute Nacht, mit folgenden Vers, den er in den Mund des Verstorbenen gelegt, geschlossen:

"Gute Nacht, ihr Sägeböcke.
Gute Nacht, ihr alten Stöcke.
Gute Nacht, du liebe Frau.
Gute Nacht, iung, alt und grau.
Gute Nacht, ihr lieben Kinder.
Gute Nacht, Schaaf, Pferd und Rinder.
Gute Nacht, ihr Schwein im Stalle.
Gute Nacht, ihr Meinen alle.
Gute Nacht, du Axt und Schlägel.
Gute Nacht, ihr groben Flegel."

Von eben diesem Pfarrer erzählt er, daß er einstmahl eine Parentation bei dem Begräbnis eines Mannes, der Aden oder Adam geheisen, gehalten, in welcher er vorgestellt habe: Den verschwundenen Christen, oder: Adam, wo bist du? Wobei er, unter andern, fol-

gen

gendes gesagt habe: „Adam, wo bist du? Er war ein guter Wirth, er wird wohl im Kuhstalle seyn. Nein, er ist nicht hie. Adam, wo bist du? Er war ein guter Ehemann, er wird wohl im Bette seyn. Adam ist nicht hier. Adam, wo bist du? Er war ein guter Gesellschafter, er wird wohl bei einem guten Freunde seyn. Adam ist nicht hier. Wir wollen weiter gehen. Adam, wo bist du? Der seelige Mann trunk und spielte gern, er wird wohl in der Schenke seyn. Adam ist nicht hier. Er ist nirgends zu finden, wo er doch sonst immer war. Adam, wo bist du? Auf dem Miste. Hier wieß er auf die Bahre hin — — —.

Sag' lieber Leser! Sind das nicht wahre Schnurren und Eulenspiegelstreiche womit dich, der Herr D. zu unterhalten sucht?

Aber er liefert auch bisweilen so gar schmutzige Geschichtgen, die ein reines Ohr beleidigen! Das kann folgendes beweisen, was er S. 34. und zwar noch dazu in der Abhandlung von moralischen Predigten, anführt: „Jener katholische Geistliche, wollte die Mägdgen in seiner Gemeinde, für der fleischlichen Vermischung mit den feindlichen Soldaten warnen. Halter, sagt er, meine Lieben! ihr werdet lauter Fleischerhunde und Pudel gebähren, wenn ihr euch mit einem solchen ketzerischen Hund einlasset. Und, das hatte denn die gute Wirkung, daß die Mägdgen eine lange Zeit vor ei-

nen feindlichen Soldaten liefen, wie vor einen Bullbeiser.“

Wir könnten mehr solch fades und ungesundes Zeug auszeichnen, wollen aber damit das Ohr der Leser nicht weiter beleidigen, sondern ietzt der hämischen Ausfälle gedenken, die der H. D. auch in diesem Bande, seiner Gewohnheit nach, auf würdige und große Gelehrte, deren Schuriemen er aufzulösen nicht werth ist, gethan hat. Auch die Asche der Todten ist ihm nicht heilig, und scheint über diese am liebsten herzufallen, weil sie nicht mehr reden, und sich verantworten können.

So stellt er z. E. S. 35. den seel. Ernesti vor seinem Richterstuhl, und spricht ihm, ohne viele Umstände, alle Verdienste in der Kunst zu predigen ab.

„Einem Ernesti, heist es, dem ich seine unsterblichen Verdienste, in seiner Art, gar nicht absprechen will, nur in der Kunst zu predigen, keine zugestehen kann, ohne an dem gemeinen Vorurtheile, daß er der einzige Sterbliche gewesen, bei dem das Stückwerk schon in der ietzigen Welt aufgehört, und an der Abgötterei Theil zu nehmen, mit der ihn der große Haufe verehrt“ —.

Aber — welcher auch noch so warme Verehrer des seel. Ernesti, hat wohl iemals gesagt, und behauptet, daß er in allen Fächern

der

der gleich vollkommene Mann gewesen? — Gewis kein einziger. Ihm aber gar keine Verdienste in der Kunst zu predigen, zugestehen, und ihn in diesem Stücke ganz herabsetzen, und zum Ignoranten machen zu wollen, ist hämisch, und unwahr. Ohne Zweifel sagt das der H. D. nur aus Neid, und da er aus einer gewissen Schule ist, bloß aus einem eingeflößtem Haß, wider alles, was Ernestisch ist. Denn, ob wir wohl selbst zugeben, daß die Predigten des seel. Mannes, nicht unter seine klassischen Werke gehören, so sind sie doch in vieler Absicht Muster. Dieses haben auch ganz unparteiische, und große Gelehrte, die eine geltende Stimme im Publikum haben, schon erkannt, und öffentlich gesagt. Der verehrungswürdige und gelehrte Herr Probst und Consistorialrath Teller in Berlin, der Bruder des H. D. läßt in seiner beliebten Schrift: D. J. A. Ernesti Verdienste um die Theologie und Religion — betittelt, den Predigten Ernesti mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und empfiehlt sie als Muster der Deutlichkeit, Einfalt und Ordnung, Wahl und Gemeinnützigkeit, beim Vortrag der Religion an. Das klingt ganz anders. Und so einem Mann, wie der Herr Consistorialrath Teller ist, der in der Canzelberedsamkeit Epoche macht, und ohne Zweifel unter die besten deutschen Prediger gehört, kann man doch wohl in diesem Stücke ein richtiges Urtheil zutrauen? —

Wenn doch der H. D. Teller in Zeitz, der mit seiner Art zu predigen, wie wir schon mehrmahl gesagt, so weit zurücke ist, nicht wollte die Predigten eines Ernesti tadeln, da doch eine einzige Predigt von diesem großen Mann, nur blos in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit, den ganzen Tellerischen Predigtschatz aufwägt.

S. 174. kommt der H. D. zum Grabe des seel. Danov, nicht um einen Rosenstock darauf zu pflanzen, sondern seiner Asche nach eine Unehre anzuthun.

„Die, welche animum [illegible] haben, sagt er, machen wir zu Verunglückten, und apotheosiren sie. Der seelige D..." ———

Danov war, wie allen bekannt ist, der rechtschaffenste Theologe. Seine vielen Arbeiten aber, und seine allzugrosse Anstrengung — hatten ihm Hypochondrie zugezogen, die endlich zu einer stillen Melancholie heranwuchs — die ihn oft mit der grösten Heftigkeit überfiel aber doch auch wieder verließ! In einer dieser unglücklichen Stunden, ereignete sich sein Tod. Und nun fiel ein ganzes Heer harter und unchristlich gesinnter Menschen über ihn her, worunter zum grösten Erstaunen auch Lehrer des liebevollen und sanften Evangeliums Jesu waren, und urtheilten mit scharfrichterischer Miene über den unglücklichen Mann und machten

ihn

ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit zu einen Höllenbraten. Dieſen iſt alſo der H. D. Teller auch beigetreten. Ei! iſt das evangeliſcher Sinn! Sind das Nachfolger des liebevollen Jeſu, der da ſagt: richtet nicht, und verdammet nicht? — Gott bewahre einen, für ſolche Leute. Bei dieſer Gelegenheit müſſen wir eine hieher gehörige Anekdote erzählen. Eben zu der Zeit, da ſich das Gerüchte, von der unglücklichen Todesart des ſeel. Danovs, verbreitete, war einer von unſern Freunden, in einer Geſellſchaft, wo eben davon geredet wurde. Einige ſprachen mit ſchonendem Mitleid von dieſer Begebenheit, welchen unſer Freund beitrat. Einer aber war darunter, der donnerte, und ſchmähete und läſterte ganz abſcheulich. „Da haben wir's, ſagte er. So gehts — Danov war auch nicht rein geſchnitten. — Ein heimlicher Socinianer war er — Es ſind gerechte Gerichte Gottes — Hängen ſollte man den Leichnam eines ſolchen, zum Beiſpiel. Wenn man für ihn nur einen Galgen bauete — ich wollte gleich 8 gr. dazugeben.“ Dieſe liebloſe Aeuſerung ſchmerzte alle Anweſende, und beſonders unſern Freund ſehr; er hielt es aber nicht für rathſam, dem Mann, der hitzig und grob iſt, zu wiederſprechen, und gieng unmuthsvoll ſo gleich aus der Geſellſchaft weg.

S. 140. thut er einen hämiſchen Seitenhieb auf den würdigen Herrn Probſt Spal-

ding in Berlin, und nennt ihn den steifen Spalding. „Daß die Herrn Berliner zuwenig aus der körperlichen Beredsamkeit machen, hat eigentlich die Ursache, daß sie die Regeln der geistlichen Beredsamkeit alle, von einem steifen Spalding abstrahiren.“ —

Spalding wird ein großer Redner bleiben, Herr Teller sage was er will. Und die meisterhaften Predigten dieses würklich großen Mannes werden immer auch bei der Nachwelt, geschätzt werden, und wie billig, neben den Reden eines Tillotsons, Saurins und Mosheims stehen, wenn des Herrn D. Tellers seine ihren verdienten Platz neben Abraham a sancta Clara finden werden.

Unserm Urtheil nach, ist Herr Probst Spalding der Langhorne der Deutschen. Und gesetzt, daß es ihm würklich an der körperlichen Beredsamkeit fehle, (wovon wir doch ietzt von H. Teller das erste Wort hören, denn sonst will Niemand etwas davon wissen) so ersetzt er diesen Mangel, durch den innern Werth seiner Predigten.

Man sollte das überhaupt keinem Redner zum Vorwurf machen, was ihm die Natur versagt hat. Körperliche Beredsamkeit ist bloß Naturgabe. Wer keine Anlage dazu hat, kann sie niemahls durch eine Homiletick erlangen. Es ist dahero ganz unbillig und hämisch, wenn H.

D.

D. Teller, den würdigen Spalding, einen steifen Spalding nennet.

Nach S. 184. soll es, wie er sagt, bloß „Vorurtheil seyn, wenn man einen **Mosheim und Jerusalem** für gute deutsche geistliche Redner hält. — Die geistlichen Reden des Herrn **Cramers** wären weiter nichts, als der übersetzte Chrysostomus, — und wenn man nichts denken wolle, so müsse man den **wortreichen Mosheim** lesen." —

Nun Teutschland! so weißt du endlich, woran du bist. Mosheim, Cramer, Jerusalem, auf die du bisher so stolz gewesen bist, sind nach dem auf einmahl entscheidenden Ausspruch des Herrn Tellers in Zeitz, elende Schwätzer, schwerfällige Teutsche, die keine Genies sind. Doch, es wird Teutschland sich nun bessern, und künftig größere Redner aufweisen können, da es seit 1771. Herrn D. Tellers **Einschränkung der Kunst zu predigen auf einen Grundsatz**, oder seine **Theorie der Kunst zu predigen**, hat. Was konnten denn bisher alle deutsche Redner dafür, daß sie die rechte Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit noch nicht hatten? — — *stilum teneatis.*

Es ist schon aus den vorhergehenden Bänden der Anekdoten des H. D. bekannt, daß er, wo er nur eine Gelegenheit finden kann denen Herren Berlinern eins anhängt. Auch in diesem Bande thut er das zum öftern. Wie er

denn z. E. S. 186. ihnen durchaus eine gründliche Gelehrsamkeit abspricht. „Ich wünschte, heist es, daß ich in Ansehung der gründlichen Gelehrsamkeit, eben so wenig wider die Herren Berliner hätte, als ich wider ein Berlin habe.—“

Also — in Berlin giebts keine gründliche Gelehrte? — Auch nicht einen? — Wissen wir's doch nun. Aber — in Zeitz? —

S. 269. kömmt er auf die bekannte Hypothese des Herrn Abt Jerusalems von der Geschichte des Sündenfalls: wobey er ausdrücklich sagt, daß das Alter des Herrn Jerusalems an dieser Erklärung den meisten Antheil habe.— Wie bitter, und hämisch! —

Wir übergehen mehrere dergleichen Ausfälle auf große, und würdige Männer, und gedenken nur noch, daß er in der Dedication, seines Herrn Superintendentens nicht einmahl verschont hat. Denn in der Stelle: „Ich ergreife die gute Gelegenheit, Ew. — — zu der vor andern verdienten Würde eines Stifts-Superintendentens.“ — Hat er die Worte: vor andern, mit besonderer Schrift drucken lassen.

Wir kennen die Ironie des Herrn D. Tellers schon. Und der würdige Herr Superintendent Brandenstein wird sie gewis gefühlt haben, wird ihn aber auslachen, und gehn lassen. Da thut er, unserm Dünken nach, auch recht

und

und wohl. Denn man kann ihn nicht beſſer, als mit Verachtung ſtrafen.

Noch müſſen wir über des Herrrn D. Tellers Art Bücher und Schriften zu recenſiren, etwas ſagen, da er auch in dieſem Bande von S. 251. bis zu Ende Urtheile in Recenſionen liefert. Wem ſeine Art zu recenſiren aus ſeinen andern Schriften, und den vorhergehenden Bänden ſeiner Anekdoten, ſchon bekannt iſt, der wird finden, daß er ſich auch in dieſem Bande nicht geändert hat. Seine Recenſionen beſtehen gröſtentheils, in kurzen ſuperficiellen Anmerkungen, aus denen keine Chriſtenſeele ſehen kann, ob an dem Buche, das er recenſirt, etwas iſt, oder nicht. Er hebt etwa einen Satz, oder Wort aus, darüber macht er ſich her, und ſpielt damit, wie die Katze mit der Maus — läſſet den Satz bald fahren, bald haſcht er ihn wieder, und bezeigt ſich dabei ganz poſſirlich. — Endlich endigt ſich die ganze Recenſion mit einem hämiſch-witzigen Einfall. Lobt er ja einmahl einen Verfaſſer, und deſſen Schrift (das hat aber allezeit perſonelle Urſachen) ſo geſchicht das doch wieder auf eine Art, daß das Publikum den Werth der Schrift, und den Grund des ihr beigelegten Lobes, nicht einſehen kann. Kurz, H. Teller iſt ein unbilliger und unzuverläßiger Recenſent, er mag loben, oder tadeln.

Wir freueten uns würklich anfänglich, als wir

wir S. 252. eine Recenſion, über des Herrn Doctor Bahrdts **Briefe über die Bibel, im Volkstone** — ſahen. Denn, ohngeachtet wir ſchon manche Recenſion darüber geleſen haben, ſo wünſchten wir doch noch immer, daß ein der Sache gewachſener Mann aufſtehen möchte, der dieſen Bahrdtiſchen **Roman**, Schritt vor Schritt, recht gründlich, und zwar auch im Volkstone, wiederlegte.

Unſerer Meinung nach, könnte das am beſten geſchehen, wenn man nicht etwa nur hie und da eine Stelle aushübe — wie bisher geſchehen iſt, ſondern den ganzen Bahrdtiſchen Kram analyſirte, und das Falſche in ſeinen Träumereyen aufdeckte. Denn alle Hypotheſen des Herrn Bahrdts ſind doch wahrhaftig bloß aus der Luft gegriffen. Nur, weiß er ihnen das gefälligſte Gewand überzuwerffen. Welches freilich ein rechter Recenſent abzuziehen wiſſen muß — dann ſteht die abgeſchmackte dürre unſinnige Hypotheſe nackend da. — Das iſt die rechte Art **die Briefe über die Bibel im Volkstone** — zu wiederlegen, und ſie zur Maculatur zu machen.

Aber — wie recenſirt ſie denn nun der Herr D. Teller? — Antwort: a la **Teller**. Er ſchimpft — redet von Betriegereien, von Schwärmereyen, von Dummheit, Unſinn — ſpielt eine Weile mit den Worten: **Die Stim-**

me

me iſt Jacobs Stimme, aber die Hände ſind Eſaus Hände — dann haſcht er folgende Stelle, in welcher ſich Herr Bahrdt, alſo ausdrückt: „Die Wahrheit, der du nachforſchest, iſt doch im Grunde weiter nichts, als eine Sammlung der eigenen Vorſtellungen, und Urtheile der Dinge, die du auſer dir gewahr wirſt.“ —

Wir glauben, ohne dem H. D. Bahrdt in der Hauptſache beizupflichten, daß er hier nicht ganz unwahr rede. Herr D. Teller hingegen hält dieſe Behauptung für ganz falſch, und trägt nun über dieſe einzige Stelle auf 7. Seiten ein Gewäſche vor, das ſo verwirrt, und voll ſophiſtiſchen Unſinns iſt, daß einem ganz übel dabei wird. Wir berufen uns hier auf alle Leſer, die noch guten und geſunden Menſchenverſtand haben, und bitten ſie, die Telleriſche Recenſion zu leſen. Und, wenn ſie damit fertig ſind, ſo fragen wir ſie auf ihr Gewiſſen, ob ſie wiſſen, was Herr Teller eigentlich gewollt habe?' Das heiſt doch ſeine Leſer zu Narren haben. Muß Bahrdt nicht lachen, wenn er ſolche Recenſionen lieſt.

S. 263. recenſirt er die Sammlung einiger Predigten, von Fr. Waſer, Pfarrer zu Biſchoffszell. Die Recenſion lautet alſo:

„Dieſe Predigten hat das Publikum einer Krankheit dieſes Mannes zuzuſchreiben, eben

nicht

nicht zu verdanken. — Er muß, da er diese Predigten drucken ließ, noch nicht ganz gesund gewesen seyn.“ —

Heist das recensiren, oder schmähen? Waren die Predigten würklich schlecht, und verdienten kein gutes Urtheil, so war es doch wohl billig, daß man davon Beweiß gab, und es dem Leser aus einigen Stellen zeigte. Waren sie aber nur in gewissen Stücken zu tadeln, warum verwirft er sie ganz, warum sagt er denn nicht etwas Gutes davon? — Das heist unbillig und unredlich urtheilen.

Bei der Recension über die bekannte Armenpredigt des Herrn Consistorialrath Sintenis zu Zerbst, sind wir erstaunt, da wir folgende hämische ungegründete, und ganz lieblose Aeuserung lasen:

„Es habe sich der Herr Consistorialrath in dieser Predigt, bloß der Kunstgriffe, nicht aber der Kunst zu predigen, bedient — Er habe, sozusagen, seinen Zuhörern das Geld aus der Tasche gespielt — seine Predigt wäre durchgängig Fiction mit Exaggeration — sie wäre pia fraus.“ —

Ist iemahls eine Predigt mit allgemeinen Beifall gehört und gelesen worden, so ist es diese meisterhafte, und unvergleichliche Predigt des gedachten Herrn Consistorialraths. Ohne Thränen haben wir sie das erste mahl nicht lesen können,

können, und so ofte wir sie weider lesen, hat sie gleiche Wirkung. Wir haben sie Menschen lesen lassen, die bei den empfindungsvollsten Scenen in ihren Leben keine Thräne vergossen — die aber bei dieser Predigt, wie die Kinder geweinet haben.

Wir halten es für unmöglich, daß auch der härteste Mensch, bei Lesung dieser Predigt, nicht gerührt werden sollte, und sind dahero überzeugt, daß sie auch an dem Herzen des Herrn D. Tellers ihre Wirkung gethan hat. Er fühlte ohne Zweifel den Werth dieser Predigt, aber in dem Augenblick auch, in Vergleichung, den Unwerth der seinigen. Dis brachte ihn wieder den würdigen Verfasser derselben so auf, daß, da er die Würkung dieser Predigt nicht läugnen konnte, er sie nun für Fiction und frommen Betrug ausgiebt.

Das ist doch erschrecklich! Die Umstände der Zerbstischen Armuth die der Herr Consistorialrath in dieser Predigt schildert, und ganz natürlich, schildern muste, um das menschliche Mitleid zu erwecken, sollen, nach der Aeuserung des Herrn Tellers entweder nicht wahr, oder doch viel zu arg gemacht worden seyn. Wäre diese Beschuldigung gegründet, so wär es freilich Betrug, wie wohl gut gemeinter. Läßt sich aber dieses von dem Herrn Consistorialrath denken. Er konnte und muste sich doch

wohl

wohl vorstellen, daß die Obrigkeit zu Zerbst die Umstände untersuchen würde, wie sie auch gleich gethan hat. Eine iede Privatperson konnte ia gleich, nach gehaltener Predigt, sich von den speciellen Umständen, dieses und ienes Armen selbst überzeugen. Wir glauben auch, daß es viele werden gethan haben. Und kein einziger Zerbster — hat den Herrn Consistorialrath einer Erdichtung, oder Vergrößerung beschuldiget. Wir haben, zum wenigsten noch keine Sylbe davon gehört.

Sind aber die Bewegungsgründe, die er in der Predigt, braucht, um seine Zerbster zum Mitleid und Barmherzigkeit zu bewegen, etwa nicht christlich und evangelisch? Sinds etwa, nach dem Vorgeben des H. D. Tellers, bloß Kunstgriffe, wenn er sich gegen seine Zuhörer also heraus läßt? „Meine Brüder! bei euren Wünschen, für das Wohl eurer Familie — bei dem Seegen Gottes, der auf euren Häusern ruht, bei den Freuden der künftigen Welt, die nur durch das Andenken guter auf Erden ausgeübter Handlungen, für uns zum Himmel werden wird — bei den Leiden, unserer blutarmen Mitbürger, bei ihrem letzten Röcheln im Tode — bei eurem Grabe und bei meinem Grabe — bei der Liebe Jesu Christi gegen uns — —“

„Ach! meine Brüder — fährt er fort: wir

wir leben hier alle nur ein kurzes Daseyn — wir alle kennen auch nicht einmahl, die Schicksaale unserer noch bevorstehenden Zukunft. Welch ein Trost, wird es in unsern eigenen Leiden uns einst seyn, andern Leidenden geholfen zu haben! Welch eine herrliche Vorbereitung auf das kommende Leben wird es gewesen seyn, wenn wir uns im gegenwärtigen, in thätiger Theilnehmung, und thätiger Liebe geübet haben. Wir nehmen einst nicht mit hinüber unsere Reichthümer — unsere Werke, nur unsere Werke folgen uns nach. Dis sind die unverlierbaren Schätze, die Schätze welche Motten nicht zerfressen, der Rost nicht zernagt, und die Diebe nicht davon tragen können — — wir werden am Throne Jesu Christi, diejenigen wiederfinden, welche diese Kinder trugen, werden sie wiederfinden, erlößt, und befreyt, ohne Thränen und Leiden, von Gott begnadigt und erqvickt —. O du Geist der Menschenliebe, Geist Gottes und Jesu Christi, erfülle — — —"

Doch es sei genung. Wenn solche Aeusserungen pia fraus sind, wenn das nicht evangelisch predigen heist, wenn das bloß Kunstgriffe sind, so wissen wir nicht, was wir denken und sagen sollen. Warum ließ aber der H. D. solche Stellen nicht abdrucken? Das mag sein Gewissen beantworten.

II.

T. G. Röllers, Paſtoris zu Schönfelß Vertheidigung, wider die in dem ſechſten Bande der Anekdoten für Prediger und Prieſter, gegen ihn und ſeine Schriften geſchehenen Ausfälle.

Es hat der Herr Doctor Teller in Zeitz in ſeinem ſechſten Bande der Anekdoten für Prediger und Prieſter, wider mich, und einige meiner Schriften einen Aufſatz abdrucken laſſen, der voll bitterer Galle iſt. Wodurch er dazu bewogen worden, will ich meinen Leſern erzählen. Im Grunde bin ich freilich ſelbſt Schuld, und habe, wie man zu ſagen pflegt, zuerſt ausgeſchlagen. Ich gab 1783. meinen bekannten Tractat heraus: Daß die Sünde wider den heiligen Geiſt bloß ein Misverſtand der heiligen Schrift ſei. In demſelben that ich einen Ausfall auf diejenigen Theologen und Prediger, welche wohl noch zu unſern Zeiten, dieſem oder jenem Menſchen den Vorwurf machten, er habe die Sünde wider den heiligen Geiſt begangen. Es muſte mir hier natürlicher Weiſe, der Herr D. Teller in Zeitz einfallen, der in ſeiner ſogenannten abgenöthigten Kritick, über ſeines Herrn Bruders, des nunmehrigen Herrn Probſts und Conſiſtorial-

rialraths zu Berlin, Lehrbuch, demselben an zwei Orten nicht undeutlich und öffentlich Schuld giebt, er habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen — denn ich hatte diese Kritick gelesen. In einer Anmerkung, die sich auf der Seite 22. meines gedachten Tractats befindet, führte ich den Herrn Doctor als Beispiel auf, daß es noch solche Gelehrte gebe, und zwar mit folgenden Worten:

„Das Exempel des Herrn Doctor Tellers in Zeitz ist bekannt, der in seinem Sendschreiben, wider das Lehrbuch seines Herrn Bruders, diesem öffentlich Schuld giebt, er habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen. risum teneatis. —

Dieses letztere hätte ich freilich weglassen können, denn das hat ohne Zweifel, den bekannten zornigen Mann so aufgebracht, daß er nun in dem oben angezeigten Bande seiner Anekdoten, mit Schwerd, Spieß und Stangen auf mich, wie ein Goliath, losgeht.

Ich würde demselben darauf nicht geantwortet haben, weil wohl größere und gelehrtere Männer als ich, die er eben nicht besser behandelt, geschwiegen haben. Es riethen mir auch eben dieses alle meine Freunde, denen ich meinen Vorsatz, mich zu verantworten, bekannt machte. Allein, ich fand es, nach genauerer Ueberlegung

für nöthig, nicht stille zu seyn, wenn ich nicht bei einem großen Theil des lesenden Publikums meine Ehre verliehren wollte. Wenn die größern, gelehrtern, und berühmtern Männer dem Herrn Doctor nicht antworteten, ob er sie gleich öffentlich auf die unbilligste Weise mishandelte, so konnten ihn diese eben deswegen mit Verachtung strafen, weil es große und berühmte Männer waren, deren Ansehn und schriftstellerischer Ruhm beim Publikum schon entschieden ist. Da ich in diesem Ansehn bei der gelehrten Welt aber noch nicht stehe, so kann ich auch dem Exempel dieser Gelehrten nicht folgen. Man würde den Grund meines Stillschweigens nicht in meiner Gelassenheit und Bescheidenheit suchen, sondern in dem Bewußtsein meiner Schwäche und Unwissenheit, und dahero denken und sagen: er getraut sich nicht, sich zu vertheidigen.

Man könnte desto eher auf diesen Gedanken kommen, da mein Herr Gegner an Stand und äuserlicher Würde mich übertrift, und immer noch hie und da in manchem Köpfen sich das abergläubische Vorurtheil befindet, daß ein Doctor der Theologie allezeit gelehrter und einsichtsvoller seyn müsse, als ein Landprediger, und daß der erstere, wenn er sich mit dem letztern in öffentliche und gelehrte Streitigkeiten einläßt, allezeit recht habe.

Dazu kommt noch dieſes, daß der Herr Doctor nicht als ein ehrlicher und rechtſchaffener Recenſent, mit mir und meinen Schriften, verfährt, ſondern, entweder ganz offenbare Unwahrheiten ſchreibt, oder doch manches gefliſſentlich, unter einen ganz andern und ſchiefen Geſichtspunct bringt, bloß in der Abſicht, die Augen der Leſer mit Staub zu blenden, damit ſie nicht im Stande ſeyn mögen, mich und meine Schriften richtig zu beurtheilen. Das iſt in der That ein recht Jeſuitiſcher Kunſtgriff.

Eine ganz offenbare Unwahrheit ſchreibt der Herr D. gleich anfänglich, wenn er S. 285. ſagt:

Roelleri opera omnia — und nun nur einige von meinen Schriften hinſetzt. Hat ers nicht gewuſt, und waren ihm die andern nicht bekannt, ſo hätte er nur nicht ſo entſcheidend ſprechen ſollen: Roelleri opera omnia, ſondern mit Beſcheidenheit: es ſind mir nur folgende Schriften zu Geſicht gekommen. Aus dieſer erſten Unwahrheit folgt nun natürlich die andere, wenn er ſagt: alle meine Schriften betrügen zuſammen 23. Bogen. Und wenn das auch wäre, kömmts denn in der Gelehrſamkeit auf die Zahl der Bogen und Blätter an? — Da würde mancher ſeichte, und unnütze Scribler, der ganze Alphabethe aus andern zuſammen ſchmiert, ein Grundgelehrter Mann heiſen müſſen.

Da der Herr D. nur eigentlich vier Schriften von mir unter der spöttischen Aufschrift: Roelleri opera omnia, aufführt, so will ich alle meine Schriften, die ich herausgegeben, hersetzen. Vielleicht bekommt er einmahl Lust, auch die übrigen zu beurtheilen.

1. Predigten fürs Herz, 1. und 2te Sammlung. Leipzig und Schlaitz, bei Johann Gottlob Maucken, 1773.

2. Vertheidigung der Predigten fürs Herze, wieder die Erinnerungen des Hällischen Journals für Prediger. Schlaitz, 1773.

3. De Vocum σαρξ & πνευμα in epistola Pauli ad Galatas sensu, Zwiccaviæ, litteris Höferianis. 1780.

4. Αξιομνημονευτα in formandis concionibus. Zwiccaviæ. 1781.

5. Elogium & memoria Welleri — Zwiccaviæ, apud Höferum. 1780.

6. Daß die Sünde wider den heiligen Geist, bloß ein Misverstand der heiligen Schrift sei. Chemnitz, 1783. bei J. Christ. Stößel.

7. Die heilsamen Wirkungen der Gewitter an der Erde und unsern Herzen, Zwickau, 1783. bei Höfern.

8. Das

8. Das groſse Hirngespinnſt des chriſtlichen Europa, in Ansehung der in unsern Tagen zu bewirkenden Religionsvereinigung — 1785. gedruckt — in Sachsen.

9. Das schöne Sterbebette — eine Standrede — Zwickau, 1785. bei Höfern.

Einige meiner jugendlichen Schriften, z. E. der Briefe für einen gewiſſen Dorfpfarrer, und eines Sendschreibens an den Verfaſſer der neuen Geraiſchen gelehrten Zeitung, wie auch mancher anderer Aufſätze, die theils beſonders gedruckt, ohne Unterſchrift meines Nahmens erſchienen ſind, theils in einigen bekannten Journalen ſtehen, will ich weiter nicht gedenken. Sie werden auſer den schon aufgeführten zuſammen immer ein Alphabet ausmachen.

Daſs ich hier alles angeführet habe, was ich geſchrieben, geſchicht nicht aus Stolz, um mich dem Publikum, das mich noch nicht kennt, als einen rüſtigen und handfeſten Autor darzuſtellen, ſondern bloſs in der Abſicht, die ſpöttiſche und falſche Angabe, meines Gegners zu widerlegen; wenn er über vier Schriften von mir, ſetzt: Roelleri opera omnia.

S. 286. macht ſich nun der Herr Doctor über meinen Tractat her: Daſs die Lehre

von der Sünde wider den heiligen Geist, bloß ein Misverstand der heiligen Schrift sei. Alle Recensenten, die diese Schrift bisher öffentlich beurtheilet haben, und die zum Theil meiner Meinung beigetreten sind, zeigten doch als ehrliche und vernünftige Recensenten dem Publikum den Inhalt meiner Schrift an, die Art, wie ich meine Meinung bewiesen und was ich für Gründe gebraucht — traten mir bei, wo sie es, ihrer Ueberzeugung nach thun konnten, wiederlegten mich aber auch, wenn sie nicht meiner Meinung waren, jedoch auf die höflichste und gesitteste Art: welches selbst die Herren Verfasser der Bützovischen Nachrichten gethan haben, die doch sonst immer die Erfinder neuer theologischer Meinungen etwas hart zu behandeln pflegten. Das, was diese billigen Recensenten gethan haben, thut der Herr Doctor nicht. Er macht den Publikum den eigentlichen Inhalt meiner Schrift nicht bekannt, zeigt die Art, wie die Sache von mir behandelt und ausgeführt worden, nicht an, sondern fängt gleich an, folgendermaasen mich zu schmähen:

„Allein in Wahrheit, eine große Unverschämtheit ist es, daß er das, was er davon sagt, für seine Erfindung, oder für etwas neues auszugeben sich erkühnet. Da er weiter nichts thut, als eben das mit andern Worten sagt, was der seel. Crusius

Cruſius von dieſer Sünde in ſeiner Moraltheologie, 1 Theil S. 341 — 348. geſagt hat.“

Dieſe Schmähung enthält 2. Vorwürfe:

1) Ich ſoll nicht der Erfinder dieſer Meinung, und meine Aeuſerungen darüber gar nichts neues ſeyn.

2) Ich ſoll noch überdis, meine ganze Meinung, und deren Abhandlung dem ſeel. Cruſius abgeborgt haben.

Auf den erſten Vorwurf antworte ich folgendes: So weit ich mit der theologiſchen gelehrten Welt bekannt bin, iſt mir noch nie eine Schrift vorgekommen, welche ſich über die in unſern Kompendien befindliche Lehre, von der Sünde wider den heiligen Geiſt, ſo heraus gelaſſen, dieſe Sünde gerade zu als ein nonens verworfen, und eben dieſelben Gründe gebraucht habe, wie ich. Zwar iſt mir nicht unbekannt, daß der verehrungswürdige Herr Doctor Koppe, in einem Programma, welches der Herr Profeſſor Weber zu widerlegen geſucht hat g), beinahe meiner Meinung iſt, indem er ebenfalls

g) Vide Dubitationes adverſus S. R. Koppii Sententiam de ſenſu quo peccato in Spiritum ſanctum venia a Chriſto negata fuerit. Leipzig bei Sommern. 1782.

die irremiſſibilitatem läugnet, und behauptet, Jeſus habe im Affect geredet, wo man die Worte ſo genau nicht nehme. Welches auch der berühmte Herr Doctor Döderlein in ſeiner unvergleichlichen inſtitutione theol. chriſt. bekanntermaaſen annimmt. Ich behaupte zwar dieſes nämliche, aber aus einem ganz andern Grunde. Daß die Worte Chriſti, dieſe Sünde wird nicht vergeben — gelinder zu nehmen, und nur die Größe der Sünde anzeigen, erkläre ich aus einen Hebraismus, und aus der Gewohnheit der Morgenländer, ſich kühner, ſtarker, und bisweilen harter Worte und Redensarten zu bedienen h), — ich vergleiche dieſen Ausſpruch Jeſu, mit andern ähnlichen harten Ausſprüchen, die von ihm ſo wohl, als von ſeinen Apoſteln im neuen Teſtamente vorkommen — und ſchlüſſe alsdenn ſo: Müſſen viele andere Reden Jeſu, und ſeine

h) Man findet den nämlichen harten Ausdruck den Chriſtus bei Beſchreibung der Größ dieſer Sünde braucht, auch bei den Rabbi nen und im Talmud. Wenn man die Stel len daſelbſt, wo dieſe Redensart: es wird ewig nicht vergeben, ſich befindet, in Zuſammenhange lieſt, ſo wird nur dadurch die Größe des Verbrechens angezeigt. Vid Hackſpanius in Nizzachon. p. 432. et Leuse de Hebraismis. p. 94.

ſeiner Apoſtel, gelinder genommen und erkläret werden, als ſie dem Wortverſtand nach, lauten, wenn ein leidlicher und guter Sinn heraus kommen ſoll, ſo muß dieſe harte Rede Jeſu ebenfalls gelinder erkläret werden. Sehen Sie, Herr Doctor! das iſt meine Meinung in dem Tractat, den ich geſchrieben, ſo bin ich mit der Sache umgegangen. Zeigen Sie mir doch einen Gelehrten, der ſie vor mir eben ſo abgehandelt, und eben die Gründe dabei gebraucht habe! Ich will es Ihnen Dank wiſſen. Beinahe möchte ich glauben, daß der Herr Doctor meinen Tractat gar nicht geleſen habe. — Doch — der Herr Gegner geht in ſeiner Beſchuldigung noch weiter, und will dem Publikum nun ſo gar den Mann zeigen, dem ich die ganze Abhandlung über die Sünde wider den heiligen Geiſt abgeborgt hätte. Er iſt ſo dreiſte und unverſchämt, und nennt ihn ſo gar, führt die Seiten des Buchs an, woraus ich alles genommen hätte.

„Er thut weiter nichts, als daß er eben das mit andern Worten ſagt, was der ſeel. Cruſius von dieſer Sünde, in ſeiner Moraltheologie 1. Theil S. 341 — 348. geſagt hat.“

Wäre dieſer Vorwurf, den mir mein Herr Gegner macht, wahr und gegründet, ſo verdiente ich die ganze Verachtung der gelehrten Welt, denn würklich iſt nichts verächtlicher, als

als ein Schriftſteller, der ein Plagium begeht. Wenn ich nun aber beweiſen werde, daß dieſer Vorwurf ganz ungegründet iſt, daß der ſeel. Cruſius gerade das Gegentheil von meiner Meinung behauptet — was verdient alsdenn der Mann, der mich, wider alle Wahrheit, beim Publikum verſchreien, und nur ſchmähen will? — — —

Schon daraus kann man ſehen, daß die Beſchuldigung des Herrn D. falſch ſeyn müſſe, und meine in dem bekannten Tractat angenommene Meinung von der Sünde wider den heiligen Geiſt, nicht ſchon die Meinung des ſeel. Cruſius geweſen ſeyn könne, weil meine Schrift, ſo bald ſie bekannt und geleſen wurde, überall, und beſonders unter Gelehrten Aufſehn machte, und ſo gar einige Bewegungen verurſachte.

Wie wären dergleichen Bewegungen möglich geweſen, wenn ich, wie mir mein Gegner Schuld giebt, nichts anders behauptet, als was ſchon der ſeel. Cruſius geſagt hätte? — Man erwäge dabei noch dieſes, daß die meiſten unter denen, die meine Meinung anſtößig fanden, ſo genannte Cruſianer waren. Das hätten dieſe Herren doch wohl ohne Zweifel gleich gewuſt, wenn meine Behauptung ihrem Lehrer wäre abgeborgt worden. Und, wenn dieſes ſich ſo befand, wie konnten ſie meine Schrift als hete-

rodox

roder anſehen, da nach ihrer Meinung, der ſeel. Cruſius nichts heterodoxes geſchrieben hat, und ſchreiben konnte? —

Allein ich kann mit der gröſten Freimüthigkeit auftreten und beweiſen, daß der ſeel. Mann, nichts, was meiner in dem bekannten Tractat geäuſerten Meinung, ähnlich wäre, in ſeinen Schriften, geäuſert hat; und bitte dahero alle vernünftige und unbefangene Leſer, daß ſie meine Schrift, mit dem, was der ſeel. Cruſius in ſeiner Moral, in dem oben von meinem Gegner angeführten Orte, von der Sünde wider den heiligen Geiſt geſagt, zuſammen halten wollen; ſo werden ſie ſehen, daß derſelbe gerade das Gegentheil von meiner Meinung annimmt. Ja — ſelbſt da, wo er mit mir einerlei behauptet, iſt mein Vortrag himmelweit von ſeinem unterſchieden. Der ſeel. Mann behauptet zwar auch, ſo wie ich, daß die Redensart: heiliger Geiſt, die göttliche Natur Chriſti bedeute. Er ſagt S. 344. davon folgendes:

„Nun war an der Perſon Jeſu zweierlei zu unterſcheiden, Fleiſch, das iſt die menſchliche Natur, und Geiſt, das iſt die in dieſer Menſchheit wohnende geiſtige Natur u. ſ. w.“

Damit vergleiche man nun, was ich hierüber, in meinem Tractat, von S. 23 bis 34. geſagt habe, ſo wird der Augenſchein lehren, daß

daß ich zwar in diesem Stücke mit ihm einerlei Meinung habe — daß ich aber diese Meinung auf eine ganz andere Art beweise und ausführe. Crusius nimmt diese Meinung beinahe ohne allen Beweiß an. Ich führe aber einen Beweiß, der 6 ganze Seiten einnimmt. Ich führe alle Parallelstellen an, wo das Wort Geist die göttliche Natur Christi bedeutet. Ich erweise diese Bedeutung aus dem Context — ich berufe mich auf die Kirchenväter — ich führe alle mir bekannten Gelehrten an, die diese Worte eben so erklärt, ich gedenke der Rabbinen. — Von allen diesen sagt der seel. Crusius nichts. Und gleichwohl beschuldigt mich mein Herr Gegner, ich hätte das nur mit andern Worten gesagt, was der seel. Crusius gesagt hätte.

Ließt man nun in meinem Tractat weiter, und hält damit das zusammen, was der seel. Mann in der Folge von dieser Sünde äusert, so wird man gewahr werden, daß er gerade das Gegentheil von meiner Meinung behauptet, und wir also im eigentlichsten Verstande einander wiedersprechen. Meine Meinung, die ich in dem bekannten Tractat äusere, ist diese: daß die Sünde, welche die Jüden damahls wider die wunderthätige Gottheit Jesu, durch Lästerung derselben, begangen, keine unvergebliche Sünde gewesen — daß der Ausspruch Jesu: sie wird nicht vergeben werden, weder in dieser noch in jener Welt, nicht in einen

harten

harten Sinn zu nehmen, sondern wie andere harte Reden Jesu und seiner Apostel gelinder zu erklären wären — daß Jesus durch diese Worte weiter nichts habe sagen wollen, als: eure Sünde ist eine große und schwere Vergehung.

Davon behauptet nun der seel. Crusius in seiner Moral gerade das Gegentheil. Und, damit die wenigen Leser besonders, welche dieses Buch nicht gleich bei der Hand haben, dieses sehen können, so lasse ich folgende Stellen daraus hersetzen. S. 346 sagt der seel. Crusius unter andern folgendes:

„Ferner spricht er (Jesus) aus, daß diese Sünde, nicht, wie andere Sünden, auch nicht, wie andere lästerliche Reden, gegen seine Person, Vergebung finden solle.“ Und S. 347 heißt es: "Was die Ursache ist, warum die Sünde wider den heiligen Geist nicht vergeben wird? — Antwort. Es sind zwo Ursachen zusammen zu nehmen. Eine ist die innerliche, welche in ihrer Natur liegt, die Größe der Bosheit, und derer vorhergegangenen und vorausgesetzten Sünden. Die andere ist die äuserliche, nämlich der Rathschluß Gottes, dessen Gerechtigkeit zugleich aus der Quelle dieser Sünde erhellet. Wer konnte wissen, daß die Sünde wider den

heiligen

heiligen Geiſt keine Vergebung habe? Antwort, nur der Sohn Gottes, der ſeines Vaters Rath wuſte, und ausführen wird u. ſ. w.“

Ich brauche weiter nichts abzuſchreiben, um zu beweiſen, daß der ſeel. Cruſius ganz anders in dieſer Sache dachte, als ich. Er hält dieſe Sünde, wie alle alte Theologen gethan haben, und einige neuere noch thun, für ein peccatum irremiſſibile, und ich behaupte, ſie ſey ein peccatum remiſſibile.

Iſt das nun wohl weniger als Unverſchämtheit, wenn der Herr Doctor mir öffentlich vorwirft, ich hätte alles dem ſeel. Cruſius nur mit Veränderung der Worte, abgeborgt? Stimmt das mit dem Character eines Prieſters und Doctors der Theologie überein, wenn er das ganze Publicum hintergeht, und öffentlich handgreifliche Unwahrheiten, und zwar zum Schaden ſeines Nebenchriſten ſchreibt? — Kann man wohl einen Schriftſteller mehr entehren, wenn man ſagt: er habe ausgeſchrieben, und ſeine Meinung, die er vor neu ausgiebt, aus einem andern genommen? —

Hic niger eſt, hunc, Tu Romane caueto.

Aber ich gehe nun weiter, und beleuchte die andern Vorwürffe, die mir mein Gegner macht.

macht. Ueberall wirft er dem Leſer Staub in die Augen. So giebt er mir S. 287. eine Meinung Schuld, die ich gar nicht habe, und die ich ſo gar in meinem Tractat öffentlich und feierlich läugne. Ich hatte zwar ſonſt den Gedanken, es wären die Worte Chriſti: **dieſe Sünde wird nicht vergeben**, aus einer ähnlichen, im gemeinen Leben noch oft vorkommenden Redensart zu erklären, da man von einem ſehr großen Fehler, den ein Menſch begangen, gewöhnlich zu ſagen pflege: Dieſer Fehler iſt gar nicht zu pardoniren, oder, es iſt dem Menſchen das gar nicht zu vergeben, daß er das gethan hat.

Dieſe meine ſonſtige Erklärung läßt der Herr Doctor ganz abdrucken, und verſchweigt dabei gefliſſentlich, was ich S. 59. 60. davon ſage, nämlich, daß ich ſie nicht mehr für die richtige Meinung erkenne, daß ich ſie ſchon längſt aufgegeben, und daß ich ietzt die Sache anders erkläre. Heiſt das ehrlich recenſiren? —

Nach S. 287. ſoll ich mich gar einer **Unverſchämtheit** ſchuldig gemacht haben, die Schläge werth ſei. — Nur ſachte Herr Doctor! Sie werden doch nicht gar ſchlagen wollen? — Aber warum verdiene ich denn Schläge? — Weil ich die Wahrheit geſagt habe, daß der Herr Doctor ſeinem Herrn Bru-

der in Berlin beschuldigt hat, er habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Das läugnet aber mein Herr Gegner in folgenden Worten:

„Da ich völlig der Meinung des seel. Crusius beipflichte, daß diese Sünde nicht mehr begangen werden kann, weil das Object nicht mehr da ist, so läßt sich solche Beschuldigung gar nicht denken.“ —

Aber der Herr Doctor hat es doch würklich gesagt — öffentlich vor dem ganzen Publikum gesagt, daß er seinen Herrn Bruder, den ietzigen würdigen Probst und Consistorialrath zu Berlin, der Sünde wider den heiligen Geist schuldig halte. — Dieses will ich mit Stellen aus seiner so genannten abgenöthigten Kritick über seines Herrn Bruders Lehrbuch beweisen.

Letzterer beschuldigt an einem Orte seines Lehrbuchs diejenigen einer Dreistigkeit, die von der eigentlichen Zeit des iüngsten Gerichts, so bestimmt geredet hätten, worinnen ihm gewis ieder vernünftige Theolog Recht geben wird. Wider diese Aeuserung seines Herrn Bruders thut nun der Herr Doctor in seiner gedachten Kritick S. 210 — 211. folgenden wunderlichen und hämischen Ausfall: “

„Wenn

„Wenn ich ſonſt keine Urſache habe, einem Schriftſteller Dreiſtigkeit zuzutrauen, ſondern wenn mir vielmehr der ganze Character deſſelben, und die Furcht Gottes, in der er redet, und die der Weisheit Anfang iſt, das beſte von ihm zu denken befiehlt, ſo halte ich die Tiefe ſeiner Einſichten für Gabe Gottes, und ſie für was anders halten (iezt kömmt die harte Beſchuldigung) für Verſündigung. Und, lieber Bruder! für eine entſetzliche Verſündigung. Dieſe Gabe, iſt eine Art von Gabe der Weiſſagung, und dieſe eine wunderthätige Wirkung des Geiſtes Gottes. Sie alſo Dreiſtigkeit nennen das heiſt, ſie einer böſen Urſache zuſchreiben, und mit den Wundergaben des heiligen Geiſtes ſo umgehen, wie mit den Wundern Jeſu die Phariſäer umgiengen: er treibt die Teufel aus — und das war die Sünde wider den heiligen Geiſt. Sie kann noch nach meiner Meinung begangen werden.“ (Dieſes letztere aber läugnet ia ietzo der Herr Doctor, in den oben angeführten Worten.)

S. 159. der mehr gedachten abgenöthigten Kritik, äuſert ers abermahl ſehr deutlich, daß er ſeinen Herrn Bruder dieſer Sünde ſchuldig halte.

„Ich mag dir meine Gedanken nicht sagen, heißts daselbst. Aber, das selbst, daß man noch nicht einig ist, worinnen das Wesen der Sünde wider den heiligen Geist besteht, sollte uns furchtsam und behutsam machen. Mancher kann ihr näher seyn, als er glaubt. Das liegt mir sehr an Herzen u. s. w.“

Wird nicht jeder unbefangene Leser, der noch gesunde Augen und Menschenverstand hat, nach Durchlesung dieser Stellen, sagen: Hier giebt er seinem Herrn Bruder nicht undeutlich die Sünde wider den heiligen Geist schuld. Wie kann doch der Herr Doctor ietzt das so dreiste läugnen! Alle Recensenten, deren Recensionen über die abgenöthigte Kritick, mir zu Gesichte gekommen, rücken ihm das auf, daß er wider seinen Herrn Bruder so hart verfahre, und ihn der Sünde wider den heiligen Geist beschuldige. Auch so gar die Verfasser der Lübeckischen Nachrichten, von den merkwürdigsten theologischen Schriften unserer Zeit, die doch sonst sehr säuberlich mit dem Herrn Doctor umgehen, äusern über seine harte Beschuldigung im ersten Stück p. 41. ihre Empfindlichkeit folgender maasen:

„Er beschuldigt hier zum Zweitenmahl seinen Herrn Bruder, der die, welche von der Zeit des Gerichts so dreiste und weitläuftig

läuftig handeln, tadelt, der Sünde wider den heiligen Geiſt. Und was richtet der Herr Verfaſſer damit aus. Dieſes, daß man ſein Buch ——— mit Empfindungen des Mitleids gegen ihn weglegt u. ſ. w.“

Der Herr Doctor ſcheint endlich doch wegen dieſes, ihm von andern ſo wohl, als von mir gemachten Vorwurfs, verlegen zu ſeyn, und in ſich zu gehen, dahero fängt er an, doch etwas einzuräumen:

„Das ſage ich nur, und habe es in einer Anmerkung zu meines Bruders Lehrbuch, ſo viel ich mich erinnere, geſagt, daß man eine ſehr gleichartige begehen kann.“ —

Alſo wieder etwas neues! eine ſehr gleichartige Sünde! Das heiſt doch wohl ſo viel: die eben ſo ſchwer und unvergeblich iſt, aber nur unter etwas andern Umſtänden begangen wird. Dabei bleibt doch immer die Beſchuldigung, die er ſeinem Herrn Bruder macht, äuſerſt hart, und iſt gar nicht brüderlich.

Man ſieht es hier dem Herrn Doctor an, daß er verlegen iſt, ſich ſeiner ſonſtigen Behauptung ſchämt, ſie aber doch nicht ganz zurücke nehmen will. Wäre es aber nicht rühmlicher für ihm, wenn er es öffentlich geſtünde,

daß er damahls im Eifer wider seines Herrn Bruders Lehrbuch zu weit gegangen, und sich in seiner Meinung von der Sünde wider den heiligen Geist geirret habe, und ietzt anders denke. —

S. 288. fällt der Herr Doctor, die von mir herausgegebene Memoriam Welleri an:

„Die memoria Welleri ist wenigstens ein Beweiß, daß der Herr Pastor Röller, des seel. Ernesti seine memorias fleißig gelesen, und besonders, die memoriam Gesneri. Ein gewisser Recensent, schrieb aus der Röllerischen eine Stelle ab, die mit meiner Ernestinischen, so gleichlautend war, daß man nunmehro, nicht mehr zweifeln darf, daß zwei Gesichter einander so ähnlich sehen können, wie ein Ey dem andern.“ Dieser Recensent that es wohl mehr aus Leichtfertigkeit. —

Man sieht hieraus leicht, wo der Herr Doctor hinaus will. Er sucht dem Leser auf die Gedanken zu bringen, daß ich mich bei Ausarbeitung der Memoria Welleri, der Ernestinischen Arbeit bedienet, und so gar die Memoriam Gesneri gebraucht hätte. Ich gestehe es hier öffentlich, daß ich die lateinischen Schriften des seel. Ernesti von Jugend auf sehr fleisig, und

zwar

zwar in der Abſicht geleſen, um ſeinen Stil zu lernen, welcher mir allezeit beſonders gefallen hat. Ich gab mir dahero ſchon auf Schulen, alle Mühe, bei den gewöhnlichen lateiniſchen Ausarbeitungen mich, wo es mir nur immer möglich war, ſo auszudrücken, wie Erneſti. Ich brachte es damahls, wie alle meine noch lebenden Mitſchüler wiſſen, auch zu einer gewiſſen Art Vollkommenheit hierinne.

Dieſes Beſtreben, mich immer ſo, wie dieſer große Mann auszudrucken dauerte in den folgenden Jahren meines Lebens, ſo oft ich einen lateiniſchen Aufſatz machte, fort. Die oratoriſchen Werke dieſes Mannes habe ich unzählige mahl durchgeleſen, und noch ietzt ſind ſie mein tägliches Handbuch, ſo, daß ich ganze Stellen und Seiten auswendig herſagen kann.

Bei dieſer vieljährigen und anhaltenden Bemühung, iſt es ſehr natürlich, zumahl, da ich noch überdies ein auſerordentlich gutes Gedächtnis habe, daß man in meinen lateiniſchen Aufſätzen, viele Redensarten, Conſtructionen, ia ganze Wendungen findet, die man auch in der ſeel. Mannes lateiniſchen Schriften antrift.

Man kann ſich gar leicht den Stil eines Scribenten angewöhnen, wenn man ihn aus dieſer Abſicht täglich in Händen hat, und mit zuläniicher Aufmerkſamkeit lieſt.

Will der Herr Doctor mir dieſes zum Vorwurf machen, ſo handelt er ſehr unbillig, da noch kein vernünftiger Menſch, die Nachahmung eines guten Scribenten für einen Fehler ausgegeben hat, wenn nur alles andere ſeine Richtigkeit hatte.

Ein Schüler, der die klaßiſchen Autoren imitirt, und ſich bei vorkommenden Gelegenheiten, wie Cicero, Cäſar, oder Livius ausdrückt, wird von ſeinem Rector gelobt, und immer mehr dazu ermuntert, und das von Rechtswegen. Bei mir ſoll aber, die Nachahmung des Erneſti ein Fehler ſeyn.

Wenn man den Vorwurf, den mir der Herr D. in den oben angeführten Worten macht, recht überdenkt, ſo ſcheint er, noch mehr ſagen zu wollen, nämlich dieſes: daß ich bei Beſchreibung des Welleriſchen Lebens, die ganze Memoriam Geſneri vor Augen gehabt, und das dort gebrauchte Latein, aus derſelben herüber getragen hätte.

In wie weit ich nun bei Ausarbeitung der Memoria Welleri, die mehrgedachte Memoriam Geſneri vor Augen gehabt, und ob man mir dabei etwas mehr als Nachahmung ſchuld geben kann — darüber ſollen vernünftige, unpartheiiſche gelehrte Leſer urtheilen. Und ich habe dahero alle Stellen in beiden Schriften, die

die einige Aehnlichkeit haben, aufgesucht, ausgehoben, und einander gegen über abdrucken lassen; weil ich dadurch den Lesern den Staub am leichtesten aus den Augen wischen kann, womit sie der Herr Doctor Teller zu blenden gesucht hat. Das, scheint mir die beste und augenscheinlichste Widerlegung des Tellerischen Vorwurfs zu seyn; als wenn die Memoria Welleri und Gesneri einander so ähnlich sähen, wie ein Ey dem andern.

Anfänglich wollte ich, zu meiner Vertheidigung die beiden Schriften ganz abdrucken lassen. Da sie aber zu viel Raum weggenommen hätten, auch die Memoria Gesneri viel länger ist, und sie also in gleichen Blättern nicht mit einander fortlaufen konnten, so änderte ich meinen Vorsatz.

Hier folgen also nur die ausgehobenen Stellen, in denen ich mich, wegen glücklichen Gedächtnisses, und langer Bekanntschaft mit den oratorischen Schriften des seel. Ernesti, bisweilen ähnlicher Redensarten, und eines ähnlichen Periodenbaues bedienet habe. Ich bitte aber meine Leser, daß sie bei Vergleichung dieser Stellen, immer an den Vorwurf, den mir mein Herr Gegner macht, denken mögen, „meine und des seeligen Ernesti Arbeit sähen einander so ähnlich, wie ein Ey, dem andern.“

Lieber unbefangener Leſer! hier haſt du die beiden Eyer, ſiehe ſie recht an, und urtheile, ob eins ſo groß, ſo rund, ſo weis iſt, als das andere:

MEMORIA GESNERI.

Das Erneſtiniſche Ey.

Ea conditio longe inferior ingenio et doctrina viri erat. Itaque ſubinde expetebatur ad maiora et lautiora munera ——— — — — —

Abiit vero Göttingam, dolentibus omnibus, qui, quantam iacturam faceret ſchola ac ciuitas, intelligerent. ——— — — — —

Erant in ea omnia quae beatum matrimonium redderent:

MEMORIA WELLERI.

Das Röllerſche Ey.

Cum enim eam conditionem, ingenio et doctrina Viri, longe inferiorem eſſe, omnibus cognitum eſſet, ſubinde ad maiora munera expetebatur. — — —

A quo ad antiſtitis vrbis et diöceſeos Penigienſis, munia obeunda, dimiſſus eſt, dolentibus omnibus, Zwiccauienſibus, qui, quantam iacturam faceret ciuitas, intelligerent. — —

In hac omnia erant, quae matrimonium faliciſſimum redde-

amor

amor et reuerentia mariti :insignis, liberorum diligentissima cura, rei familiaris administratio plena scientiae, fidei, et parsimoniae honestae, quae decus conseruaret, et studio mariti non aduersaretur — — — — — — — —

rent: insignis mariti amor, diligentissima liberorum cura: administratio rei familiaris optimâ parsimonia honesta, quae conseruaret decus. — — — — — — — — —

Itaque peccatis et erroribus facilis erat, regebatque magis, et dissimulabat, quam aperiebat, et exprobraebat. — — — — — — — — — —

Quid? quod erroribus adeo eorum, quibus praefuit, facilis erat, et magis regebat, et dissimulabat, quam aperiebat — — — — — — — —

Par aequitus erat aduersus eos, a quorum sententiis discreparet sua — — — — — — —

Aequus fuit vel iis, a quorum sententiis, sua discreparet. — — — — —

A quibus vero durius ipse tractatus erat in hoc genere,

Nec iis acerbe rescripsit, a quibus virgula censoria durius

iis

iis nunquam acerbe reſcripſit. — — —

Quo minus mirandum, ſi, vt priora tempora praetermittam, quoad Göttingae vixit, etiam ab illuſtriſſimis hominibus, et exquiſita elegantia excultis, eius conſuetudo expetita fuit. Duces quidem Francici, qui per hoc bellum Göttingae praeſidiis fuere, omnes eius conſuetudine libenter ſunt vſi, ſaepeque ad eum viſendum, colloquendi cauſa venire. — —

In ſuos indulgentia mirifica erat, ſed innoxia, et quae officii grauitate ſalubriter temperaretur — —

tractatus eſſet. — —

Quo minus mirandum, ſi etiam ab illuſtriſſimis viris, et elegantia morum excultis, expetita fuit eius conſuetudo. Comites, Barones, et alii nobiles viri, qui negotiorum a principe demandatorum cauſa, aliquamdiu Zwiccauiae commorati ſunt, omnes eius conſuetudine libenter vtebantur, — et vel ad eum viſendum veniebant. — — —

Haec tamen indulgentia innoxia erat, quae grauitate ſalubriter temperaretur. — — — —

Sed

Sed ſibi vicariam temporis longioris adſciuerat mirificam, et diligentiſſimam diſpenſationem diei, quae nullam particulam ſine actione effluere ſineret. — — — — — — — — — —

Sed diligentiſſima erat diei diſpenſatio, quae nullam particulam ſineret effluere ſine actione — — — — — — — — — — — — — —

Corporis Species in ſtatura iuſta, plurimum dignitatis habebat — erat enim in vultu plurimum grauitatis ſed quae a triſtitia longe abeſſet, et temperaretur comitate — — — — — — —

Corpus erat robuſtum, et ſtatura longa, quae plurimum dignitatis habebat. Erat quidem in vultu et geſtibus grauitas, quae tamen comitate et hilaritate temperaretur. — — — — —

Das ſind die wenigen Stellen in der Memoria Welleri, die in manchen Redensarten einige Aehnlichkeit mit einigen Stellen der Memoria Geſneri haben, und die ich deswegen ausgehoben, und neben einander geſtellt, damit die gelehrten Leſer, die beide Schriften nicht gleich bei der Hand haben, oder ſich nicht bemühen wollen, ſelbſt eine Vergleichung anzuſtellen, ein richtiges Urtheil fällen können.

Will

Will sich iemand die Mühe geben, und mehr besagte Schriften auch in den übrigen Stellen zusammen halten, so wird man hoffentlich gewahr werden, daß der Vorwurf: sie sähen einander so ähnlich, wie ein Ey dem andern, nicht gegründet sei, und daß der Herr D. Teller, nach seiner ihm eigenen und gewöhnlichen Art, mich nur bei dem Publikum habe verdächtig machen, und mir aus christlicher Liebe, eins versetzen wollen.

Meine herausgegebene Prolusion de vocum σαρξ & πνευμα &c. zeigt er S. 288. an, ohne insbesondere etwas daran zu tadeln. Da ich aber in derselben eine freye Uebersetzung des Briefes an die Galater versprochen, so nennt er sie schon im voraus eine freche Uebersetzung, ohngeachtet er sie noch nicht gesehen hat. Ist das nicht ein frecher Richter, der über eine Sache das Urtheil spricht, die er noch nicht untersucht hat, und noch nicht hat untersuchen können? — Endlich macht er aus meiner Prolusion und Judenpredigt den Schluß: „ich müsse ein ganz besonderer Judenfreund seyn.“

Wie er das aus der eben angeführten Prolusion schliesen kann, sehe ich nicht ein, und keine vernünftige Christenseele wird es einsehen können: denn ich habe darinnen nichts zu Gunsten der Juden gesagt, sondern nur gezeigt, daß

daß die Galater, Jüdiſche Religionsgeſinnungen noch beibehalten wollten, und deswegen vom Paulus beſtraft wurden, ingleichen, daß τὸ in dieſer Epiſtel mehrentheils, den Juden das Judenthum, und Jüdiſche Religionsgeſinnungen bedeute. Aus meiner Judenpredigt aber erhellet es deutlich, daß ich in einem gewiſſen Verſtande, ein Freund der Juden bin, indem ich wider das gewöhnliche harte Urtheil über die Juden, und andere Mishandlungen derſelben ifere.

Kann mir aber das wohl zum Vorwurf gereichen, daß ich ein Judenfreund bin? — Sind wir denn als Chriſten, nach den Grundſätzen unſerer Religion nicht ſchuldig, alle unſere Nebenmenſchen, ob ſie gleich von uns verſchiedene Religionsgeſinnungen haben, zu lieben, und alſo in der That, ihre Freunde zu ſeyn? —

Ein beſonderes Moralſyſtem muß der Herr Doctor haben. — Doch es iſt ia ſchon bekannt, wie chriſtlich derſelbe in dieſem Puncte denkt, und er hat es ia hin und wieder in ſeinen Schriften nicht nur deutlich geäuſert, daß er, auſer den Chriſten, alle andere Menſchen in der Welt für wahre Höllenbrände halte.

Man darf nur ſeinen ſogenannten Cryptopelagianismus leſen. Gott ſei aber Dank,

daß

daß wir nicht viel ſolche Doctores der Theologie mehr haben.

Auf die, auf eben dieſer Seite gemachte unchriſtliche und hämiſche Anſpielung antworte ich weiter nichts, als dieſes: Iſt denn der Herr Doctor ganz engelrein von Jugend an bisher geweſen, und weiß er in ſeinem Gewiſſen ſich gar nichts vorzuwerffen? — Hat er die Worte Jeſu Jeſu denn auch recht erwogen: **Wer unſchuldig iſt, der werffe den erſten Stein auf ſie —?** —

Es gehen manche Anekdoten von dem Herrn Doctor herum, die, wenn ſie wahr wären, ihm wahrhaftig, beſonders als Prieſter, nicht zum Ruhm gereichten.

Ich könnte ihn dahero wieder mit Koth werffen, und die Verantwortung denen überlaſſen, die ſie mir erzählet haben. Das ſoll aber ferne von mir ſeyn, und ich will, alles dieſes, aus chriſtlicher Liebe nicht einmahl glauben: denn der Herr Doctor hat doch gewis auch ſeine Feinde.

Daß es überhaupt bei der ganzen Telleriſchen Recenſion meiner Schriften, darauf angeſehn ſey, mich zu ſchmähen, und mir eins anzuhängen, wie man gemeiniglich zu ſagen pflegt, erhellet auch daraus, daß der Herr Doctor von

S. 289. bis 295. ſich über meine, ſchon vor 14. Jahren herausgekommene Predigten luſtig zu machen ſucht, deren Werth doch ſchon, durch die darüber erſchienenen öffentlichen Urtheile gelehrter und competenter Richter, beſtimmt und angegeben worden iſt. Da er ſie auf alle mögliche Weiſe herunter zu ſetzen ſucht, und mich ſo gar deswegen unverſchämt nennt, daß ich ſie hätte drucken laſſen, ſo ſehe ich mich genöthigt, die öffentlichen Urtheile der Gelehrten, die mir, damahls über meine Predigten bekannt worden ſind, herzuſetzen. Das Urtheil in der Jenaiſchen gelehrten Zeitung lautet alſo: 1)

„Man muß dem Herrn Röller das Lob geben, daß ihm ſeine Predigten nicht übel gerathen ſind. Sie ſind nicht leer an guten Sachen und Gedanken, führen eine anſtändige, faßliche, und gröſtentheils edle Sprache, und die Ausführungen der vorgetragenen Hauptſätze, geben dem Leſer eine gute und empfehlende Idee, von der Denkungsart und den Fähigkeiten des Herrn Verfaſſers. (Hier werden die Hauptſätze angeführt) Die Hauptſätze, ſind,

1) Siehe das 59. Stück: Freitags. den 24. Julius. 1772. S. 501. 502.

sind, wie man sieht, wohl gewählt, die Predigten lassen sich auch wohl lesen, und werden den Leser nicht ohne Empfindungen seines Herzens lassen. Da, dem Titel nach, noch mehrerere Sammlungen folgen sollen, so wünscht der Recensent, daß Herr Röller, die meistens überflüßig eingebrachten Gedankenstriche weniger gebrauchen, und in den Abhandlungen selbst, die zu häufigen Selbstgespräche des Christen sparsamer anbringen möge. Man wünscht aber dieses nicht aus Tadelsucht, sondern in der guten Absicht, den Herrn Verfasser zu veranlassen, seinen an sich feinen Predigten, immer mehr Vollkommenheit zu geben." —

Ein eben so günstiges, und fast gleichlautendes Urtheil, über meine Predigten, befindet sich auch in den Erlangischen Zeitungen, welches ich nicht hersetzen kann, da mir das Stück, worinnen es stehet, weggekommen ist.

Weniger günstig, aber doch mit weit mehr Bescheidenheit, als in der Tellerischen Recension geschicht, beurtheilte meine erste Sammlung der Predigten fürs Herz, ein gewisser Recensent, in dem Hallischen Journal für Prediger. Wahrscheinlich, und wie mir gewisse Umstände vermuthen liesen, war diese Recension

sion von einen Gelehrten eingeschickt worden, den ich einmahl in einer öffentlichen Schrift etwas bitter abgefertiget hatte, und der diese Gelegenheit ergriff, sein Müthgen an mir zu kühlen. Weil ich glaubte, daß mir in dieser Recension zu viel geschehen wäre, so ließ ich ein Sendschreiben an die Verfasser des Hällischen Journals drucken, worinnen ich mich, wider alle gemachte Vorwürffe vertheidigte. Dieses Sendschreiben that bei den Verfassern dieses gedachten Journals die gute Wirkung, daß sie bei Beurtheilung der zweyten Sammlung meiner Predigten, mit mir säuberlicher verfuhren, mich nicht nur wegen meiner Mäßigung bekomplimentirten, sondern auch die gedachte zweite Sammlung lobten.

Hier ist die Stelle: k)

„So viel versichern wir den Herrn Verfasser, daß wir auf keine Art, durch seinen Aufsatz beleidiget worden sind, und, daß wir in demselben, wider die Gewohnheit so mancher Schriftsteller, die rühmlichste Mäßigung bemerkt haben. — —

Von der zweiten Sammlung seiner

k) S. Jornal für Prediger. Vierten Bandes, erstes Stück. S. 76. 77.

Predigten, müssen wir, nach der Wahrheit günstiger urtheilen —— denn wir haben bemerkt, daß der Herr Verfasser, die Fehler, die wir rügten, zu vermeiden gesucht hat. Wir finden nicht so häufige Schilderungen, sondern, desto mehr Stellen, wo der Verfasser die Wahrheiten, ruhig untersucht, und in einem populairen Stil vorträgt, u. s. w.

Ich dächte nun, daß ein Schriftsteller, und besonders ein solcher, wie ich damahls war, (denn ich war noch Candidat) höchst zufrieden seyn könnte, wenn in verschiedenen gelehrten Journalen und Zeitungen, über die Erstlinge seiner Autorschaft ein so gutes Urtheil gefället wird. Dergleichen gute und günstige Urtheile über des Herrn D. Tellers Predigten, erinnere ich mich wenigstens nicht, in gelehrten Journalen gefunden und gelesen zu haben. Im Gegentheil ist mir gar wohl bekannt, daß seine homiletischen Arbeiten vor dem Richterstuhl mancher Recensenten ein übles Schicksal gehabt haben.

Was wird nun mein Herr Gegner damit ausgerichtet haben, daß er den guten Urtheilen, die schon vor 13. Jahren, competente Richter über meine Predigten fällten, iezt durch eine schmäh-

ſchmähſüchtige Recenſion widerſpricht? — Wird ers wohl dahin bringen, daß vernünftige und unpartheiiſche Leſer nun denken: alle die damaligen Recenſenten der Röllerischen Predigten hatten unrecht, und haben falſch geurtheilt, das ietzige Urtheil des Herrn D. Tellers aber, das er erſt 13. Jahr hernach fällt, iſt das eintzige richtige und zuverläſſige? — Ich glaube ſchwerlich, daß ers ſo weit bringen wird, da ſeine Stimme, wie ich hernach auch zeigen werde, beim gelehrten Publikum nichts mehr entſcheiden kann, weil ſie da gar nichts mehr gilt, und es in der That ſo weit gekommen iſt, daß man alsdenn erſt anfängt Männer zu ſchätzen, und ihnen Verdienſte zuzutrauen, wenn ſie vom Herrn D. Tellern in Zeitz hämiſch angefallen, und übel behandelt worden ſind.

Einen Vorwurf, den mir mein Herr Gegner noch in Abſicht meiner Predigten macht, muß ich beſonders begegnen. Er beſteht darinnen, daß er verſchiedene mahl ſagt: meine Predigten wären gar nicht local, und ſchickten ſich nicht für die Schönfelßer Bauern. Hierauf antworte ich ihm überhaupt, daß er ſich in einen großen Irthum befindet, wenn er ſich überredet, daß dieſe Predigten in Schönfelß, und beſonders für Bauern gehalten worden ſind. Da ich 1777. daſelbſt Pfarrer worden

bin, meine Predigten aber schon 1772. herausgekommen sind, so kann das nicht geschehen seyn, es müste denn mein Gegner annehmen, daß ich öffentlich im Druck erschienene Predigten, die meiner Gemeine nicht unbekannt waren, noch einmahl gehalten hätte.

Wenn also der Herr D. in seiner Recension einmahl über das andere schreit: „War das eine Predigt für die Schönfelßer Bauern? — Was werden bei dieser Stelle die Bauern gedacht haben? — Wie werden sie da die Köpfe zusammen gesteckt haben? —“ so kommt er mir vor, wie der Ritter in' der traurigen Gestallt, der mit seiner lahmen Rosinante, und mit seiner stumpfen Lanze, in Meinung, er habe einen Riesen vor sich, nur auf Windmühlen und hohle Bäume losgeht. Denn es sind ia keine Predigten für die Schönfelser Bauern, auch niemahls für sie, und eigentlich gar nicht für Bauern gehalten worden. Ich habe sie auch niemahls dafür ausgegeben, noch ausgeben wollen, und die Predigten, die ich bei meiner Dorfgemeinde, und für Bauern eigentlich halte, sind, wie es auch seyn muß, in einen ganz andern Tone, und von ganz anderer Art. Hätte sich mein Herr Gegner, ehe er über meine Predigten sein Urtheil fällete, genauer nach meinen Umstän-

den,

den, und besonders nach der Zeit meiner Beförderung ins Predigtamt, ingleichen auch darnach erkundiget, wo, und vor welcher Versammlung ich diese Predigten gehalten, so durfte er nicht solche vergebliche Luftstreiche thun. Ich hatte als Candidat einen Zutritt in dem Graf Henkelischen Hauße zu Beltzig, wie auch hernach im Hochadelichen Watzdorfischen Hauße zu Kauschwitz, und war daselbst wegen meiner Predigten beliebt, mußte dahero in dem besondern Bethhauße, auf dem Schlosse, öfters predigen. Da nun die Versammlung mehrmals aus Gräflichen, Hochadelichen, und andern hohen und vornehmen Standespersonen, von gebildeten und feinen Geschmack, ja bisweilen aus Doctoren der Theologie bestunde, so glaubte ich, den Ton meiner Predigten etwas höher hinaufstimmen, und sie rednerischer einrichten zu müssen. In diesen Häusern bekam ich eben, durch den Beifall, den sie meinen gehaltenen Predigten schenkten, Veranlassung und Aufmunterung sie drucken zu lassen.

Die Bitte, welche endlich der H. D. S. 296. bei mir für die Schönfelßer Bauern einlegt:

„Daß ich ihnen nemlich, nicht immer mit einer anderweitigen Vocation, die ich

auf eine Universität erwartete, drohen sollte,"

hätte er gänzlich erspahren können, da dieses wie ich mich diesfalls auf mein Gewissen und meine ganze Gemeinde beruffen kann, von mir niemahls geschehen ist. Ich befürchte daherο, daß der Herr D. wenn er es nicht erdichtet haben sollte, einen sehr unzuverläßigen und untreuen Correspondenten in hiesiger Gegend hat. Ich bin ia erst 9 Jahr im Amte, wie kann ich denn seit 12 Jahren meinen Bauern mit einer anderweitigen Beförderung gedrohet haben? — Das sind ia lauter Unrichtigkeiten!

Nach einer Beförderung zu einen academischen Lehramt, habe ich so wenig mein Haupt empor gehoben, daß ich im Gegentheil diese Art Lehrer wegen ihrer überaus mühseligen, und oft undankbaren Arbeiten, gemeiniglich bedauert, und oft mich gegen meine Bekannte und Freunde erkläret habe: wenn ich alle Fähigkeiten und den Ruf zu einer Professur hätte, so würde ich sie nicht annehmen, sondern lieber Landpfarrer bleiben.

Das läugne ich aber nicht, daß ich eine Superintendur suche, und mich auch einmahl, seit dem

dem ich im Amte bin, bei einer Vacanz dazu gemeldet habe. Zu diesen Amte suche ich mich auch durch täglichen Fleiß vorzubereiten, und immer geschickter zu machen, damit, wenn es der Vorsehung nach gefallen sollte, meine Wünsche zu erfüllen, ich ein solches Amt mit Ehren annehmen und bekleiden kann, und bei meiner alsdann zu haltenden Doctordisputation, mich nicht gezwungen sehe, mich unter die Flügel ausländischer academischer Nachsicht und Höflichkeit zu begeben, wie mancher.

Sollte meine Absicht in Ansehung einer zu erlangenden Superintendur nicht erfüllt werden, so zürne ich deswegen nicht mit der Vorsehung, sondern tröste mich mit vielen andern, die ebenfalls ihr Ziel nicht erreichen können. Ja selbst mein Herr Gegner kann mir zum Troste dienen, welcher, so oft er sich auch um weitere Beförderung Mühe gegeben, und ungeachtet seiner submissesten Dedicationen an gekrönte Häupter, immer noch Pastor in Zeitz ist, und vielleicht auch bleiben wird, wenn er dem Publikum nicht Veranlassung giebt, künftig besser von ihm und seinem Gemüthscharakter zu denken.

Da ich also, wie ich nochmahls erkläre, zu einen academischen Lehramt, nie Lust gehabt,

und deswegen nie darum angesucht, und solches erwartet habe, so sehe ich des Herrn D. Beschuldigung, als wenn ich seit vielen Jahren „dazu mein Haupt empor gehoben hätte“ für eine geflissentliche hämische Erdichtung an, sie mag aus dem Gehirn des Herrn D. selbst, oder aus dem bösen Herzen eines schwarzen Correspondenten ihren Ursprung haben. Die Spöttelei mit der theologischen Professur, zu Oxford, wozu ich mich melden soll, trift mich dahero gar nicht. Weil es aber weltkundig ist, daß mein Herr Gegner schon seit langen Jahren, sein Haupt nach einer academischen Beförderung empor gehoben und wie manche wunderliche Mittel und Wege er deswegen erwählet habe; so wollte ich ihm rathen, da er bisher seinen Endzweck nicht hat erreichen können, bei einer entstehenden Vacanz in der Theologischen Facultät zu gedachtem Oxford, sich supplicando zu melden, und auch da sein Heil zu versuchen. Vielleicht kann er da noch Professor werden, da sein Vaterland so undankbar gewesen ist, und seine Verdienste nicht zu schätzen gewust hat. Ich versichere hier öffentlich: an mir soll er keinen Nebenbuhler haben.

Da die Tellerische Recension meiner Schriften, bei vielen, die mich kennen, oder doch von mir

mir gehört, und einige meiner Schriften gelesen haben, eine Senſation gemacht habe, die meiner Ehre nachtheilig iſt, ſo, daß einige, wie mir zu Ohren bekommen, geäuſert haben: „Es wäre dieſes mahl wohl um mich und meine Ehre geſchehen, weil des Herrn Doctor Tellers Stimme doch wohl noch mehr bei der gelehrten Welt gelte, und gelten müſſe, als die Stimme eines Landpredigers;“ ſo ſehe ich mich genöthiget, dieſen Leuten, die mit dem, was in der gelehrten Welt vorgeht, nicht ſehr bekannt ſeyn müſſen, Nachricht, von dem Credit, in welchem der Herr Doctor Teller in Zeitz bei dem gelehrten Publikum ſteht, zu geben, und die Urtheile, die man ſeit mehrern Jahren über ihn ſelbſt, und ſeine Schriften gefället hat, herzuſetzen. Ich liefere in dieſer Abſicht folgende Fragmente. Wenn man ſie leſen wird, ſo wird man überzeugt werden, daß mein Herr Gegner gar in ſchlechten Credit bei der gelehrten Welt ſtehe, daß ſeine Stimme wenig oder nichts gelte, und ſein Urtheil auch der Ehre eines Landpfarrers nicht nachtheilig ſeyn könne.

Erstes Fragment
aus der allgemeinen Bibliotheck der neuesten deutschen theologischen Litteratur. Erster Band.
S. 252. 253.

„Es ist bekannt, daß Herr Johann Friedrich Teller in Zeitz, dem Herrn Domprediger Fedderſen, in einer eigenen kleinen Schrift, welche den Titel: Crypropelagianismus — führt, sehr hämische und gröstentheils ungegründete Vorwürffe macht. — — — — — —

Der Verfasser dieser Schrift (sie ist betitelt: Tellerianismus, oder die Kunst, Ketzer zu machen) hätte bedenken sollen, daß sich mit einem Mann, wie Herr Teller ist, keine gründliche und ruhige Untersuchungen eines streitigen Punctes anfangen lassen — — — —

Herrn Tellers Angriffe verdienen so viel Aufmerksamkeit nicht.“ — —

S. 259 — heist es: „Herr Johann Friedrich Teller, ist der Mann nicht, auf den man groß hören muß, wenn er zu schreien beginnt. — — — — —

Zwei-

Zweites Fragment

aus den wöchentlichen kritiſchen Anzeigen von der neueſten theologiſchen Büchern und Schriften, auf das

Jahr 1783. Nürnberg. Erſtes Qvartal.

7tes Stück, am 14. Febr.

S. 97. 98. „Das gute an dem Menſchen und gute Handlungen aufſuchen, und ſie zur Nachahmung aufzuſtellen, ſollte man denken, wäre eine nöthige Beſchäftigung, und das that Herr Feddersen. — Aber die Bemühungen eines ſolchen Mannes zu verketzern, und die guten Handlungen der aufgeſtellten Menſchen, mit Koth zu beſpritzen, bloß, weil Vorurtheile, und veralhrte Meinungen damit nicht übereinſtimmen, iſt niedrig und unwürdig, und das thut Herr Teller, in dieſer elenden Piece. (in ſeinem Cryptopelagianismus) Denn dieſen Nahmen verdienet ſie mit Recht, weil man nicht leicht etwas ſeichteres und unordentlicheres leſen kann. Was iſt für einen Geiſtlichen, der noch dazu Doctor der heiligen Schrift iſt, unſchicklicher, als, ſeinen ehrwürdigen Amtsbruder, dem er ſich an Güte und Rechtſchaffenheit der Geſinnungen lan-

ge nicht gleich ſtellen darf, durch den Beinahmen Herzenskündiger zu Braunſchweig lächerlich machen zu wollen? Iſt das Chriſti und ſeiner Apoſtel Geiſt? Iſt das die Art der Wiedergebohrnen Herrn Tellers, die er nur allein für gut halten will? Iſts nicht hämiſche Bosheit? — Doch wir wollen unſern Leſern näher anzeigen was denn der Zeitziſche Polemicker — tadelnswürdig gefunden hat. — — — — —

S. 99. „Welche elende Schriftauslegung bei ihm (Herrn Teller) anzutreffen ſei, erhellet z. E. daher, wenn er S. 66. behauptet, daß der Menſch, durch die Erbſünde, ein Ebenbild des Teufels geworden ſei. Und wie beweißt er das? Aus der Stelle: Adam iſt worden, wie einer von ihnen: nemlich den Teufeln. Und doch hat er das Herz, Herrn Feddersen zuzurufen: vbi habes codicem? Das iſt warlich unverſchämt, und ächte Cruſianiſche Nachbeterei.“

S. 100. „Schriftſtelleriſche Beſſerung dürfen wir Herrn Teller nicht anwünſchen, denn es iſt bekannt, daß er in dieſem Puncte unverbeſſerlich iſt, und durch gute und böſe

Ge-

Gerüchte, durch Ehre und Schande ungerührt hindurch geht.

Drittes Fragment

aus den eben angezeigten wöchentlichen kritiſchen Anzeigen.

9tes Stück.

am 28. Febr. 1783.

S. 145. heiſt es, bei Gelegenheit einer Recenſion über des ſeel. D. J. A. Erneſti Verdienſte um die Theologie und Religion, welche Schrift den würdigen Herrn Conſiſtorialrath Teller zu Berlin zum Verfaſſer hat, unter andern:

„Ein Umſtand, (er hatte nemlich dem ſeel. Cruſius in dieſer Schrift Gerechtigkeit wiederfahren laſſen) der dem Herzen des Herrn Tellers, die gröſte Ehre macht, und ihn über ſeinen Zeitzer Bruder Johann Friedrich Teller, unendlich erhebt, der nicht aufhören kann, als berüchtigter Ketzermacher, hämiſche Angriffe auf rechtſchaffene und hochachtungswürdige Männer zu thun.“

Vier-

Viertes Fragment

aus dem 23ſten Stück der mehr gedachten kritiſchen Anzeigen.

am 6ten Junii 1783.

S. 360. „Mit ſehr guten Gründen wird hier der rechtſchaffene Herr Feddersen gegen die hämiſchen Beſchuldigungen des Zeitzer Tellers in ſeinem Cryptopelagianismus wiederlegt, iedoch ohne daß der Apologete ins Detail geht, oder ſich ſolche unanſtändige Schimpfwörter erlaubt, die Herr Teller in Menge ausgeſtoſſen hat. Großmüthig verachtet Herr Feddersen einen ſo zudringlichen Feind, und denkt, wie ieder, der wegen Vertheidigung rechtſchaffener und verdienſtvoller Männer von einem bißigen Ketzermacher, er ſei nun Paſtor in Zeitz, oder in Hamburg, wo man die Matroſenſprache leicht gewohnt wird, angefallen wird.

An dir, o Wanze, mich zu rächen!
Nein! du magſt ungehindert ſtechen!
Zur Wanze ſchuf dich die Natur
Zerdrückt ich dich — du ſtänkeſt nur.

Fünf-

Fünftes Fragment

aus der allgemeinen Bibliotheck der neueſten deutſchen Litteratur

4ter Band.

„Wo der Recenſent der vierten Sammlung der Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen, die Herr Feddersen herausgegeben hat, ſich alſo vernehmen läßt:“

„Es hat ſich alſo Herr Feddersen, durch die hämiſche Kritik des Herrn Tellers in Zeitz, nicht irre machen laſſen, ſo wie er auch ſelbigen nicht einmahl einer Antwort gewürdiget hat. Und hieran hat er unſerer Meinung nach auch ſehr wohl gehandelt. Bei einer ſo guten Sache, als Herr Feddersen würklich hat, und bei ſolchen Angriffen, wie dieſer Telleriſche war, iſt es allemahl das rathſamſte, lieber zu ſchweigen. Verſtändige wiſſen ſchon, wie ſie urtheilen ſollen.

Sechstes Fragment
aus dem
grauen Ungeheuer
3ter Band.

S. 302. heißts:

„Herr Teller (zu Zeitz) vir obscurus. XXI. p. Trin. 1784. wo das Reformationsfest einfällt, declamirte dieses Genie auf der Kanzel so:

> Die verfluchte Toleranz! Ich kann sie durchaus nicht leiden. Wir bekommen dadurch nichts anders als ein Heidenthum. Ich werde sie hindern, wo ich nur kann. — — — —

Der Pabst wurde wohl 10 mahl die Babilonische Hure genannt.

Auch der Kaiser bekam seinen Text vom geistlichen Bootsknecht.“ — — —

Aus den beiden wider Herrn Teller herausgekommenen Schriften, wovon die eine den Titel führt: Tellerianismus, oder die Kunst Ketzer zu machen, und die andere: Tellers Unvernunft und schwarzes Herz, will ich keine Auszüge liefern, da sie allge-

allgemein bekannt, und gewis von den meiſten geleſen worden ſind.

Ich könnte aber doch noch mehrere Fragmente aus andern öffentlichen Schriften und Journalen, und beſonders aus der allgemeinen Deutſchen Bibliotheck, wo man den Herrn Doctor eben nicht günſtiger beurtheilet hat, hier aufführen, wenn ich weiter abſchreiben wollte, und nicht ſchon glaubte, daß diejenigen, welche etwa bisher aus Unwiſſenheit oder Vorurtheil, der Telleriſchen Stimme ſo viel Gewicht zugeſchrieben haben, aus denen oben aufgeführten öffentlichen Urtheilen über ihn, ſchon ſattſam ſehen können, daß Herr D. Teller zu Zeitz gar nicht der Mann ſei, deſſen Geſchreye unter den Gelehrten, zu Jemandes Nachtheil, etwas gelte.

III.

Das Buch der Vereinigung, oder Anweisung zur Glückseligkeit, für alle Menschen. —

Auf eigene Veranstaltung und Mitarbeit zum Druck befördert von Gottfried Lebrecht Masius, der Weltweisheit Doctor. Leipzig, 1785. im Masiußischen Verlage, und mit Churfürstl. Sächßl. gnädigsten Privilegium.

---

* * *

Der marktschreierische Ton, in welchem so wohl die vereinigten Religionslehrer in ihrem Sendschreiben an die Christenheit, als auch der Herr M. Masius in seinem an die katholischen Glaubensgenossen gerichteten Sendschreiben, dieses Buch dem christlichen Publikum ankündigten und anprieſen, berech-

tigte

tigte ieden vernünftig denkenden und unbefangenen Christen an das wohlbekannte Parturiunt montes — zu denken. Wir zum wenigsten versprachen uns gleich nicht viel Gutes von diesem Buche, und daß es alle die wunderbaren Würkungen, von welchen sich die Herolde desselben so viel träumen liesen, thun würde, erwarteten wir gar nicht.

Ueberhaupt haben wir iederzeit aus guten Gründen daran gezweifelt, daß, bei dermahliger politischer Verfassung der christlichen Welt, eine würkliche und wahre, innere und äuserliche Vereinigung, der bisher getrennten Christenpartheien zu Stande kommen könne, und ein Buch haben wir immer dazu als ein unschickliches Mittel angesehen. Gesetzt, aber, daß ein Buch das eigentliche schicklichste Mittel sei, die verschieden denkenden Christen unter einen Huth zu bringen; so müßte es wahrhaftig ganz anders beschaffen seyn, wie dieses gegenwärtige, das wir vor uns haben, und welches, unserer Ueberzeugung nach, gröstentheils, (denn Gutes kommt auch darinnen vor) ein unsinniges Buch ist.

Es ist das Product einer aus den verschiedenen Christenpartheien zusammen getretenen Gesellschaft von Lehrern, die sich sammt und sonders, wo nicht am Leibe, doch an der Seele sehr schwach und krank befinden müssen. Wie sich diese Patienten alle so gleich haben treffen, und zu einer Absicht vereinigen können, wissen wir uns nicht anders zu erklären, als durch das: similis simili gaudet.

Inzwischen macht dieses Buch aber einmahl in seiner Art Epoche, und dürfte auch bei manchen, sonst schon schwindlichten Köpfen eine Sensation bewürken, die mit der Zeit Unordnungen unter den Christenpartheien veranlassen könnte. Hier ist also ein Präservativ nöthig. Und das ist eine gründliche und ausführliche Beleuchtung oder Recension des mehrgedachten Buchs, woraus ein ieder, auch nicht gelehrte Christ, sehen könne, woran er, wegen dieses Buchs sei, ob würklich darinne der wahre Geist des Christenthums herrsche, und ob es sich deswegen zur Annahme empfehle? —

Eine solche Beurtheilung sind wir nun zu liefern entschlossen, haben deswegen das Buch oft,

oft, und mit Bedacht durchgeleſen, und alles, ſo viel uns möglich geweſen, überdacht und erwogen, damit wir weder den Verfaſſern Unrecht thun, noch das leſende chriſtliche Publikum täuſchen und hintergehen mögen.

Weil wir aber die ausführliche Recenſion dieſes Buchs, bis zum folgenden Stück dieſes Journals verſpahren müſſen, gleichwohl aber dieſelbe unſern Leſern im voraus überſehen laſſen wollen, damit ſie wiſſen, was ſie zu erwarten haben, und über welche Materien, wir uns ausbreiten; ſo liefern wir davon folgende Bruchſtücke.

* * *

Das Vereinigungsbuch iſt voll von ſchwärmeriſchen Unſinn — — was eigentlich ein ſchwärmeriſches Chriſtenthum ſei? —— Schwärmeriſche Religionslehrer haben niemals eine Vereinigung geſtiftet —— vielmehr Zertrennung ——— das ſagt die Geſchichte. — —

Der Grundsatz, den die vereinigten Religionslehrer annehmen, daß die Reden Jesu und seiner Apostel wörtlich müßten genommen und verstanden werden, ist unsinnig — — — er befördert offenbar das Misverständnis unter den Christen noch mehr — — und führt zu einen dummen Glauben. — — —

Die Religionskasse, die soll aufgerichtet werden, ist bei einer guten christlichen Landesregierung ganz unnöthig — — — ist gefährlich, und giebt Gelegenheit zu Jesuitischen Plünderungen der Familien, und zu tausend andern betrügerischen Kunstgriffen — — — Das kann die Geschichte der Heilandskasse der Zinsendorfianer beweisen. — — — — —

Der Religionsrath, der aufgerichtet werden soll, ist Grundlage zu einer neuen päbstlichen Hierarchie — — — und macht, weil man ihm doch eine relative Unfehlbarkeit zuschreibt, die Gewissen dependent. — — — — —

An vielen Orten des Buchs äusert sich ein Secrengeist — — man will sich trennen

nen — — auch ſo gar die äuſerliche Gemeinſchaft mit anders denkenden Chriſten unterbrechen. — — Apoſtoliſche Chriſten ſollen auf Reiſen nur bei apoſtoliſchen Chriſten einkehren — — — — man ſcheuet das Licht, und will die Liſte der apoſtoliſchen Chriſten nicht bekannt machen. — — — —

Bei den häufigen Verſicherungen einer allgemeinen chriſtlichen Bruderliebe, trift man doch an manchen Orten gehäſſige Züge an — — eine Bitterkeit gegen katholiſche Chriſten, und beſonders gegen gewiſſe Glieder derſelben, iſt ſichtbar — — — — — — — — —

Das erbärmlichſte und elendeſte im Buche iſt wohl der katechetiſche Religionsunterricht — — — — Dadurch wird die Jugend ewig keinen richtigen, reinen und beſtimmten Begrif von der chriſtlichen Religion bekommen. — — — Man müſte denn dabei eine unmittelbare Erleuchtung Gottes erwarten. — — —

War denn auch nicht einer unter den Religionslehrern, der die Gabe zu katechisiren hatte? — — Sollte man etwa diesen Theil des Buchs der katechetischen Geschicklichkeit des Herrn M. Masius überlassen haben? — — sonderbar genung. — —

Daran hätte der allergeschickteste arbeiten sollen — — — — — — das ist doch eine ganz erbärmliche Methode — — —

Wir wagen in Ansehung der bis ietzt unbekannten Verfasser des Buchs eine Vermuthung. — — — — Große und erleuchtete aufgeklärte Männer sind es nicht — — — — vielleicht zum Theil geringe, und eben nicht gelehrte Geistliche, die bei ihren schlechten Diensten, aus Mangel und Armuth hypochondrisch worden sind — — — — oder wohl gar auch mit unter, zurückgesetzte misvergnügte alte Kandidaten, die, weil man sie nicht ins öffentliche Predigtamt aufgenommen hat, nun einen innern Beruf fühlen, ihre Schwärmereien vor der ganzen christlichen Welt zu predigen,

digen, ob etwa damit noch ein Biſſen Brod zu verdienen wäre. — — — —

Irren wir uns hierinnen — — — ſo bitten wir die unbekannten Verfaſſer um Vergebung. — — — Unſere Vermuthung entſtunde aus der ſchlechten Beſchaffenheit ihres Buchs. — — —

(Die ausführliche Recenſion folgt im nächſten Stück.)

* * *

Daß es in den Köpfen der ſogenannten vereinigten Religionslehrer, oder doch gewis in des Herrn M. Naſius ſeinem gewaltig ſpucke, davon mag folgende Nachricht ein Beweiß ſeyn.

Leipzig, d. 8. April. 1786.

Die bekannte deutſche Religionsvereinigungsgeſellſchaft, die öffentlich ihren Agenten allhier hält, hat für denienigen, welcher die beiden

beiden Schriftlehren ihres Vereinigungsbuche, von der Gottheit Christus, und von seiner stellvertretenden Versöhnung, gänzlich umwerfen kann, einen Preiß von 11000. Rthlrn. bestimmt, und sich erklärt, wenn sie iemand von dem Ungrunde gedachter Lehren überzeugen könne, sie so gleich einen Pabst zu ihren Oberhaupt erwählen wolle. — — — —

Ei — was sind das für Phänomena in unserm Jahrhundert! — Gott stärke die schwachen Nerven. — Wer wird einen Preiß darauf setzen? —

Die Geisel.

ein

kritisch-polemisches Journal.

worinnen

unbillige Recensenten abgefertiget, gefährliche und verführerische Schriften widerlegt, und schlechte gründlich getadelt werden.

Zweites Stück.

— εἰσὶ γὰρ πολλοὶ

— οὓς δεῖ μαστιγίζειν.

Chemnitz,
bei Johann Christoph Stößel, 1787.

Ag 1933.

Erinnerung
an das Publikum.

Bei dem zweiten Stück dieses Journals ist man im Stande zu versichern, daß künftig in ieder Leipziger Oster- und Michaelismesse, wenigstens ein Stück erscheinen werde, ohne iedoch eine gewisse Bogenzahl festzusetzen. Sollten ia Umstände eintreten, die es unmöglich machen, das versprochene Stück, in einer oder der andern der angezeigten Messen zu liefern, so wird man darauf bedacht seyn, daß in der nächstfolgenden, zwei Stücke auf einmahl erscheinen können.

Zugleich finden wir vor nöthig, dem was wir bei dem ersten Stück über unser Institut gesagt haben, hier noch beizufügen, daß auser den gelieferten Recensionen gefährlicher, verführerischer oder schlechter Schriften, auch Aufsätze und Nachrichten, welche alte noch immer herrschende, oder auch neu entstandene Vorurtheile besonders in Religionssachen, widerlegen und bestreiten, mit unter eingerückt werden sollen.

Bei allen Beurtheilungen wird man gerade durchgehen, Niemand, weder zur Rechten noch

linken partheiisch schonen. Der Verfasser ei
ner verführerischen Schrift — er sei ein ge
fürsteter Abt, oder ein Thorschreiber — soll
beurtheilet werden, wie ers verdienet.

Denen, die sich durch unsere Urtheile belei
digt halten, und sich dagegen vertheidigen, wer
den wir allezeit, und zwar in einem folgenden
Stück dieses Journals antworten. Sollte
man uns durch Gründe überführen, daß wir
unrecht gerichtet hätten, so wollen wir es zur
Ehre der Wahrheit öffentlich bekennen, daß
wir Menschen sind, und irren können.

Gegenschriften, die ohne Gründe sind, und
bloß schmähen, zumahl wenn sich die Verfasser
nicht nennen sollten, werden in unserm Jour
nal bloß angezeigt, und ganz kurz, und im ge
bührenden Tone abgefertiget.

An Mühe und Fleiß unserm Journal die
mögliche Vollkommenheit zu geben, wird man
es nicht fehlen lassen. Das kann aber nur
nach und nach geschehen.

Die Herausgeber.

I.

Ausführlichere Recenſion des von Herrn M. Maſius herausgegebenen Buchs der Vereinigung.

* * *

Im vorigem Stück unſers Journals haben wir nur Bruchſtücke von der in dieſem Stück zu liefernden weitläuftigern Recenſion dieſes in mancher Betrachtung merkwürdigen Buchs, das auch gewiſſermaaſen Epoche macht, geliefert. Die Vorwürfe die wir dort dem Buche ſo wohl, als deſſen Verfaſſern kürzlich gemacht haben, wollen wir nun der Reihe nach auseinander ſetzen, und zeigen, daß wir ſie aus Ueberzeugung und guten Gründen gemacht haben.

Vorhero aber glauben wir uns, noch über eine Aeuſerung der Verfaſſer, die ſich in den Vorerinnerungen zu ihren Buche S. 1. §. 2.

befindet, heraus lassen zu müssen. Sie sagen nemlich daselbst

„daß dieses Buch derjenigen Vereinigungsgesellschaft entgegen veranstaltet sei, welche bereits bekannt genung sei, und die Protestanten wieder zur römischen Kirche zurück vereinigen wolle.“

Von dieser Gesellschaft reden sie auch hin und wieder im Buche selbst, nennen ihren Plan S. 24. **einen fürchterlichen Plan**, welcher noch zu rechter Zeit von einem ihrer Theologen sei entdeckt worden — schreyen über die der ganzen protestantischen Kirche bevorstehende Gefahr, und befehlen ihr deswegen S. 23. wider ihre Feinde sich zu rüsten und ins Gewehr zu treten.

Wir halten die ganze Sache, davon auch schon andere *) geredet und geschrieben haben, und noch schreiben, für einen blinden Lärm, und die Gefahr, in welcher sich die protestantische Kirche wegen des gedachten Zurückführungsplans römischer Seits, befinden soll, für so **groß und fürchterlich nicht.**

Ueberhaupt wundern wir uns, daß man zu unsern Zeiten über einen solchen Plan der römischen

*) Das sind, wie bekannt, Herr Nicolai in Berlin, und die Verfasser der Berliner Monatsschrift.

ſchen Kirche, als über etwas ganz neues, und noch nie erhörtes ſchreyt, und ſolchen Lärm macht; als wenn die Katholicken ſeit der Reformation dergleichen Plan noch nicht gehabt hätten, und erſt iezt auf die Gedanken gekommen wären, die Proteſtanten wieder zurück zu führen: da doch aus der Geſchichte bekannt genung iſt, daß ſie ſtets damit umgegangen ſind. Die römiſche Kirche hat iederzeit den Geiſt der Proſelytenmacherei gehabt, und wird ihn auch, ſo lange ſie ihren Grundſätzen treu bleibt, behalten.

Was hat man aber römiſcher Seits mit allen künſtlich geſchmiedeten Planen, mit allen Kunſtgriffen, mit allen geheimen und öffentlichen Bemühungen, die man ſich ſeit der Reformation immer gegeben hat, die Proteſtanten zurück zu führen, ausgerichtet? — Das ſage man uns doch? — Daß hie und da bisweilen ein Proteſtant übergetreten iſt? — Nun das beweißt weiter nichts, als daß es auch bei der beſten Armee Deſerteurs giebt. Ueberläufer hat es allezeit gegeben auf Seiten der proteſtantiſchen Kirche ſo wohl, als auf Seiten der römiſchen. Dabei iſts immer geblieben, und wird auch dabei bleiben. Aber an eine Zurückführung der ganzen proteſtantiſchen Kirche zur römiſchen iſt gar nicht zu denken.

Aber warum nicht? — Wir behaupten dieſes aus guten Gründen, und getrauen uns zu

zeigen, daß die vorgebliche Zurückführung der protestantischen Kirche zur römischkatholischen, so künstlich auch letztere, nach Aussage einiger Lärmschreyer, den Plan ausgedacht und angelegt haben mag, ein blosses Hirngespinst, und unter den Umständen und Zeiten, in welchen wir leben, und bei gegenwärtiger Staatsverfassung von Europa, ganz unmöglich sei.

Der Plan, den man iezt römischer Seits in Ansehung der Zurückführung der Protestanten habe, soll, wie man schreibt und spricht, theils ein listiger, theils ein gewaltsamer Plan seyn. Da sich die vereinigten Religionslehrer S. 24. rühmen, hinter diesen Plan gekommen zu seyn, so hätten sie wohl gethan, wenn sie der Welt, und besonders den Protestanten mehr specielles davon gesagt hätten. Man hätte besser und richtiger davon urtheilen können. Da sie dieses aber nicht gethan haben, so wollen wir uns diesen Plan selbst denken.

Er soll erstlich listig seyn. Das soll so viel sagen: Die römische Kirche will allerhand Kunstgriffe brauchen, die Protestanten zu gewinnen, und mit guter Manier wieder in den Schooß der vermeinten Mutterkirche zurück zu führen. Sie wird also Emissarien in protestantische Länder, und besonders an protestantische Höfe schicken, die sich bei Fürsten und deren Ministern einschleichen, und sie für die katholische Religion einzu-

einzunehmen ſuchen werden. Die angeſehnſten und gröſten Theologen der proteſtantiſchen Kirche, werden ſie theils durch Schmeicheleien, Verheiſungen und Verſprechungen, theils durch das Vorgeben einer brüderlichen Vereinigung, zu gewinnen und zu berücken ſuchen. Unvermerkt werden ſie ihnen den Geiſt des Catholicismus einhauchen. Mit dem gemeinen Volke wird es ſich alsdenn ſelbſt geben.

Das wäre nun der liſtige Plan, wie wir uns ihn denken können, und wie er auch ſchon in einigen öffentlichen Schriften beſchrieben wird. *) Iſt er aber nun ſo gefährlich und fürchterlich? — Wir denken, nicht.

Denn man laſſe die Katholicken auch alles oben beſagte, und noch mehreres thun — was wird daraus folgen? Eine Zurückführung der proteſtantiſchen Kirche ewig nicht. Man kann vielleicht durch dergleichen liſtige Bemühungen einige Perſonen von der proteſtantiſchen Kirche abwendig machen. Andere werden aber unter dem Schaafskleid den Wolf merken, ſich in Zeiten hüten, und den Antrag von ſich weiſen. Wird auch etwa ein Fürſt gewonnen, läßt ſich auch ein Oberhofprediger heimlich die Ton-

*) Siehe. Vorläufige Darſtellung des heutigen Jeſuitismus, der Roſenkreuzerei, Proſelitenmacherei und Religionsvereinigung. Deutſchland. 1786.

ſur geben, wird auch ein lavateriſcher Kopf ein heimlicher Jeſuit, nimmt auch ein einfältiger Diakonus römiſche Geſinnungen an — ſo geſchicht dadurch nichts neues unter der Sonnen: nichts weiter, als was ſeit der Reformation immer bisweilen geſchehen iſt, nemlich dieſes, daß es der römiſchen Kirche durch ihre liſtige Kunſtgriffe bei manchen Individuum gelungen iſt, und bisweilen hie und da einen Proteſtanten weggekapert hat.

Daß man römiſcher Seits den Gedanken habe, die proteſtantiſche Kirche auf dem Wege der Ueberzeugung zu gewinnen, und zurück zu führen, glauben wir nicht. Und wenn dieſer Gedanke ia mit zu ihren Plan gehören ſollte, — wär da wohl etwas für die proteſtantiſche Kirche zu fürchten? — Da müſte doch wohl erſt ein allgemeines Concilium angeſtellt werden, worauf es allenfalls zu kirchlichen Disputen kommen müßte. Man würde Schriften und Gegenſchriften ſchreiben, leſen, ſich mit einander, wie ſonſten, zanken, und ſich am Ende vollends auf ewig trennen.

Aber der Plan der römiſchen Kirche, ſoll nach Ausſage der Lärmblaſer auch gewaltſam ſeyn. Dahero rathen die vereinigten Religionslehrer: man ſolle ſich proteſtantiſcher Seits rüſten, eine Religionskaſſe anlegen, damit man zur Zeit der Verfolgung und Drang-

ſaale

ſaale Geld habe. Kurz man ruft: ins Gewehr.

Soll die Zurückführung der proteſtantiſchen Kirche gewaltſam geſchehen, ſo läßt ſich dieſelbe nicht anders als durch Krieg denken. Die Römiſchkatholiſchen müßten alſo Krieg im Sinn und beſchloſſen haben, im Fall die Proteſtanten nicht durch Liſt könnten berückt werden, ſie mit den Waffen in der Hand zu zwingen. Ja ja, ſchreien die vereinigten Religionslehrer, das iſt eben der fürchterliche Cabinetsplan, von dem wir reden, und welchen einer unſerer Theologen noch in Zeiten entdeckt hat.

Es mag nun mit dieſem Cabinetsplan ſeyn, wie es will, man laſſe ihn auch würklich exiſtiren, ſo iſts ein Plan der nicht zur Ausführung kommen kann, wie ſo manche Cabinetschimäre. Es iſt vermuthlich nur ein particulairer Plan, an dem Hofe eines katholiſchen Potentaten gemacht, vielleicht nur der Plan eines Fürſtbiſchoffs. Wie kann ſichs ein ſo ohnmächtiger Fürſt, wär es auch der Pabſt ſelbſt, einfallen laſſen, die Proteſtanten gewaltſam durch einen Krieg zur katholiſchen Kirche zurück zu führen? — Es müßten ſich mit ihm alle katholiſche Mächte zu einerlei Abſicht vereinigen und mit geſammter Hand auf die Proteſtanten los zu gehen beſchloſſen haben. Dann würde der Plan freilich fürchterlicher ſeyn, wegen des dabei zu beſorgenden landverderblichen Kriegs:

ohngeachtet es dabei doch immer noch auf den Ausschlag der Waffen ankäme, weil die Protestanten die Hände gewis nicht in den Schooß legen würden. Allein an einen solchen von allen katholischen Mächten allgemein gemachten, oder angenommenen Plan, ist billig aus guten Gründen zu zweifeln. Die meisten katholischen Potentaten, sind wie bekannt, ietzt aufgeklärt und tolerant gesinnt. Sie dulten die Protestanten in ihren katholischen Ländern, erlauben ihnen, sich daselbst nieder zu lassen und anzubauen, geben ihnen eben die Freiheiten, die die eingebohrnen katholischen Unterthanen haben, verstatten ihnen eine freye Religionsübung, schützen sie, bei vorkommenden Fällen, wider den katholischen Verfolgungsgeist; sollten diese aufgeklärten und toleranten Fürsten, einen so gewaltsamen Plan heimlich im Sinne haben, oder ihm beigetreten seyn? — Das glauben wir ewig nicht.

So lange das die Maxime unserer mehresten europäischen Höfe bleibt: Ein ieder verehre Gott, nach seiner Ueberzeugung, wie er will, er sei nur ein gut[illegible]ziger und nützlicher Unterthan — so lange [illegible] an keine gewaltsame Zurückführung der Protestanten zur römischen Kirche zu denken.

Und wie ganz wider alle Wahrscheinlichkeit ists, daß katholische Potentaten im Sinne haben

ben sollen, durch eine gewaltsame Zurückführung der Protestanten, die Macht und das Ansehn des Pabsts zu vermehren, da sie sich und ihre katholischen Unterthanen, wo sie nur können, der päbstlichen Gewalt entreisen, und das Ansehn des Pabsts, auf alle mögliche Weise vermindern, die katholische Religion selbst immer täglich von menschlichen Zusätzen, und alten Misbräuchen reinigen, ia so gar Lehrmeinungen, die sonst bei der katholischen Kirche wesentlich waren, öffentlich zu lehren verbieten!

Wie kann man bei solchen Umständen katholischen Potentaten einen solchen Plan zutrauen? Sie reformiren ia die katholische Religion — und bringen sie dadurch in der That der protestantischen Kirche näher. —

Man erwäge dabei ferner die ietzt allgemein werdende Politick der europäischen Höfe, welche darinne besteht, daß sie ein friedliches System annehmen, möglichster Weise alle Kriege vermeiden, und bei Vorfällen, worüber in vorigen Zeiten die blutigsten Kriege entstunden, einander willig die Hände zum gütlichen Vergleiche bieten. Wie kann man bei dieser friedlichen Denkungsart der europäischen Höfe, an die Ausführung mehrgedachten Plans denken! Unsere Monarchen denken viel zu politisch ietzo, als daß sie wegen speculativer Religionsmeinungen, und um einiger theologischen Disputatie-

nen wollen, sich einander die Hälse brechen, blutige Kriege anfangen, und ihre Länder verheeren wollen.

Und endlich hat man dabei noch dieses zu bedenken, daß durch eine gewaltsame Zurückführung der Protestanten, die ganze Staatsverfassung des christlichen Europa, die sich auf den Unterschied der drey herrschenden Christenpartheien **großentheils**, wie auch auf so viele Friedensschlüsse, und daraussliesende Gesetze, Verträge, und Verordnungen gründet, in ihrem Grunde erschüttert, oder gar über den Haufen geworfen werden müßte. Das wäre eine Revolution über alle Revolution.

Es läßt sich also die ganze Sache, unter eben angeführten Umständen, von einem vernünftigen Kopfe gar **nicht denken**, und der Plan, den die vereinigten Religionslehrer entdeckt haben, ist gar **nicht** fürchterlich, wo er sich auch befinden mag. Liegt er etwa, wie wir vermuthen, in dem Cabinette eines **Bischoffs**, so wird er auch daselbst unausgeführt liegen bleiben. Wir wünschen ihm eine angenehme Ruhe. —

Die protestantische Kirche hat nichts zu fürchten, man schreibe und rede von Gefahr wie man will. Eine Zurückführung der Protestanten zur römischen Kirche ist und bleibt zu unsern Zeiten **ein Traum** — und die bis-

heri-

herigen Lärmbläser sind Schwärmer und Träumer *).

Dieser

*) Daß Masius und Consorten dergleichen Gespenster sehen, darüber wundern wir uns nicht, denn das sind Leute, die eine kranke Phantasie haben, und ihre meisten Aeuserungen sind aegrae mentis somnia. Aber desto befremdender ist es, wenn Männer, deren aufgeklärte Denkungsart bekannt ist, in ihren Schriften dergleichen Träume vorbringen, über den schleichenden und überhandnehmenden Catholicismus Feuer schreyn, als ob die gantze protestantische Kirche schon im völligen Brand stünde. Es kann zum Theil wahr seyn, was man von der geheimen Proselytenmacherei der römischen Kirche, und besonders der Jesuiten, in diesem oder jenem Lande schreibt und spricht. Allein alle ihre Bemühungen können doch im Gantzen nichts ausrichten, und der gantzen protestantischen Kirche den Geist des Catholicismus nicht einhauchen. Daß es ihnen hie und da bei einigen protestantischen Personen gelingen kann, daß dieselben durch Schmeicheleien und Verheisungen verblendet, und durch listige Kunstgriffe berückt, katholische Gesinnungen annehmen, auch wohl gar zur römischen Kirche übertreten, wollen wir nicht läugnen. Das ist aber in vorigen Zeiten schon oft geschehen, ohne, daß man deswegen eine

Zurück-

Dieſer liſtigen oder gewaltſamen Zurückführung der proteſtantiſchen Kirche, welche man heimlich katholiſcher Seits im Sinne habe, wollen

Zurückführung der ganzen proteſtantiſchen Kirche befürchtet hat.

Mag es doch wahr ſeyn, daß der Herr Oberhofprediger Starcke in Darmſtadt, Herr Lavater, der Diaconus Dreykorn in Nürnberg, und noch einige andere heimliche Catholicken ſind (wiewohl wir daran noch zweifeln, bis es die Herren Berliner werden beſſer bewieſen haben) ſo folgt daraus noch keine Gefahr für die ganze proteſtantiſche Kirche, da ſie doch keine Repräſententen derſelbigen ſind. Sollten ſie auch gar noch öffentlich zur römiſchen Kirche treten, ſo wäre das eben kein großer Verluſt. Was ſchadet es einer wohl disciplinirten Armee, wenn einige ſchlechte Soldaten, die man ſo nicht wohl brauchen konnte, deſertiren. Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin alle die proteſtantiſchen Pfarrer, die vor dem ſchleichenden Catholicismus ſo viel fürchten, zu bitten, daß ſie doch ihre Gemeinen, durch unüberlegte Predigten, nicht auch mit dieſer Furcht anſtecken möchten. Man predigt würklich an vielen Orten, wie wir gewiſſe Nachrichten haben, beinahe alle Sonntage von dieſem Geſpenſt, und lärmt und ſchreyt über Gefahr. Dadurch

wollen sich nun die vereinigten Religionslehrer aus allen Kräften entgegen setzen, und die schon gefaßten Anschläge der Catholicken vernichten. Und wie und wodurch? — Antwort: durch gegenwärtiges Buch, welches sie deswegen das Buch der Vereinigung nennen, weil sie sich durch dasselbe eine Vereinigung der getrennten drei Christenpartheien zu bewürken, sicherlich und gewis versprechen. Sie sagen dahero S. 19.

„Die Vereinigung nach dem Plane Christus, wie wir hier geschrieben haben, wird gewis zu Stande kommen.“

Sie trauen ihrem Buche viel Kraft zu. Aber was meinen sie denn für eine Vereinigung die zu Stande kommen soll? — Eine Vereinigung zu einer ganz neuen christlichen Kirche, welche sie die apostolische nennen, deren Grundsätze sie in diesem Buch vortragen. (Nach ihrer Mei-

durch macht man den Zuhörern Angst, daß die einfältigen wohl den Gedanken bekommen können, den schwindelnde Köpfe im letzten Kriege auch einmahl hatten: als wenn grosse, mit lauter Pater noster und Rosenkränzen angefüllte Lastwägen, für die Protestanten, schon auf dem Wege wären. Seyd doch klug liebe Amtsbrüder! und predigt solche Sachen, die für die Erbauung sind, und die nur allein auf die Kanzel gehören.

Meinung war also bisher weder die katholische noch reformirte noch lutherische Kirche apostolisch — da wissen wir's nun.)

S. 10. 11. preisen sie ihr Buch in einem marktschreyerischen Ton als ein Wunderbuch an, und geben der ganzen lieben Christenheit zu erkennen,

„daß ihnen Gott durch besondere Gnade und Offenbarung die rechte Beschaffenheit eines solchen Buchs habe finden lassen" (wie stolz und schwärmerisch ist das gesprochen?)

Wir wollen doch nun dieses Buch durchgehen und sehen, ob ihm das Lob, das ihm die eigenen Verfasser geben, gebühre, und untersuchen, ob es, wenn auch eine Vereinigung der Christenpartheien zu unsern Zeiten denkbar und nöthig wäre, auch zweckmäsig abgefaßt, und eine Vereinigung dadurch zu hoffen sei. Dieses glauben wir von diesem Buche überhaupt schon deswegen nicht, weil es ein Buch voll schwärmerischen Unsinns ist. Es ist in unsern Tagen, wo man doch überall heller zu denken anfängt, eine Sache, über die man erstaunen muß, daß es noch so viel Köpfe giebt, welche die unverdaulichsten und abgeschmacktesten Schwärmereien an das Tageslicht bringen. Man stößt in diesem Vereinigungsbuche überall auf schwärmerische Aeuserungen. Und da es iederzeit die Mode der meisten Schwärmer gewesen,

weſen, die Offenbarung Johannis zu ihren Lieblingsbuch zu machen, daraus ſie willkürlich ihre Träume zu erweiſen geſucht haben, ſo finden wir auch die vereinigten Religionslehrer ganz von dieſer apocalyptiſchen Seuche angeſteckt. *)

*) Da alle Schwärmerei in einer Ueberſpannung der Ideen und Gedanken beſteht, ſo iſt beſonders Schwärmerei in der Religion nichts anders, als Ueberſpannung der Religionsbegriffe, und eine Uebertreibung der Pflichten, ſo ſie fodert. Hieraus folgt, daß ſchwärmeriſche Lehrer zu nichts weniger geſchickt ſind, als eine Religionsvereinigung zu ſtiften. Der menſchlichen Natur, und beſonders dem menſchlichen Geiſt, wenn letzterer noch geſund iſt, iſt alle Uebertreibung und Ueberſpannung und vorzüglich bei der Religion zuwider. Schwärmeriſche Secten haben aus dieſem Grunde ſich niemals allgemein machen können.

Sie ſind immer ein kleines verachtetes Völklein geblieben, das die geſunddenkende Welt ausgelacht, oder Mitleiden mit ihm gehabt hat. Schwärmer ſind in einem Staate als Kranke zu betrachten. Man ſuche ihre Krankheit zu heilen, und ihnen den ſo genannten Wurm zu nehmen, und verbiete den Geſunden, ſich ihnen zu nahen, weil das Uebel bisweilen ſehr epidemiſch iſt. Wie hart, nä-

Damit aber niemand glauben möge, wir thäten denenselben zuviel, und suchten ihr Buch nur zu verläumden, so wollen wir die gemachte Beschuldigung mit Beweisen aus dem Buche selbst belegen, und einige Stellen abschreiben. Nachdem die Verfasser von dem geheimen und gefährlichen Plan der römischen Kirche, die Protestanten zurück zu führen, welcher ihnen, und besonders einem unter ihnen, auf besondre Art, von Gott soll entdeckt, und offenbaret worden seyn, geredet, so drücken sie sich nun weiter davon S. 15, 16, 17. und zwar folgendergestallt aus:

„Wir stehen nun an dem großen Punct, den wir zu eröffnen haben. Höre es, du Christenheit! Höret es, ihr Könige auf Erden! Höret es, besonders ihr Protestanten! Höret es vor allen ihr, die ihr eure Knie vor dem Jesu beugt, dem der Vater alles in seine Hände gegeben hat" (wer kann hier den gewöhnlichen Ton der Marktschreyer verkennen,

nackig sie bei ihren eingebildeten Träumen beharren, ist bekannt. Vom Nachgeben wissen sie nichts. Warum? Sie berufen sich auf besondere Offenbarungen und Gefühle. Von allen andern Menschen glauben sie, daß sie irre gehen, weil sie nicht denken, was sie denken. Wie kann durch solche Menschen eine Religionsvereinigung gestiftet werden? —

nen, und wer muß nicht gleich dabei an die so genannten Bänkelsänger auf den Gassen denken, welche den Pöbel durch ihr, Hört's einmahl lieben Christenleut! was sich hat zugetragen — Schaut's auf — ietzt werdet ihr sehen — — — auf ihre Wundergeschichten, die sie absingen wollen, aufmerksam zu machen, und herbei zulocken suchen!) „Ein Thier hat man erlebt. Es war von demselben gesagt: es sei gewesen, es sei eine Zeitlang nicht, und es werde wieder kommen aus dem Abgrunde. Man sahe es zu Jerusalem, und es war gewesen. Man sahe es seitdem eine Zeitlang nicht, und es war nicht. Man sahe es hernach zu Rom, und es war aus dem Abgrunde wiederkommen. Allein es kommt ein ander Thier, das besitzt zwei Hörner, oder zwei Königreiche, und scheint des Lammes Sinn zu haben, redet aber und handelt wie der Drache, ist von den sieben Königen, welche das erste Thier angebetet haben, und weil es ein neu Königreich stiften wird, so wird aus demselben der achte herfürgehen, und dieser achte wird das andre Thier seyn. Dieses andere Thier wird aber nicht so viel und nicht so lange Macht behalten, als das erste. Es wird sich zwar auch anbeten lassen, aber es wird doch mehr darauf sehen, daß man das erste Thier anbete, für welches dasselbe arbeitet und streitet. Es wird diejenigen, welche nicht des ersten

Thieres Bild anbeten, zu Ketzern und Todesschuldigen verdammen. Es wird seine Residenz an einen grossen Handelsplaz aufschlagen, und alle die, welche kaufen und verkaufen wollen, sich wegen seiner Lage am Meere so zu verbinden wissen, daß es ihnen ein Mahlzeichen geben, und niemand anders zu kaufen und zu verkaufen verstatten wird, er habe denn das Mahlzeichen des Thiers, oder die Zahl seines eigenen Nahmens. Jetzt ist es nun, wo Gedult und Glaube der Heiligen offenbar werden wird. Jetzt ist es, wo man aufzuschauen, wo man zu beten und zu wachen hat — denn nahe scheint dieses Gericht zu seyn. Bald darauf aber werden die zehen Fürsten, welche die Hure hassen, sie wüste und blos machen, ihr Fleisch essen, und sie mit Feuer verbrennen, ihre Augen öffnen, und ihre Anstalten dahin zu bereiten müssen. Diese zehen Fürsten sind die Auserkohrnen Gottes. Sie werden zwar mit dem Lamme streiten (ehe sie an das Lamm glauben werden) aber das Lamm wird sie überwinden. Dann werden sie erkennen, daß es Jesus Christus ist, ein Herr aller Herren, und ein König aller Könige, und daß es seine Herrschaft und Seeligkeit mit den Berufenen und Auserwählten und Gläubigen theilen wird. Und wenn sie von dem Lamme überwunden sind, so wird es Gott in ihr Herz geben, daß sie thun seine Lehre, daß sie haben einerlei

Re-

Religion, und daß ſie ihre Macht beweiſen an dem Thier, bis daß vollendet werden die Worte Gottes. Man merke dieſe Worte, daß ſie geſchrieben ſtehen! — Und man kehre ſich nicht daran, daß einige dieſe Stelle nicht verſtehen“ (wir bekennen es hier öffentlich, daß wir von allen, was die Verfaſſer bisher geſchwatzt haben, nichts verſtehen können) „ſondern denke nur, daß ſie die Offenbarung Chriſtus durch Johannem nicht verſtehen können, weil ſie weder Wahrheit, noch Hieroglyphen noch Deutung zu verſtehen geheiligt genung ſind.“ (Da wiſſen wirs doch nun auf einmahl, warum wir dieſe apocalyptiſche Träume nicht verſtehen können. Wir ſind nicht geheiligt genung. Wir dächten, es wäre richtiger ausgedrückt: nicht närriſch oder verrückt genung.)

Sie fahren S. 18. in ihrem Unſinn fort: „Das Urtheil aber, heiſt es, und das Gericht, das von dieſen zehen Fürſten über die Hure oder über alle, die das Thier angebetet haben, kommen wird, iſt gleich darauf beſchrieben in der hohen Offenbarung im 18. 19. Cap. Man denke ia nicht, daß dieſes alles von Jeruſalem geſagt iſt, wie es die mehreſten Ausleger der Neuern dafür halten. Damals, als es geſchrieben ward, war es noch zukünftig, und das Gericht dieſes Thieres und der Stadt Babylon, welche nicht

etwa eine einzige Stadt, sondern alle die Städte und Dörfer zusammen sind, darinnen die wohnen, welche das Thier angebetet haben, wird zwar dem Gerichte Gottes über Jerusalem ähnlich beschrieben, doch paßt es mit vielen Umständen, hauptsächlich aber mit dem einzigen Umstande nicht, daß das Gericht über die Hure von zehen Königen kommen solle, die die Hure hassen, die Lehre Gottes thun, einerlei Meinung in der Religion haben, und an dem Thiere ihre Macht, und Rache Gottes beweisen werden."

„Man lasse dieienigen die hohe Offenbarung verwerfen, welche von dieser Weissagung nichts halten, und in selbst aufgeblasner eingebildeter Weisheit uns und andere für Unweise, für Narren und Thoren schelten, man lasse dieienigen immer reden, die da sagen: es hat keine Gefahr. Sie wissen es alle nicht, was wir wissen, welches aber öffentlich zu sagen nicht zukömmt." (Aber warum sagt ihr es nicht, wenn ihr etwas wisset? — Wär die Gefahr würklich da, und so groß, als ihr wähnet — so ists eure Pflicht, ohne Menschenfurcht, die ganze Sache der protestantischen Kirche zu eröffnen, damit sie weiß, woher und von wem sie etwas zu fürchten hat. Ihr sprecht von einem fürchterlichen Cabinetsplan. Heraus mit der Sprache. Welches Cabinet hat ihn gemacht? — Ihr

fürchtet euch? — Und wollet doch apostolische Christen seyn, die, wenn es die Noth erfordert, um des Evangelii Jesu willen ihr Leben lassen wollen? —)

„Selbst grosse Gelehrte, sagen sie S. 19. haben wir gefunden, welche sich von der Gefahr eines solchen Plans nicht haben überzeugen können“ (Und, ihr wundert euch darüber? Wir gar nicht. Denn eben, weil sie grosse Gelehrte sind, die grosse Einsichten und gesunde Vernunft haben, so sehen sie es ein, daß euer ganzes Vorgeben der Traum einer kranken Einbildung ist, und, daß ein solcher Plan, wenn er auch von einem Cabinete sei gemacht worden, doch gar nicht ausführbar, und also lächerlich sei.)

Dieser Plan, soll nach ihrer Aeuserung S. 25. in der Offenbarung Johannis schon beschrieben worden seyn.

„Der römische Vereinigungsplan, heists, steht in der Schrift der Offenbarung Jesus Christus durch Johannes.

Offenb. Joh. 13, 11 — 18.
Offenb. Joh. 17, 1 — 18.

Man merke nur dieses, daß ein erstes und zweites Thier ist, und daß das zweite Thier, zwei Hörner oder Königreiche hat. Wir sagen es nicht, es sagts die Schrift: Daß es sich stellt als wie ein Lamm, daß es aber

redet oder handelt, wie der Drache, und daß es seine Herrschaft an einen solchen Platze aufschlagen wird, wo es kleine und grosse, reiche und arme, freye und Knechte zwingen kann, daß sie nicht anders Handlung und Commerz treiben können, als sie seyn von der Verbindung des Thieres. Das ist der Schlüssel, und nun, wer die Augen aufthun kann, der wird über den Plan zittern, und aus den ietzigen Unternehmungen der Länder viel abnehmen können."

S. 27. schliesen sie ihr apocalyptisches Gewäsche von den römischen Vereinigungsplan mit folgenden Worten:

„Sind wir Narren so sind wir es um Christus willen"

Daß sie Narren sind, daran zweifeln wir unserer Ueberzeugung nach, keinen Augenblick. Destomehr aber daran, daß sie es um Christus willen sind. Aber wir kennen diese Sprache schwärmerischer Theologen schon, die von ieher ihre Phantasien in der Religion, zu Lehren Christus machten, und wenn sie deswegen, wie billig, von vernünftigen Menschen ausgelacht wurden, sich hinter den Schild steckten: Sind wir Narren, so sind wir's um Christus willen. — Ihr Schwärmer! diese Worte Pauli können gar nicht auf euch und euren Zustand passen; denn dieser Apostel wurde wegen der reinen

Chri-

Christusreligion, die er predigte, von vielen seiner Zeitgenossen für einen Thoren gehalten, da sie vieles in derselben mit ihrer Vernunft nicht begreifen konnten. Ihr aber werdet für Narren gehalten wegen eurer schwärmerischen Aeusserungen, und um eurer Träume willen! — —

Wer sich von der Schwärmerei der Verfasser dieses Buchs noch mehr überzeugen will, darf nur von S. 316 bis 329. lesen. Nachdem sie hier ihren Traum von den zehen Fürsten erzählet, und von dem Untergang einer in ihrer Phantasie befindlichen großen Handelsstadt viel verworrenes Zeug hergeschwatzt haben, so tragen sie hierauf ihre Meinung von der ersten Auferstehung von S. 322. bis 329. vor, wobei sich der ernsthafteste Leser des Lachens nicht enthalten kann.

„Die erste Auferstehung heißt es, geschieht 1000 Jahre, und dann noch eine kleine Zeit vor dem Ende der Welt.“

Sie suchen diese Meinungen aus den bekannten Stellen zu beweisen, daraus alle Chiliasten ihre Träumereien genommen haben.

„Sie behaupten, daß Christus nur einige Menschen, und besonders die Märtyrer, und die, welche das Thier und sein Bild nicht angebetet hätten, auferwecken werde. Die übrigen Todten würden erst nach 1000 Jahren auferstehen. Der Herr Jesus werde daselbst wie-

wiederkommen, und zwar mit einem Feldgeschrei, mit der Stimme des Erzengels. — Diejenigen aber die ihn gestochen hätten, würden ihn jetzt noch nicht sehen. Sie bekennen in Ansehung des Feldgeschreies und der Stimme des Erzengels ihre Unwissenheit, und gestehen, daß sie das alles nicht zu erklären wüsten."

Wie sie bei allem diesen erbärmlichen chiliastischen Geschwätz, diejenigen noch boshaft S. 324. nennen können, welche sie beschuldigen wollten, daß sie eine grobe jüdische Idee vom tausendjährigen Reich hätten, verstehen wir nicht. Denn sie behaupten S. 326. ausdrücklich

„daß die von Jesu auferweckten sich tausend Jahre lang, in einer gewissen Gegend aufhalten, und daselbst ein Heerlager, und eine geliebte Stadt bewohnen würden."—

Das heist doch phantasiren! Nach S. 327. lassen sie endlich von dem Satan, in dem tausendjährigen Reich einen Krieg zu Lande (warum nicht auch einem zur See? fehlts dem Satan etwa an einer Schifsflotte? —) anfangen, und die geliebte Stadt umringen. Sie lassen aber doch die auferstandenen Märtyrer die Bataille mit dem Satan gewinnen, und den Sieg davon tragen. Welches auch kein Wunder ist, da sie Feuer vom Himmel fallen lassen, welches den Herrn Feldmarschall Satan

nebst

nebst seiner ganzen Armee in der Geschwindigkeit verbrennt und verzehrt. Das wunderſamſte bei der ganzen Sache ist dieses. Sie lassen hierauf den schon nebst seinem ganzen Corps vom Feuer verbrannten und verzehrten Satan, wieder lebendig werden, und nun in eine Feuer- und Schwefelsee schmeisen, darinnen er nebst seinen Conſorten von Ewigkeit zu Ewigkeit gequälet wird.

Sag' lieber Leſer! kann der Tollhäußler wohl unſinnigeres und dümmeres Zeug reden? Doch noch einige Proben! S. 328. sagen ſie:

„Es würden Sterne vom Himmel fallen, und das würde der Vorbote von der ersten Auferstehung seyn." Sie setzen aber hinzu „daß man sich nicht einbilden soll, es werde dieses so geschwinde geschehen. Es könne wohl ein großes Menſchenalter von 70 Jahren vergehen von einem Vorboten zum andern." Ist das nicht lächerlich, und woher wissen sie denn das? —

Eben so lächerlich wird iedem vernünftigen vorkommen, was diese Schwärmer S. 328 von den Zeichen des Menſchenſohnes, das vor der ersten Auferstehung hergehen soll, äusern.

„Daſſelbe, wird der Abglanz seiner Herrlichkeit seyn (was ist das, und worinnen soll er beſtehen? fragen wir) welcher die 1000 Jahre

Jahre lang bis ans Ende der Welt, am Himmel, ohne Zweifel zu sehen seyn wird."

Wir sind warlich müde dergleichen fades und widersinniges Zeug, davon das Buch strotzt, mehr abzuschreiben. Glauben auch es weiter nicht nöthig zu haben, um zu beweisen, daß es in den Köpfen der vereinigten Religionslehrer spucke, daß sie unsinnige Schwärmer sind, ia bei nahe noch an Unsinn alle ihre schwärmerische Consorten in den vorigen Zeiten übertreffen. Denn haben wohl Böhm, Gichtel Swedenborg und andere unsinniger geredet? —

Bei wem kann nun wohl ein so schwärmerisches Buch Eingang finden? — Bei vernünftigdenkenden ewig nicht. — Und das soll nun die Christenvereinigung stiften? — Wir rathen den Verfassern abführende und blutreinigende Mittel fleisig und bei Zeiten zu brauchen, ehe es noch ärger mit ihnen wird.

Da die vereinigten Religionslehrer auf ihre Träume, durch eine willkührliche Auslegung der Offenbarung Johannis, gekommen sind, so erlaube man uns, hierüber eine allgemeine Anmerkung zumachen, die hier nicht am unrechten Orte seyn wird. Sie besteht darinne, daß von ieher diejenigen, welche das Buch der Offenbahrung Johannis zu ihren Lieblingsbuche machten, und sich an eine Erklärung desselben wag-

wagten, gröſten Theils, auf ſchwärmeriſche Meinungen verfallen ſind.

So gieng es, wie bekannt, ſelbſt groſſen und würdigen Gelehrten, deren gründliche Wiſſenſchaften und philoſophiſche Einſichten, man noch iezt verehren muß, da ſie ſchon tod ſind. Wem ſind die Beiſpiele eines Bengels und Cruſius nicht bekannt! — Dieſe ſo groſſen und gelehrten Männer äuſerten die geſundeſten und richtigſten Meinungen, wenn ſie nicht auf die Offenbarung Johannis ſtieſſen. So bald aber die Rede von dieſem Buche war, brachten ſie die abgeſchmackteſten und lächerlichſten Meinungen auf die Bahn.

Wir halten die Offenbarung Johannis für ein Buch, das auch dem gelehrteſten Kopf und gröſten Exegeten unerklärbar iſt. Und wir bedauern nur die Mühe, die viele darauf verwendet haben, und manche noch verwenden. Alle Erklärungen dieſes Buchs, die bekannt worden ſind, waren doch nichts, als bloß aus der Luft gegriffene Hypotheſen, und ſie konnten nichts weiter ſeyn. Wir unſers Theils, leſen daher ſeit langer Zeit dieſes Buch gar nicht mehr, rathen auch iedem, es nicht zu leſen, zum wenigſten in der Abſicht nicht, es erklären zu wollen, weil alsdann Abwege und Verirrungen von einer geſunden und ſchlichten Denkungsart unvermeidlich ſind.

Inzwiſchen glauben wir nicht berufen zu ſeyn,

hier

hier ein Urtheil über das canonische Ansehn dieses Buchs zu fällen; ohngeachtet so viel gewis ist, daß das ganze Glaubenssystem unserer Kirche bestehen kann, wenn es auch aus dem Verzeichnis der von Gott eingegebenen Bücher ausgestrichen würde.

Neuere Gelehrte haben besonders an dem göttlichen Ansehn dieses Buchs gezweifelt, zu denen sich nur noch vor zwei Jahren auch der geschickte Herr Magister **Merkel** gesellet hat, welcher, unserer Meinung nach, ganz **neue** und sehr wahrscheinliche Gründe wider das göttliche Ansehn dieser Schrift, vorgebracht hat. *)

Ist es ein göttliches Buch, und hat die Vorsehung würklich durch dasselbe wohlthätige Absichten für das Wohl der Menschen, so wird sie auch dafür sorgen, daß einmahl ein Zeitpunct kommt, wo es erklärt werden kann. Jetzt ist die Zeit noch nicht da.

Nach dieser kleinen Ausschweifung kommen wir wieder zurück zur Recension des vor uns liegenden **Vereinigungsbuch**, und da finden wir denn auch bei den Verfassern desselben eine sehr **grobe Ignoranz**. Wir könnten dieses zu beweisen, sehr vieles aus ihrem Buche anführen, wollen aber nur bei folgenden stehen bleiben. Sie

*) S. M. M. Merkels umständlichen Beweis, das die Apokalypse ein Untergeschobenes Buch sei. — Frankfurth und Leipzig. 1785.

Sie dichten nemlich S. 160 und 163. der lutherischen Kirche die Ohrenbeichte und die Lehre von der Vermischung des Leibes und Blutes, in mit und unter das geseegnete Brod und Wein, an, indem sie ausdrücklich sagen

„Die Lutheraner müßten, wenn sie vereiniget werden wollten, 1) der Ohrenbeichte, 2) der Lehre von der Vermischung im heiligen Abendmahl entsagen.“

Welch eine unverzeihliche Unwissenheit ist das! — Bald möchten wir uns gar überreden, es müsse sich unter den vereinigten Religionslehrern, kein lutherischer Theolog befinden, weil der doch sonst gewiß nicht würde zugegeben haben, daß man seiner Kirche etwas andichte, was sie doch niemahls gelehret hat. Sind aber bei Verfertigung dieses Buchs würklich lutherische Gottesgelehrte zu Rathe gezogen worden, so müssen sie die einfältigsten und elendesten Tröpfe seyn, und weder mit den symbolischen Büchern ihrer Kirche, noch mit andern Schriften lutherischer Theologen eine Bekanntschaft haben.

Die eigentliche Ohrenbeichte, welche ihren Nahmen daher hat, weil die Beichtkinder alle ihre bisher begangene Sünden dem Priester speciell erzählen und ins Ohr sagen müssen, befindet sich einzig und allein noch in der katholischen Kirche. In der lutherischen ist sie gar nicht

mehr, sondern man hat sie gleich anfänglich bei der Reformation abgeschaft, und bewiesen, daß eine solche Beichte unmöglich, unschicklich, nicht nöthig, ia gar schädlich sei. Man lese nur den XI. Art. der Augsburgischen Confeßion, den VI. Art. in der Apologie derselben, und andere über diese Materie erschienene Schriften.

Die Beichte, die man in der lutherischen Kirche noch hat, ist also keine solche Ohrenbeichte, weil sie nur ein allgemeines Sündenbekenntnis fordert, und als ein löblicher und nützlichrr Gebrauch beibehalten worden ist. Man ist lutherischer Seits weit davon entfernt, dieselbe für etwas mehr, nemlich für eine zur Erlangung der Seeligkeit nothwendige Sache zu halten, daß man vielmehr iederzeit geglaubet und auch öffentlich gelehret hat, es stehe ieder lutherischen Landesobrigkeit frei, so bald sie wolle, die Beichte als eine bloß menschliche Ordnung aufzuheben und abzuschaffen; welches auch in manchem lutherischen Lande schon geschehen ist. Es ist also eine offenbare Lüge, und verräth die gröbste Ignoranz der vereinigten Religionslehrer, wenn sie S. 160. so dreiste behaupten:

„Die Lutheraner vertheidigten die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte wie die römische Kirche.“

Ihre

Ihre Unwiſſenheit wird auch noch weiter dadurch offenbar, daß ſie der lutheriſchen Kirche die Lehre von der Vermiſchung im heiligen Abendmahl ſchuld geben Dergleichen Ignoranz ſollte man ſich gar nicht einbilden! Oder — ſollen wir's gar Bosheit nennen, welche der lutheriſchen Kirche Lehrſätze aufbürden will, die ſie würklich nicht hat! —

Die lutheriſche Kirche hat, wie alle, die mit den Grundſätzen derſelben bekannt ſind, wiſſen müſſen, allezeit die würkliche Gegenwart (realem praeſentiam) des Leibes und Blutes Jeſu im heiligen Abendmahle gelehret, und die Art der Vereinigung mit Brod und Wein im Genuſſe eine ſacramentirliche Vereinigung (vnionem ſacramentalem) genennet. Worüber ſie ſich iederzeit ſo erkläret hat:

> Sie beſtehe darinne, daß zwar der Leib und das Blut Chriſti im heiligen Abendmahle Leib und Blut unverändert bleiben, ſo wie auch das Brod und der Wein an ſich Brod und Wein bleiben; beide aber würden zugleich mit einander, iedoch ohne Vermiſchung, im Gebrauch empfangen und genoſſen.

Man gab freilich gleich anfänglich der lutheriſchen Kirche ſchuld, ſie lehre eine Vermiſchung, welches beſonders die Calviniſten thaten; man hat ſich aber deutlich und gründ-

lich genung darüber erklärt, und ſich wider eine ſo falſche Beſchuldigung vertheidigt, ſo, daß es wohl niemanden, als nur einem Unwiſſenden einfallen kann, dieſen Vorwurf der lutheriſchen Kirche noch ietzt zu machen. Daß man lutheriſcher Seits, von der Transſubſtantiatione, Conſubſtantiatione, Impanatione, Invivatione und inclusione locali gleich weit entfernt ſei, beweiſen ſo wohl die ſymboliſchen Bücher *), als auch alle geſchriebene Compendien lutheriſcher Theologen. Und wir wiederhohlen dahero nochmals, was wir ſchon geſagt haben: daß es die gröbſte und unverzeihlichſte Ignoranz iſt, wenn die vereinigten Religionslehrer vorgeben die lutheriſche Kirche lehre die **Vermiſchung** im heiligen Abendmahl.

Wie ſolche Ignoranten, die die Unterſcheidungslehren der drei Chriſtenpartheien nicht einmahl richtig kennen, doch ſtolz und verwegen genung ſeyn, eine **Vereinigung** derſelben ſtiften zu wollen, darüber muß man erſtaunen. Wenn ſie doch erſt den lutheriſchen Catechismus lernten! — **)

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stück.)

II.

*) S. Concordienbuch. Art. VII.

**) Die lutheriſche Kirche lehrt im Abendmahl nichts als παρουσίαν — und keine συνουσιαν.

II.

Philoſophiſche und kritiſche Unterſuchung über das alte Teſtament und deſſen Göttlichkeit, beſonders über die moſaiſche Religion. London 1785. S. 396.

ohne die Vorrede von 6. S.

Schade um den ſchönen Titel, daß er bey einem ſo elenden Buch gebraucht worden iſt! Kritiſch kan man dieſe Unterſuchungen gar nicht nennen, da der Verfaſſer derſelben nicht einmal die allererſten und bekannteſten Grundſätze der hiſtoriſchen Kritik und der damit verſchwiſterten Exegetik verſteht, ſondern ohne Unterſchied alles, was ihm unter die Hände kommt, in Beweiſe für ſeine Meinungen verwandelt; noch weniger ſind ſie philoſophiſch, man müſte denn eine Philoſophie à la Voltaire unter dieſem Ausdrucke verſtehen. Wer den Horus geleſen hat, wird leicht errathen können, was in dieſem Geſchmiere vorkommt, Denn beyde ſind elende Mißgeburten eines verunglückten Vaters, die ſich durch plumpen Witz, grobe Unwiſſenheit und Mangel an geſunder Denkart kennbar machen. Müſten wir nicht befürchten, daß dies Buch Jünglingen in die Hände fallen könnte, die in den Wiſſenſchaften noch nicht befeſtigt ſind, und daher des Ver-

fassers dreuste Behauptungen leicht für unbezweifelte Wahrheiten annehmen könnten: so würden wir es ganz keiner Prüfung würdigen. So aber müssen wir es wohl etwas genauer durchgehen. Nach der Einrichtung unserer Blätter muß unser Tadel allezeit mit Gründen belegt werden. Wir wollen also bey den Hauptsachen überall die Gründe angeben, um deren Willen wir des Verfassers Behauptungen für irrig erklären.

Gleich die Vorrede hebt mit einer grossen Klage über die Schädlichkeit des Alten Testaments an, und zieht dann aus dieser vorgegebenen Schädlichkeit die Folge, daß es keine Sammlung göttlicher Offenbarungen seyn könne. — Gesetzt, es sey wahr, daß das Alte Testament oft mißverstanden und unrecht gebraucht worden sey, und daß es geschehen ist, besonders in der alten Kirche, wo man fast das ganze levitische Priesterthum in die christliche Kirche übertrug, hat noch kein verständiger Theolog geleugnet, folgt denn daraus, daß es an sich schädlich und kein göttliches Buch ist? Was ist in der Welt, das nicht gemißbraucht werden kan? Mancher Quacksalber braucht die herrlichsten Artzneymittel am unrechten Orte, und verschlimmert dadurch die Krankheit. Soll der Apotheker deswegen diese Mittel gleich auf die Gasse werffen, weil sie in der Hand des unverständigen zum Gift werden? Abusus non tollit

vsum.

vſum. Doch worinnen beſteht denn nun dieſe vorgegebene Schädlichkeit des alten Teſtaments? Sein Einfluß, ſagt der Verf. habe die Eindrücke der chriſtlichen Moral geſchwächt, und mancherley Abweichungen von derſelben veranlaßt. Worinnen nun dieſe Abweichungen beſtehen, ſagt er hier nicht; Wenn man aber S. 73 f. damit vergleicht, ſo ſieht man, daß der weichmüthige Verfaſſer die Todesſtrafen, die in den chriſtlichen Staaten ſo lange im Gebrauch geweſen ſind, für Folgen der vielen Todesſtrafen, die Moſes angeordnet hat, und ſeiner Vorſtellungen von Gott anſieht. Wir wollen hier nichts darzu ſagen, da wir unten davon reden werden. Genug zur Ehre Moſis, daß man nunmehro wieder einſieht, daß die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten auch bey unſerer ſo ſehr gerühmten Aufklärung die Todesſtrafen nicht ganz vermieden werden können! Die Beſchreibungen, fährt er fort, die das alte Teſtament von Gott giebt, brachten die Chriſten auf die Meinung der Nothwendigkeit einer Verſöhnung durch Blut. — Daß doch der Verfaſſer nicht achtzehnhundert Jahre früher gelebt hat! Paulus hätte viel von ihm lernen können. Der Verf. iſt Philoſoph, wie der Titel ſeines Buchs beweiſt; er hat aber auch die neue Lehre von den Empfindungen ſtudirt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß auch ſeine Philoſophie ſo empfindſam worden iſt, daß ſie kein Blut leiden kan. Doch die Verſöhnung ſey durch Blut,

oder ohne Blut geschehen, das macht bey einem durch göttliche Kraft unterstützten Mittler, als Jesus war, keine Schwierigkeit. Genug! daß die Versöhnung zur Beruhigung des Sünders die gröste Wohlthat, und der stärkste Beweiß der Liebe Gottes gegen sie ist. Und so stellt sie auch das N. Testament vor. M. s. Röm. 5, 8. 1 Joh. 4, 9. 10 —. Grob ist die Beschuldigung, die der Verfasser den Christen macht, daß sie durch ihre Versöhnungslehre sich zur Abgötterey verleiten lassen, Gott einen Gott geschlachtet, und einen Menschen, der sich nie selbst für Gott ausgegeben, apotheosirt hätten. — Ist dieß Unwissenheit oder Bosheit? Ist es Unwissenheit: so hätte der elende Schmierer die geoffenbarte Religion erst sollen recht kennen lernen, ehe er die Feder wider sie ergriff. Wer hat je so schlechthin gesagt, daß Christus als Gott gestorben sey? Drucken sich ältere und neuere Asceten bisweilen unbequem aus: so ist es ja längst von allen vernünftigen angenommener Grundsatz, daß man die Lehre der Kirche nicht aus solchen oft besser gemeinten als gewählten Ausdrücken der Privatlehrer, sondern aus den öffentlichen Religionsbüchern beurtheilen müsse. Und wenn Christus sich nicht selbst für Gott ausgab, woher kam es denn, daß ihm seine Feinde dies Vorgeben anschuldigten, und zu einem so grossen Verbrechen machten? S. Joh. 10, 33. Ist es aber Bosheit: so ist der Verf. der schlechteste Mann unter der Sonne,

der

der ſich nur denken läſt. Denn iemand durch falſche Beſchuldigungen verunglimpfen, iſt ohnſtreitig der ſchändlichſte Charakter, der nur ſeyn kan. Von einem Verfaſſer, der ſich durch die neuerlich erfundene Kunſt zu empfinden zu einem ſo weichen Menſchenfreund bilden laſſen, daß ihm nicht nur die moſaiſchen Todesſtrafen, ſondern auch die Verſöhnung durch Blut anſtößig wurden, hätte man dergleichen gehäßiges Verfahren gegen ſeine Mitmenſchen, die Chriſten, nicht vermuthen ſollen. Der Verfaſſer verſichert hierauf bey ſeiner Unterſuchung des alten Teſtaments gefunden zu haben, daß Moſes ſein Religionsſyſtem aus dem Ethnicismus zuſammen geleſen, und ſeine Geſetze nach egyptiſchen und ſyriſchen Fuſſe gemodelt habe.

Dieſen Einwurf müſſen wir umſtändlicher beleuchten. Da die geſunde Vernunft allen Menſchen eigen iſt, und auch die uncultivirteſten Völker ſie nicht ganz verleugnen können: ſo kan es nicht fehlen, daß nicht in den politiſchen Verfaſſungen der Heiden vieles auf die Grundſätze dieſer Vernunft gebauet ſey. Wenn alſo Moſes ſeinem Volk eine eigene Einrichtung geben wollte: ſo konnte er dieſe Grundſätze nicht wegwerfen, ſondern muſte ſie ebenfalls beybehalten und ſeine Anordnungen darauf gründen. Welcher Unſinn wäre es geweſen, wenn er Mord, Ehebruch, Diebſtahl — hätte erlauben wollen, weil die Heiden, von denen er ſeine

Jſraeliten unterſcheiden wollte, dieſe Laſter verboten hatten! Auch in den religiöſen Gebräuchen findet man manche Aehnlichkeit zwiſchen den moſaiſchen Anſtalten und den Gebräuchen der Heiden. Die Opfergebräuche beym Homer ſind faſt eben die, die wir beym Moſes finden, und Homer oder ſeine Griechen haben ſie gewiß nicht vom Moſes gelernt, noch Moſes von ihnen. Woher kommt alſo dieſe Aehnlichkeit? Ohnſtreitig aus einer ältern gemeinſchaftlichen Quelle, aus der patriarchaliſchen Religion, ob wir gleich, da Moſes das Leben der Patriarchen nur kurz beſchrieben hat, keine Nachricht davon haben. Wenigſtens kan ſie Moſes nicht von den egyptiſchen Gebräuchen abcopirt haben, weil die Egypter ſelbſt das Gegentheil verſichern. M. ſ. den Manetho beym Joſeph adu. Apion. I. p. 932. ed. 1544. *) Von der Beſchneidung

*) Monetho beym Joſeph a. a. O.: ὁ δὲ (ὄφις μων λυτων) πρωτον μεν λυτοις νομον ἔθετο, μητε των μαλιστα ἐν ἀιγυπτῳ θεμις ουσαν ἱερον ζωων ἀπεχεσθαι μηδενος, παντα δε θυειν και ἀναλυειν. — τοιαυτα δε νομοθετησας και πλειστα ἀλλα, μαλιστα τοις ἀιγυπτιοις ἐθεσμοις ἐναντιωμενα —.

Ihr Fürſt (Oſarſyph, der ſich hernach Moſes nannte) machte zuförderſt ein Geſetz, keines der Thiere zu verſchonen, die beſonders in Egypten heilig gehalten wurden, ſondern ſie

dung wiſſen wir ohne dem, daß ſie zu Abrahams Zeiten eingeführet worden iſt. Denn Moſes verdient doch ohnſtreitig auch nur als menſchlicher Schriftſteller betrachtet, eben ſo viel Glauben, als Herodot, der überhaupt keinen Urſprung angiebt, ſondern dieſen Gebrauch nur ſehr alt nennt. M. ſ. Herodot. II. 104. ed. Galei. Stimmt alſo Moſes in vielen Stücken mit den Heiden überein: ſo iſt dies nicht gleich Beweiß, daß er ihren Gottesdienſt, und ihre Geſetze abcopirt habe. Lange vorher konnte dies alles bey den gemeinſchaftlichen Stammvätern beyder Nationen, der Juden und Heiden, im Gebrauch geweſen ſeyn, und weil es nichts tadelhaftes enthielt, von ihm in ſeine neue Regierungsform übergetragen werden. Doch das allerunerträglichſte iſt, daß der Verf. aus dem ſonderbaren Grund, daß zu Moſis Zeit die Hieroglyphenſchrift im Gebrauch geweſen, die Aechtheit der moſaiſchen Bücher beſtreitet. Wir wollen ſeine eigene Worte abſchreiben, damit wir nicht in den Verdacht gerathen, als beſchuldigten wir ihn nur aus Mißverſtand dieſer ungereimten Meinung. „Ich verfiel auf den Gedanken, ſchreibt er Vorr. S. 2. nachzuforſchen, ob Moſes auch die ihm zuge-

ſie alle zu opfern und zu vertilgen (verbrennen ὁλοκαυτοῦν). Dieſe und viele andere Geſetze machte er, beſonders ſolche, die den egyptiſchen Gebräuchen entgegen waren.

zugeschriebenen Bücher verfertigt habe, nahm eine gute Chronologie zur Hand, und fand, daß man zu seiner Zeit, so wie von seinen zwo Gesetztafeln gesagt wird, Hieroglyphen in Stein hieb. Nun hätte eine ganze egyptische Pyramide nicht hingereicht, die fünf Bücher darauf einzuhauen; auch las ich nirgends, daß Moses bey dem Gepäcke der Kinder Israel oder der Stiftshütte, hermetische Säulen oder Obelisken oder andere Steine geführt habe, und mit ienen, worinn seine fünf Bücher gehauen waren, konnte er wohl nicht weniger, denn ein paarmal hundert tausend Kameele beladen, welches allzumerkwürdig würde gewesen seyn, als daß die Juden nicht mit dem gröſten Geschrey von der Welt dieſes in ihren heiligen Büchern sollten erzählt haben. Dadurch wurden mir natürlich alle dieſe Schriften verdächtig. „ —— Ohnstreitig hat des Verf. Polyhiſtorie eine totale Verfinſterung gehabt, als er dieſe Worte niederschrieb. Denn gesetzt, es wäre die Hieroglyphenschrift zu Moſis Zeit noch die einzige Art zu schreiben gewesen, der man ſich bediente: so konnte ſie ia auf Baumrinde oder egyptiſches Schilf (papyrus) gemahlt, und dadurch eben ſo leicht, als die Buchſtabenſchrift mit herumgeführt werden. Denn dieſe Schreibmateriale waren in den allerälteſten Zeiten ſchon bekannt, und Moſes war auch nach dem Verf. kein ſo ſtumpfer Kopf, daß er nicht auf dieſen Einfall kommen konnte. Aus dem Clemens von Alex.

Strom.

Strom. V. p. 555 f. ſcheint es wenigſtens nicht zweifelhaft zu bleiben, daß man ſich der Hieroglyphenſchrift auch in Büchern bedient habe. Doch das ganze Vorgeben, daß die Buchſtabenſchrift erſt nach Moſis Zeit erfunden worden ſey, gründet ſich auf egyptiſche Fabeln, die der Verf. aus des Jablonski Panth. Aegypt. III. § 19 p. 184 u. a. O. aufgegriffen hat. Manetho nemlich, dem alle ältere Autoren die Glaubwürdigkeit abſprechen, macht den zweyten Mercur zum Erfinder der Buchſtabenſchrift. Weil nun Eratoſthenes den 35ſten thebäiſchen König Siphoas, der ohngefähr 200 Jahre nach dem Moſes lebte, ἑρμῆν, Mercur, nennt: ſo ſollen beyde eine Perſon geweſen ſeyn, und die Buchſtabenſchrift erſt nach Moſes Zeit erfunden worden ſeyn. Aber auſſer dem, daß die egyptiſche Zeitrechnung die allerungewiſſeſte Sache iſt, wie Perizon in Aegyptiac. c. III. IV. durch Vergleichung der verſchiedenen Rechnungen unwiederſprechlich bewieſen hat: ſo iſt auch dieſe Nachricht von Erfindung der Buchſtaben nichts weiter als Fabel, oder wenn etwas wahres zum Grunde liegt, nur von den egyptiſchen Buchſtaben zu verſtehen. Denn die Chaldäer eigneten ſich dieſe Erfindung auch zu, und nach ihrer Rechnung waren die Buchſtaben bey ihnen lange vorher im Gebrauch, ehe dieſer vorgegebene Mercur gebohren wurde. M. ſ. den Plinius beym Perizon in Orig. Babyl. c. I. p. 8. f. Die erſte zuverläſſige Nachricht von dem Da-

ſeyn

seyn der Buchstabenschrift finden wir in der Ge-
schichte des Cadmus, der nach des Parius Rech-
nung in Marm. Arund. etwas über 300 Jahre
nach dem Inachus lebte. Nun setzen zwar
Manetho und Ptolemäus von Mendesium,
weil sie ihre Nation zum ältesten Volk machen
wollten, diesen Inachus, als den ältesten griechi-
schen König, sehr weit herunter; aber Euseb und
andere Alten setzen ihn den Jakob gleichzeitig,
und Cadmus wird dem zu folge ein Zeitgenosse
des Moses. Wir wissen wohl, daß Euseb wegen
dieser Rechnung von vielen Neuern getadelt
worden ist. Aber entweder müssen wir die Sa-
che ganz unentschieden lassen, weil vor der Ein-
führung der Olympiaden die griechische Geschich-
te eben so verwirrt und voll Wiedersprüche ist,
als die Geschichte der Egypter und anderer al-
ten Völker; dies gesteht selbst Afrikanus beym
Euseb. Praepar. Euang. X. 10. p. 487. so
viele Autoren er auch für seine abgekürzte Rech-
nung anführt; oder wenn wir einen Ausspruch
thun wollen; so muß er für die Rechnung des Eu-
sebius ausfallen. Es ist aus 1 B. Mos. 48,
13. bekannt, daß die Phönicier, die Einwoh-
ner Sidons, zu Jakobs Zeiten schon zur See
gehandelt haben. Werden sie von dieser Zeit
an bis auf den Moses fast durch 200 Jahre sich
blos auf Palästina und die nächst angränzenden
Länder eingeschlossen haben, ohne Griechenland
aufzusuchen und mit seinen Einwohnern zu
handeln? Dies ist von einer so unternehmenden

Na-

Nation, dergleichen die Phönicier iederzeit gewesen sind, ganz nicht glaublich. Nun berichtet Herodot l. I. p. 1. daß Inachus zu Argos regiert habe, als die Phönicier zum ersten Male dahin kamen, und durch Entführung seiner Tochter das Gastrecht verletzten. Es ist also aus Vergleichung dieser beyden historischen Angaben weit gewisser, daß Inachus lange vor dem Moses gelebt habe, als der Beweiß, den man für oder wider diese Meinung aus den blossen Regierungsiahren der Könige hernimmt, die bekanntlich von den Geschichtschreibern so verschieden angegeben werden, daß man oft nicht weiß, wem man folgen soll. Cadmus war dem zufolge entweder ein Zeitgenosse des Moses, oder lebte nicht viel später, als er, und die Buchstabenschrift, die überhaupt keine Erfindung ist, die sich in einem oder zwey Jahren vervollkommnen lies, war damals schon vorhanden. Und dies bestätigen auch die Bücher Mosis selbst durch verschiedene Stellen; m. s. 2 B. Mos. 17, 14. 4 B. Mos. 21, 14. — Wir haben dies etwas weitläuftig ausgeführt, weil wir glauben voraussetzen zu können, daß nicht alle Leser diejenigen Bücher bey der Hand haben, die zur Prüfung dieses faden Vorgebens erfordert werden. Doch der Verfasser scheint diesem Grund selbst kein grosses Gewicht beygelegt zu haben, weil er einen andern hinzufügt, ihn zu verstärken. Und worinnen besteht denn dieser neue Grund? Man lache nicht! in der michaelischen

liſchen Ueberſetzung des 10ten Kapitels des 1 B. Moſ. kommen unter den Nachkommen des Japhets die zu Moſis Zeiten (nach des Verf. Meinung) noch unbekannten Griechen vor, (aber woher weiß der Verf. daß die Griechen zu Moſis Zeit noch unbekannt geweſen ſind? Ich dächte in einem Zeitraum von mehr als 600. Jahren wäre Zeit genug, daß aus dem benachbarten Aſien Colonien nach Griechenland geführt werden konnten, zumal von ienen nomadiſchen Völkern, die immer den beſſern und gröſſern Boden, wenn nichts im Wege ſtund, mit dem ſchlechtern und kleinern vertauſchten,) und unter den Nachkommen des Gomers finden ſich ſo gar Colonien der Griechen, Elis, Tarteſſus, und was (nach des Verf. Meinung) über alles geht, ſo gar griechiſche Pflanzſtädte in Italien. Daraus ſoll denn folgen, daß dieſe moſaiſche Bücher weit ſpäter verfaſſet worden ſind. Ob nun des Verfaſſers philoſophiſche Seele bey ſich zu Hauſe geweſen, oder unterdeſſen auf der Oder ſpatzieren gefahren, als ſeine Hand dieſen Einwurf niederſchrieb, das weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß noch nie ein Einwurf wider die moſaiſchen Schriften mit mehrerem Unſinn vorgebracht worden iſt, als dieſer Einwurf. Wie? wenn nun der Ritt. Michaelis oder ſein Vorgänger Boſchart unrichtig erklärt haben, und das kan bey ſolchen alten Nationen, deren Namen durch die Vermiſchung mit andern Nationen wohl zehenmal verändert worden

ſind,

ſind, ſehr leicht geſchehen: kan alſo dieſe falſche Erklärung mit Recht zu einem Grund wieder die Aechtheit der moſaiſchen Bücher gemacht werden? Ich könnte hier den Ritt. Michaelis vertheidigen, ohne die moſaiſchen Bücher verdächtig zu machen. Aber der Kürze wegen will ich es nicht thun, ſondern nur den Verfaſſer auf Clerici Comment. in Genelin verweiſen, wo er von dieſen ihm ſo anſtößigen Namen eine andere und auf gute hiſtoriſche Gründe geſtützte Erklärung finden wird, die ihn ohne meine Wiederlegung von der Unbeſonnenheit ſeiner Einwendung hinlänglich überzeugen kan. Doch wir hören auf noch weiter etwas aus der Vorrede auszuzeichnen. Die Leſer werden aus dieſen Vorſchmack, den wir ihnen gegeben haben, ſchon abnehmen können, was für niedliche Bißchen in dem Buche ſelbſt aufgetiſcht werden.

Das erſte Kapitel ſoll zeigen auf welche Art man abſeiten der Theologen bisher die Wahrheit der Religion unterſucht habe. Nach dieſer Ueberſchrift ſollte man nun eine gelehrte Darſtellung erwarten, wie man von Zeit zu Zeit mit dem Vortrag der Religionswahrheiten zu Werk gegangen, ſie mit dem Zuwachſe der immer mehr verfeinerten natürlichen Kenntniſſe bereichert, und bey Gelegenheit der entſtandenen Streitigkeiten genauer beſtimmt, erläutert und vertheidigt habe; welche Lücken dabey noch übrig geblieben, und wie ſie verſtopft werden kön-

nen. — Aber nichts von allem dem. Der Verfaſſer bleibt blos bey etlichen Allgemeinſätzen ſtehen, die noch darzu entweder erweißlich falſch ſind, oder doch die Hauptſache nicht treffen. Nach einer vorläufigen Klage über die Anhänglichkeit der Theologen an alten obſoleten Meinungen tadelt er, daß man das alte Teſtament mit dem Neuen verbunden, und beyde für göttlich ausgegeben, daß man die Meinungen der Väter, beſonders des Auguſtins in der Kirche beybehalten, in der römiſchen Kirche die Schrift zu leſen verboten, in der proteſtantiſchen aber nicht zu prüfen, ſondern nur nach Grundſätzen nicht des Verſtandes (der Vernunft) ſondern der Schrift ſelbſt zu erklären erlaubt habe. — Was heiſt hier erklären? den Wortverſtand aufſuchen, oder die Meinung des Verfaſſers auswickeln und deutlicher machen? Das erſte iſt nicht fehlerhaft, denn man erkläret auch andere Autoren aus ſich ſelbſt, den Plato aus dem Plato, den Ariſtoteles aus dem Ariſtoteles; und auch das letzte iſt nicht zu tadeln. Die Meinung eines Autors zu finden muß ich nothwendig ſeine Grundſätze zuvor aufſuchen, und ſeine Ausſprüche damit vergleichen, ſonſt werde ich ihm oft ganz fremde Meinungen andichten. Der Verf. verwechſelt hier aus Unwiſſenheit die Richtigkeit der Sache mit der Richtigkeit der Auslegung, oder wie man es kunſtmäſig ausdruckt, die hermeneutiſche Wahrheit mit der metaphyſiſchen Wahrheit, welche ganz

verſchie-

verſchiedene Dinge ſind. Und wer hat denn die metaphyſiſche Wahrheit der Schriftlehre zu unterſuchen verboten? Die Proteſtanten müſten ganz vergeſſen haben, was ihnen Paulus 1 Theſſal. 5, 21. vergl. Röm. 2, 18. befohlen hat, wenn ſie dieſes thun wollten. Beſcheidenheit im urtheilen verlangt man, und hat man dieſe zu fordern nicht gerechte Urſache? Nicht zu gedenken, daß ſchon die Vorausſetzung, daß die Schrift eine von Gott ertheilte Offenbarung ſey, ſie ſey wahr, oder nicht, wenigſtens aus Achtung für diejenigen, die dieſe Vorausſetzung für wahr halten, dieſe Beſcheidenheit erfordert, ſo iſt ja in der Philoſophie, aus deren Sätzen man die Schrift beurtheilen will, eine ſolche Ungewißheit, und unter ihren Lehrern ſo viel Streit und Widerſpruch, daß man nicht weiß, wo man feſten Fuß faſſen ſoll. Der eine bezweifelt überhaupt die Gewißheit aller menſchlichen Erkenntnis, der andere macht den Menſchen zur bloſſen Maſchine, und läſt Gott ſelbſt alles wirken; der dritte führt ein neues Fatum ein, und nach ſeiner Meinung iſt alles vorher determiniret; der vierte ſucht die Metaphyſik des Epikurs geltend zu machen, raiſonnirt die Strafgerechtigkeit Gottes hinweg, und beſtreitet aus dieſen Lieblingsſätzen die Schrift.*) —

*) Varro ſagte ehedem: nemo aegrotus quicquam somniat tam infandum, quod non aliquis

Soll man denn hierzu ganz stille schweigen, und ieden Thoren machen lassen, was er will? Wären alle Christen Gelehrte von Profeßion, so könnte man dies geschehen lassen; Aber so ist der gröste Theil zu aller gelehrten Untersuchung ungeschickt; er wird also durch freche Beurtheilung der Schrift verwirrt, und der Staat hat allerdings Ursache seinen Gelehrten bey Behandlung der Religionswahrheiten alle Vorsicht u. Bescheidenheit zu empfehlen. Die Meinungen des Augustins haben zwar in der Kirche Beyfall gefunden, aber die Meinungen seines Gegners, des Pelagius, haben nicht weniger zu aller Zeit ihre Freunde gehabt, und durch die Bulle Vnigenitus sind sie so gar in der römischen Kirche kanonisirt worden. Haben also die Freunde des Augustins gefehlt, so müssen die Freunde des Pelags Lob verdient haben, und es ist also höchst abgeschmackt, iener Verfahren zu einem allgemeinen Tadel der Religionslehrer zu machen. Doch am allerunerträglichsten ist, was von dem alten Testamente gesagt wird. Weil dieser Gemeinort durchs ganze Buch wiederhohlt wird, und auch andere Gelehrte in unsern Tagen so sehr wider dasselbe

quis dicat philosophus. Und gilt dies nicht auch, und fast noch mehr, von unsern Zeiten. Sind aber die Grundsätze noch nicht ausser Streit gesetzt, durch die man die heil. Schrift prüfet, wie können die daraus gezogene Resultate mehr Zuverläßigkeit haben?

ſelbe declamiren; ſo wollen wir unſere Meinung etwas umſtändlicher darüber eröffnen, und wir hoffen, ieder unpartheyiſche werde uns beyſtimmen. Das alte Teſtament oder das Convolut derienigen Bücher, welche die hebräiſchen Juden als ächte Religionsbücher angenommen haben, enthält entweder alte hiſtoriſche Nachrichten, oder Lehrvorträge, das Wort im weitläuftigen Verſtande genommen. Als Geſchichtsbuch betrachtet hat noch kein Gelehrter deſſen Brauchbarkeit beſtritten, und auch der Verf. läßt es als Qvelle alter hiſtoriſcher Nachrichten gelten. Aber deſto mehr verſchreit man es als Lehrbuch betrachtet. Wir ſetzen voraus, daß die Einkleidung ſeiner Lehren nichts wider ihre Brauchbarkeit entſcheiden könne. Sie iſt das Kleid, das freylich nach der damaligen Mode geſchnitten iſt. Aber wer wird den Mann nach dem Kleide beurtheilen? Der Morgenländer denkt und ſpricht freylich viel anders als der Abendländer, und in ienen Kinderiahren, wo man nicht genug Worte für abſtracte Begriffe hatte, druckte man ſich ſinnlich aus, beſchrieb die Vorſehung Gottes, die die Anſchläge der Menſchen vereitelt, als ein Herniederfahren, Beſichtigung ihres Thuns, Verurtheilung und Beſtrafung deſſelben. Dieſe Vorſtellungsart kan keinem vernünftigen Manne anſtößig ſeyn. Man läßt das Kleid fahren, und hält ſich an den Mann.

Nimmt man nun den Lehrsatz von der künftigen Erlösung durch den Meßias aus, von dem wir anderwärts reden werden, so sind die theoretischen Lehren desselben, daß ein einiger Gott sey, der die Welt erschaffen hat und erhält, der auf das Thun der Menschen Acht hat, und von ihnen Gehorsam und Liebe verlanget, — lauter Wahrheiten, die auch die Vernunft lehrt, nur daß die Vernunft für sich und ohne höhere Erleuchtung schwer auf sie kommt, wie das Exempel der heidnischen Philosophen beweißt, und wenn sie ausgefunden worden, daß sie als Vernunftwahrheiten nicht so stark auf den grossen Haufen wirken, als unmittelbar von Gott geoffenbarte Wahrheiten. Der gemeine Haufe der Menschen ist zu ungeübt im Denken, um die Stärke der philosophischen Beweise zu fühlen, und das blos menschliche Ansehen der Lehrer dieser Vernunftwahrheiten ist zu schwach den aufgeschwollenen Lüsten einen sichern Damm entgegen zu setzen. Aber wie erschütternd ist der Ausspruch: so spricht der Herr! Dies ist die Ursache, warum diese Wahrheiten geoffenbaret worden sind, sie nemlich leichter in Umlauf zu bringen und eindringender zu machen. Dies giebt auch der Verfasser des Buchs: Ueber Offenbarung Judenth. und Christenthum zu, nur daß er aus falschen Schlüssen von Wundern keine eigentliche Offenbarung zugeben will. Die praktischen Wahrheiten sind wieder entweder allgemeine moralische Vorschriften, und gehören

hören in so weit auch für alle Zeiten und Völker, oder sie sind besondere Vorschriften, die die Einrichtung des jüdischen Staats und äusserlichen Gottesdienstes betreffen. Diese hat niemand in der christlichen Kirche für verbindlich gehalten, oder wenn einige Regenten jüdische Gesetze in ihre Staaten aufgenommen haben, so haben sie es entweder aus Mißverstand gethan, weil sie solche für allgemeine moralische Vorschriften ansahen, oder sie verfuhren eben so damit, wie mit den römischen Gesetzen, welche sie gleichfalls beybehielten, und als eigene Gesetze autorisirten, ob sie gleich wusten, daß sie ursprünglich nicht für ihre Staaten geschrieben worden. Worinnen besteht denn nun diese vorgegebene Schädlichkeit des alten Testaments, daß man so heftig darwieder streitet? Seine Lehren sind freylich im N. Testamente wiederhohlt und besser aufgeklärt worden; aber soll man es deswegen wegwerfen? Nun so werfe man auch die Schriften des Plato, des Xenophon, des Aristoteles, des Cicero, des Seneca weg. Denn alles Gute, was in diesen Büchern gesagt wird, ist durch die neuern Philosophen besser aufgeklärt und richtiger bestimmt worden. Doch dies ganze Kapitel scheint nicht im Ernste gemeint zu seyn, sondern nur die Absicht zu haben, den nun verewigten Friedrich und seinem Minister Zedlitz wegen Beförderung der Denkfreyheit und so genannter Aufklärung einige Lobsprüche zu machen, und die

groben Leipziger, die dem Verfaſſer das conſilium abeundi gegeben haben mögen, und die Wahrheit, das heiſt, ſeinen aus des Pluche Hiſtorie des Himmels zuſammen geſtoppelten Horus confiſcirten, zwar nicht namentlich, aber doch ſehr kennbar als Barbaren zu beſchreiben. Wir wollen zu jenen Lobſprüchen nichts ſagen, ſo viel wir auch darzu ſagen könnten, weil wir wiſſen, wie ſchwer es auf unſern Planeten hält, die goldene Mittelſtraſſe zu treffen. Aber das getrauen wir uns öffentlich zu ſagen, daß, wenn man zu einer abgezweckten Aufklärung keine beſſere Leute wählt, als unſer Verfaſſer iſt, aus dieſer vorhandenen Dämmerung eher ſtockfinſtere Nacht, als heller Tag entſtehen werde.

Im zweyten Kapitel fährt der Verf. fort zu zeigen, wie man bey Unterſuchung der Religionswahrheiten und ihres göttlichen Urſprungs zu Werk gehen ſolle. Der Grundſatz, den er annimmt, iſt dieſer: man ſolle der Religion durch alle Abänderungen und Perioden bis zu ihrem erſten Urſprung nachgehen, und überdenken, ob ſie eben daſſelbe durch menſchlichen Fleiß habe werden können, was ſie wirklich iſt, oder ob ſie auf eine übernatürliche Art entſtanden ſey. Finde man dieſes nicht: ſo ſolle man ſie auch für keine unmittelbare Veranſtaltung der Gottheit anſehen. Dieſer Grundſatz ſcheint beym erſten Anblick ſehr vernünftig und billig zu ſeyn, und ſelbſt unſere

alten

alten Theologen machten es ehedem zum Kennzeichen einer unmittelbaren Offenbarung, daß sie Sachen enthalten solle, welche sich durch die bloße Vernunft nicht erkennen lassen, aber zu unserer wahren Glückseligkeit zu wissen nöthig sind. Aber man kan ihn dem ohngeachtet nicht so gerade weg annehmen. Das ist freylich wahr, so weit natürliche Ursachen zureichen einen Zweck zu erhalten, darf man keine Wunder annehmen. Aber das ist eben die Frage, ob in ienen Kinderiahren unseres Geschlechts der Verstand des Menschen vermögend war, die zu seiner Glückseligkeit nöthigen Kenntnisse selbst aufzufinden. Ist dieses nicht: so ist es ia der Güte und Weißheit Gottes wohl zu zutrauen, daß sie den Menschen durch ausserordentliche Leitung darauf werde gebracht haben. Nun überlege man nur, wie viel tausend Jahre die Philosophen gebraucht haben, ehe sie ihre Weißheit in eine solche Form brachten, darinnen sie ietzo ist, und hätten sie die heil. Schrift, die sie ietzt so stolz verachten, nicht zum Leitfaden gehabt, wer weiß, in welchem Labyrinthe sie noch herum irrten. Warum sollten wir es also bezweifeln, daß auch Vernunftwahrheiten durch übernatürliche Offenbarungen bekannt gemacht werden können? Kosten etwan Gott seine Wunder so viel, daß er so sparsam damit umgehen müste, zumal in Sachen, die das Wohl der Menschen betreffen, die der höchste Zweck dieser Erde sind? Aber woran erkennt man denn also die Wahr-

heit einer göttlichen Offenbarung? Nicht aus dem materiellen Inhalt der geoffenbarten Sätze, sondern aus dem äusserlichen Creditiv, das demselben vorgedruckt ist. Darunter rechnen wir insonderheit, daß die alttestamentlichen Lehrer vom Anfang bis zum Ende durch so viel 1000 Jahre ein einziges zusammen hangendes System befolgt, und die reinsten moralischen Gründsätze aufgestellt haben, da andere Völker sich so sehr verschlimmerten, die Lehre von dem wahren Gott in den abgeschmacktesten Aberglauben verkehrten; die Sittenlehre ganz vernachläßigten oder verderbten, und selbst zur Zeit der wieder anfangenden Cultur durch die wiedersprechenden Systeme ihrer Weisen so verwirrt wurden, daß es schwer fallen muste zu entscheiden, bey welcher Secte eigentlich die Wahrheit zu finden sey. Wer hier den göttlichen Ursprung der alttestamentlichen Religion verkennen kan, der muß sein Herz mit Fleiß für der Wahrheit verschliesen.

In dritten Kapitel wird nun der Anfang gemacht, die Religion aller Völker in ihrer Kindheit zu untersuchen. Nach dem Verf. ist der ursprüngliche Zustand des Menschen ein Stand der äussersten Roheit, ohne Religion, ohne Sprache, ohne Societät, ia gar ohne Weib gewesen, und die ersten Menschen waren von den unvernünftigen Thieren nicht weiter, als durch die äusserliche Gestalt unterschieden. Daß doch

doch die Philosophen so wenig mit einander übereinstimmen, wenn sie die heil. Schrift bestreiten wollen! Der verkappte Bazin in der Philosophie der Geschichte Absch. 7. S. 61 f. sagt ausdrücklich das Gegentheil. Welchem Philosophen soll man nun glauben? Doch es kommt auf den Beweiß an, und wie beweißt denn der Verf. diese vorgegebene grosse Wildheit? Antwort: aus der grossen Wildheit einiger neu entdeckten Völker, die Sonnerat und andere reisende beschrieben haben, und aus den vielen Menschenopfern, die ehedem fast auf der ganzen bewohnten Welt gewöhnlich gewesen seyn sollen. Wir wollen von diesen zuerst reden. Wenn nach kritischer Untersuchung zwey Drittel von denjenigen Zeugnissen auch wegfallen sollten, die der Verf. compilirt hat: so bleibt es doch noch immer gewiß, daß ehedem Menschen geopfert worden sind. Aber daß sie eine Folge jenes wilden Zustandes gewesen, wie ihn der Verfasser beschreibt, das ist sicher falsch. Die Menschenopfer setzen schon viele Religionswahrheiten voraus, die in jenem Zustande nicht Statt finden konnten, und nach dem Verf. auch nicht Statt gefunden haben, z. B. daß ein oder mehrere mächtige Wesen sind, die die Welt erschaffen haben, und noch regieren; daß sie auf das Verhalten der Menschen Achtung geben, ihnen wohl thun, wenn sie sich dieselben geneigt machen, und sie strafen, wenn sie wider sie sündigen; daß man ihren Zorn abzuwenden sie versöhnen

ſöhnen müſſe. — Dieſe Sätze, ſage ich, paſſen gar nicht zu iener vorgegebenen äuſſerſten Roheit, ſondern gehören vielmehr in die Zeiten, da die Religion in den äuſſerſten Aberglauben übergieng. Die Menſchenopfer ſind ohnſtreitig zu erſt in Aſien und Griechenland aufgekommen, und eine Folge der Fabellehre der Griechen. Denn die Egypter wuſten nichts von denſelben, wenigſtens bis auf die Zeit des Herodots, Manetho ſage auch, was er wolle. S. den Herodot. II. 45. Freylich ſind ſie ſehr alt, wie man aus 3 B. Moſ. 18, 21 ſchlieſen kan, aber die Mythologie der Griechen gehört auch in das äuſſerſte Alterthum. Saturn wurde beſonders an vielen Orten mit Menſchenopfern verſöhnt, ſ. Lactant. Inſtit. Diu. I. 21. Porphyr de Abſtin. II. 27. Dieſer Saturn aber hatte nach der Fabel ſeine eigene Kinder gefreſſen. Darf man ſich wundern, wenn man dieſen grauſamen Gott mit Menſchenblut zu verſöhnen geſucht hat. Mit der Zeit iſt der Irthum freylich weiter gegangen, und auch andere Gottheiten ſind mit dergleichen Opfer verſöhnt worden. Ohne Zweifel hat Bazin Recht, wenn er behauptet, daß viel Prieſterbetrug bey denſelben geſchäftig geweſen ſey. Denn wirklich konnten die Prieſter keinen ſtärkern Beweiß verlangen, wieviel ihre erdichtete Götterausſprüche galten, als wenn ſie die Menſchen zu einem ſo widernatürlichen Verfahren aufforderten. — Aber iene Wildheit iſt doch klar erwieſen. Sie ſey es,

wir wollen nichts darwider ſagen, ob wir es gleich mit Grunde thun könnten. Denn ohne Zweifel wird ſie durch einen Fehler, den auch der ſorgfältigſte Beobachter bey ſehr ungewöhnlichen Sachen ſelten vermeidet, allzuſehr vergröſſert. Verſtünde man die Sprache dieſer Wilden vollkommen, und wäre vertraulich mit ihnen bekannt: ſo würde man vielleicht weit mehr geſunden Verſtand an ihnen bemerken, als man aus ihrem von unſern Sitten ſo ſehr abweichenden Betragen vermuthet. Aber ſie ſey ſo, wie ſie Sonnerat beſchrieben hat: ſo kan man doch nicht anders als disiunctive daraus ſchlieſen; entweder dieſer Zuſtand iſt der urſprüngliche Zuſtand, in welchem alle Menſchen ſich vom Anfange befunden haben, oder er iſt erſt hintennach aus einem urſprünglich beſſern entſtanden, indem dieſe Völker durch unbekannte Urſachen von der Cultur, in der andere Völker geblieben, abgekommen, und in dieſen äuſſerſten Grad herabgeſunken ſind. Nun kan man nach den Regeln der Logik den erſten Satz nicht eher für wahr annehmen, als bis man den andern durch Gründe wiederlegt hat. Wie verfährt nun unſer Philoſoph hierbey? Kein Wort ſagt er wieder den letzten Satz, ſondern nimmt den erſten als Grundſatz an, gleich als wenn nur er alleine möglich wäre. Iſt das philoſophiſch gehandelt, wenn man ſo offenbar alle Regeln einer geſunden Logik übertritt? Doch dies geſchicht

nun

nun in unſern Tagen; unter dem Namen der Philoſophie verkauft man alle abgeſchmackte Einfälle eines kranken Gehirns. Iſt der Menſch von Gott geſchaffen worden, und das kan kein wahrer Philoſoph leugnen, weil eine Reihe von Vätern und Söhnen nicht unendlich ſeyn kan, ſondern mit einem Stammvater anfangen muß, der ſich weder ſelbſt hervorgebracht haben kan, denn da wäre er ſchon vorhanden geweſen, ehe er ward, noch durch ein Ohngefähr zuſammen geflogen, oder wie die Bilſe aus der Erde gewachſen ſeyn kan, denn darzu iſt zu viel Regelmäſigkeit und zweckmäſige Einrichtung in ſeinem Körper, wie dem Verf. wenn er wahrer Arzt iſt, wie man ſagt, ſeine Phyſiologie lehren muß, ſondern von einer weiſen und mächtigen Urſache auſſer ihm hervorgebracht worden ſeyn muß; iſt alſo, ſage ich, der Menſch von Gott geſchaffen worden: ſo kan man von ſeiner Güte und Weißheit gar nicht vermuthen, daß er den erſten Menſchen, dies Meiſterſtück ſeiner Schöpfung, auf die Erde hingeworffen, wie die Hunde oder Katzen ihre Jungen ſchütten, ſondern er hat ihm ohnſtreitig ſo viele Kenntniſſe und Fertigkeiten mitgegeben, als die Würde eines vernünftigen Geſchöpfs zu behaupten und glücklich zu leben, nöthig waren. Jene Wildheit alſo ſey entſtanden, woher ſie wolle, der urſprüngliche Zuſtand kan ſie nicht ſeyn, wie der Verf. ſehr unphiloſophiſch behauptet. Wenn man den Faden

der

der mosaischen Geschichte folgt, und so viel Glauben, als ein anderer Geschichtschreiber, verdient Moses ohnstreitig auch, so erfolgte die Zerstreuung der Nachkommen des Noah, da nach den vorhandenen Datis zu urtheilen, die Buchstabenschrift noch nicht erfunden war; alle Religionskenntnisse und historische Nachrichten musten durch mündliche Belehrung fortgepflanzt werden. Nun darf man nur nach der Analogie unserer Zeiten schliesen: so wird man leicht erkennen, wie diese Kenntnisse so sehr verunstaltet, und bey Leuten, die zum Theil in unangebauten und dürftigen Gegenden täglich mit der Erwerbung ihres nöthigen Unterhalts beschäftiget seyn musten, endlich gar verlohren gehen können. Nimmt man nun darzu, daß ohne Zweifel ein grosser Theil der Stammeltern dieser wilden Nationen durch Unglücksfälle, Schiffbruch, Verfolgung blutdürstiger Feinde — in abgelegene Gegenden verscheucht worden sind, wo sie denn freylich von allen zur Bequemlichkeit des Lebens nöthigen Werkzeugen entblößt, das elendeste Leben führen, und dadurch von aller Cultur abkommen müssen: so läst sich leicht begreifen, wie aus gesitteten Menschen solche Abarten der Menschheit entstehen können. Dies vorausgesetzt, fallen die Folgesätze wider die mosaische Chronologie und wider die Abstammung unsers Geschlechts von einem einzigen paar Menschen, die der Verf. aus dieser vorgegebenen ursprünglichen Wildheit gezogen

zogen hat, von sich selbst hinweg. Der letzte verdient auch deswegen keine Antwort, weil er das Gesetz der Sparsamkeit wider sich hat, das diese seynwollende Philosophen sonst immer im Munde haben, und auch die mosaische Chronologie ist hundertmal vertheidigt worden. Und was gewinnet man nun, daß man so ängstlich wider die mosaische Rechnung streitet? Die Historie können wir dadurch um nichts bereichern, weil iene grössere Rechnungen der Chaldäer und Egypter, so bald sie von der mosaischen Rechnung abweichen, offenbare Fabeln werden; die Phänomene, die wir auf der Erde finden, lassen sich bey der mosaischen Berechnung des Alters unserer Erde eben so gut, als bey einer vergrösserten Rechnung erklären, und am Ende, wenn wir auch das Weltalter um viele Millionen von Jahrtausenden vergrössert haben, stehen wir doch an einem Abgrunde, den wir mit allem Witze nicht ausfüllen können, bey der Frage nemlich, was war vorher, ehe die Welt geschaffen wurde? war Gott nicht auch thätig, und weil alles geschaffene einen Anfang haben muß, und nicht ewig seyn kan, was machte der Allmächtige ehe er zu schaffen anfieng? Diese Fragen, die uns so natürlich aufstossen, wenn wir über die Schöpfung nachdenken, werden wir nicht beantworten können, man vergrössere das Weltalter so sehr, als man wolle. Doch das suchen ia auch unsere

Gegner

Gegner nicht, sondern ihre Absicht ist nur, die heilige Schrift zu verschreien.

Non amo te, Sabidi, nec possum dicere, quare;
Hoc tantum possum dicere, non amo te.

Im vierten Kapitel wird die mosaische Geogonie untersucht, und mit den Geogonien der Heiden verglichen, und diese, wie man aus dem bisher gesagten leicht vermuthen kan, iener weit vorgezogen. Wir wollen wenig darzu sagen, da die mosaische Geogonie nicht nur von so vielen guten Auslegern aufgeklärt, sondern auch von andern Gelehrten, entweder gelegentlich, oder in besondern Büchern vertheidigt worden ist. Man sehe z. B. Durhii Pentateuchum; Doederlini Instit. Theol. Christ. Rosenmülleri Hist. Vell. antiq. — Also nur einiges zur Probe. Am ersten Tag soll Gott das Licht geschaffen, und Tag und Nacht unterschieden haben, und gleichwohl wurden Sonne Mond und Sterne, die durch ihr Licht Tag und Nacht machen, erst am vierten Tage geschaffen. Dies scheint nun eine grosse Verwirrung der Begriffe zu seyn, und eine ganz falsche Vorstellung vom Weltbau anzuzeigen. Sichtbar irrt sich hier Moses, sagt der Verfasser, da er schon Licht annimmt, ehe die vierte

Periode vollendet war. — Aber wuſte denn Moſes nicht, was auch der unwiſſendſte Menſch weiß, daß nur dann Tag iſt, wenn die Sonne über unſern Horizont ſcheint, und Nacht, wenn ſie aus demſelben verſchwindet. Wuſte er alſo dies: ſo können ſeine Worte ohnmöglich den Verſtand haben, den ihnen der Verf. andichtet. Was verſtund denn Moſes unter den Ausdruck Himmel im 11. V. des 1n. Kap. wenn er nicht Sonne, Mond und Sterne darunter verſtund? Dieſe waren alſo gleich im Anfang vorhanden; aber die Erde war mit dicken wäſſerigten Dünſten umgeben, welche die Strahlen der Sonne nicht durchbrechen lieſen. Nun zerzogen ſich dieſe Dünſte, daß die Strahlen der Sonne durchbrechen konnten, und die Erde fieng an durch ihren veränderten Stand gegen die Sonne die Abwechſelung von Tag und Nacht zu machen. Aber dadurch wäre den künftigen Erdbewohnern noch nicht vollkommen geholfen geweſen, weil dieſe verdünnten Dünſte, wenn ſie die Erde beſtändig umhüllt hätten, alle genauere Beobachtung der Himmelslichter würden verhindert haben, und die Menſchen hätten kein anderes Zeitmaaß gehabt als die Abzählung der einzelnen Tage, welche nicht nur ſehr beſchwerlich geweſen wäre, ſondern auch tauſend Irrungen hätte veranlaſſen müſſen. Alſo lies Gott am vierten Tage dieſe Dünſte völlig auseinander gehen, und die Himmelslichter im vollen Glanze hervortreten zu

geben

geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, wie Moſes mit klaren Worten ſagt. Was iſt denn alſo an dieſen Vorſtellungen zu tadeln? Daß Gott in einem Augenblicke die ganze Erde ſo darſtellen konnte, wie ſie iezt vor uns ſteht, daran iſt kein Zweifel, und die alten Juden ſelbſt, z. B. Philo de Opificio, haben dies ſchon erinnert; aber ſeine Weißheit fand für gut, bey ihrer Ausbildung eben die Geſetze zu beobachten, denen ſie in ihrer Fortdauer folgen ſollte. Das ganze unglückliche Raiſonnement, das der Verf. hierüber macht, rührt aus der unrichtigen Erklärung der Ausdrücke machen, werden laſſen, — her, deren richtige Bedeutung er aus iedem guten Ausleger hätte lernen können, wenn ihn anders der thörigte Vorſatz den Moſes verächtlich zu machen, nicht verleitet hätte gerade die Erklärung zu wählen, die die moſaiſchen Worte gar nicht zulaſſen.

In der Geogenie des Berosus, die der Verfaſſer hierauf mit der moſaiſchen vergleicht, iſt entweder gar kein geſunder Verſtand, oder doch undurchdringliche Dunkelheit, und das Fragment des Sanchuniathons iſt offenbar aus der moſaiſchen Beſchreibung zuſammen geſetzt, oder wenigſtens interpolirt worden. Das unerträglichſte aber iſt, daß der Verf. die Geogonie der Egypter, nach welcher die Welt durch ein Ohngefähr entſtanden iſt, der moſaiſchen weit vorzieht. Euſeb, ſo wenig er auch Philoſoph

war, machte ſchon die Anmerkung dabey: in iſta ſua mundi procreatione commemoranda ne Dei quidem vel nomine tenus meminit, ſed ſortuitam quandam et ſponte oblatam huius vniuerſi diſpoſitionem inuexit. — M. ſ. Euſ. Praep. Euang. l. 7. p. 21. Solche Brocken der moſaiſchen Geogonie vorziehen wollen, iſt nicht Philoſophie, ſondern wahrer Unſinn.

Daß der Verf. hierbey auch auf die Geſchichte von Sündenfall kommen würde, konnte man vermuthen; daß er aber ſo unwiſſend oder ſo unverſchämt ſeyn würde, die neuern und beſſern Erklärungen dieſes Falls zu übergehen, und die rauheſte und unwahrſcheinlichſte anzunehmen, und den Moſes daraus zu verſchreien, wer hätte das von einem ſolchen Philoſophen glauben ſollen? Hätte er doch vorher die Erklärungen dieſes Falls in Doederlini Inſtit. Theol. Chriſt. oder in Leß Praktiſcher Dogmatik überleſen und beherzigt, ehe er ſich niederſetzte ein Urtheil über dieſe Geſchichte zu ſprechen! Doch wir wollen es hören, was er an derſelben auszuſetzen hat. Adam ſoll in der äuſſerſten Simplicität der Begriffe und des Herzens gelebt, und nicht die geringſte Idee von Recht und Unrecht gehabt haben. Auf einen ſolchen Mann, meint der Verf. könne kein Verbot wirken, weil er von Gehorſam und Sünde keine Begriffe habe. Was denn für Begriffe? Solche, die mit philoſophiſcher Genauig-

nanigkeit ausgewickelt worden sind? Das ist hierzu nicht nöthig. Es war genug, wenn Adam den Inhalt des Gebots verstund, und den wird er doch wohl verstanden haben, da er mit dem vollen Gebrauch der Vernunft erschaffen worden war, und sich seiner Schöpfung bewust war. Denn so fühlte er gewiß auch den Drang der Liebe und der Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer, der ihn antrieb, ihm zu folgen. Mehr brauchte es nicht. Die ausgebreitete Kenntniß, die der Sünder hat, vermehrt wohl die Schuld, aber zum Wesen der Sünde ist sie nicht nöthig, als welche blos in Uebertretung des Gesetzes besteht. Daß Adam nach den Trieben der Natur gelebt habe, wie der Verf. hinzusetzt, das ist wahr; Aber thun denn das unsre Philosophen nicht auch. Trotz ihren schönen Lehren leben sie so sehr nach diesen Trieben, als wir übrige Sterbliche, die wir keine Philosophen sind, es wäre denn, daß der Verf. glaubte, Adam habe ganz keine Vernunft gehabt, und sey diesen Trieben ohne Bewustseyn gefolgt. In diesem Falle würdigt er ihn zu den unvernünftigen Thieren herab, und wir haben nichts darwider, wenn er ein Abkömmling eines solchen Stammvaters seyn will. Unser erster Stammvater ist zwar nach unserer Meinung kein Leibnitz oder Wolf gewesen, aber den vollen Gebrauch der Vernunft hatte er, weil er als Embryo sich nicht erhalten und seine Nahrung schaffen konnte, folglich auch nicht

so geschaffen werden konnte. Die Liebe aber, durch die er zum Gehorsam gegen seinen Schöpfer verpflichtet ward, gehört unter die Triebe der Natur. Doch nun geht unser Verf. dem Moses recht stark zu Leibe, bestreitet ihn in contradictorischen Gegensätzen, und ohnmöglich wird der arme unphilosophische Moses vor einem so starken Philosophen bestehen können. Entweder, sagt er, sahen es die ersten Menschen für Recht oder Unrecht an, ein Gebot zu übertreten, oder sie hatten davon keinen Begriff. Im ersten Falle hätten sie die Erkenntniß des Guten und Bösen vor dem Genuß der Frucht schon gehabt, welches Moses gerade zu läugnet; im letztern Verstande so war es ia nicht weniger als eine Uebertretung, da die Menschen von Uebertretung auch nicht den entferntesten Begriff hatten; eben so wenig eine Sünde, als wenn ich mich in der Dunkelheit der finstersten Nacht anstosse und mir Schaden zufüge. —— Aber guter Moses! frage doch den Verfasser, wer ihm weiß gemacht hat, daß Recht und Unrecht mit Gut und Böse einerley sey? Recht und Unrecht bezieht sich auf ein Gesetz; Gut und Böse aber auf unsern Vortheil. Es ist allemal gut, wenn man Recht thut, und böse wenn man Unrecht thut; aber deswegen sind diese Begriffe nicht einerley. Vor dem Falle kannten die Menschen das Böse nur aus der göttlichen Drohung, nach dem Falle aber aus der eigenen Erfahrung. Bis

hieher,

hieher, dächte ich also, wäre sich Moses nicht zu wieder. Im letztern Verstande sündigte der Mensch ebenfalls, nur nicht wissentlich und vorsätzlich. Wenn ein Landesherr verbeut durch ein gemachtes Gehege zu fahren: so sündiget der Unterthan, der dieses Verbot weiß, und dennoch hindurch fährt, wissentlich und vorsätzlich; der Fremde aber, der hindurch fährt, sündigt ebenfalls, denn er übertritt das landesherrliche Verbot, aber aus Unwissenheit. Stößt sich der Verf. im Dunkeln vorne am Kopf: so sündigt er nicht, weil sein Landesherr kein Gesetz darwider gegeben hat, sondern es iedem freystellt, ob er sich stossen will, oder nicht. Wäre aber ein falsches Gesetz vorhanden: so sündigte der Verf. wenn er sich stieß, aber aus Schwachheit; denn mit Vorsatz wird er sich wohl nicht stossen.

Doch dies alles paßt ia nicht auf den Sündenfall. Verstunden unsre Stammeltern das göttliche Gebot, und nothwendig verstunden sie es, weil es sonst wieder die Weißheit Gottes gewesen wäre, ihnen ein Verbot zu geben, dessen Inhalt sie nicht verstanden hätten, und waren sie sich ihrer Handlungen bewust, welches sie ebenfalls gewesen seyn müssen, wenn sie vernünftig waren: so wusten sie auch, daß sie sündigten, das heist, das nicht thaten, was ihnen Gott befohlen hatte. Sie hatten also eben dadurch einen Begriff von der Sünde, und Gott konnte ihnen ihre Sünde mit Recht imputiren.

Der Verf. ſtellt ſich bey dieſem Raiſonnement, das philoſophiſch ſeyn ſoll, ſo dumm an, daß, wenn er ein Bauermann wäre, er einen derben Schilling verdiente, daß er ſeinen Catechismus nicht beſſer gefaßt hätte. Was ſoll man nun mit ihm machen, da er Philoſoph ſeyn will?

Doch nun geht der Verf. zu der Schlange über, und findet es äuſſerſt unanſtändig, daß ſie in dieſe Geſchichte gemenget worden. Da aber ſeine vermeinte Kritik auf bloſſer unrichtiger Deutung beruht, die er ſich hätte erſparen können, wenn er die neuern und beſſern Erklärungen darüber nachgeleſen hätte: ſo ſagen wir nichts darzu. Zur Probe, wie er die moſaiſchen Schriften behandelt, haben wir für diesmal mehr als zu viel angeführt, und wir werden künftig noch mehr davon aufſtellen können. Eins aber haben wir noch zu erinnern. Sollten wir vielleicht einigen Leſern ſcheinen aus den Gleiſſe geſchritten zu ſeyn und nicht ſo wohl recenſirt, als vielmehr förmlich wiederlegt zu haben; ſo bitten wir die Ueberſchrift unſers Journals zu überleſen, welche ausdrücklich verlangt, gefährliche und verführeriſche Schriften zu widerlegen. Dieſen Endzweck haben wir vor Augen gehabt und hoffen ihn auch erreicht zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

— f —

III.

Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1786, oder Musterliste über das theologische Freycorps aus dem Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781. Herausgegeben vom Hauptpastor in H. — — Orthodoxiopel, im Verlag der theologischen Militairschule. 116. Seit. 8.

Es kam 1781 der bekannte Kirchen und Ketzeralmanach heraus. Gantz partheiisch und unbillig müßten wir urtheilen, wenn wir sagen wollten, daß wir in demselben gar keine witzige Laune angetroffen hätten. Ja wir glauben auch, bisweilen richtig getroffene Schilderungen mancher Gelehrten darinnen gefunden zu haben, ob wir schon nicht läugnen können, daß auch Partheilichkeit in demselben herrscht und daß schiefe Urtheile und geflissentliche bittere Ausfälle auf mehrere rechtschaffene Gelehrte und grosse Theologen, uns vorgekommen sind.

Dem ungeachtet bleibt dieser Kirchen- und Ketzeralmanach Original, und gegenwärtiger kommt ihm weder an launichten Witz, noch in manchen andern Stücken bei. Der Verfasser

des Allmanachs, den wir vor uns haben, verbirgt sich hinter die Masqve eines gewissen Hauptpastors in H. Ob er nun schon, derselbe würcklich nicht ist, so sehen wir doch aus seinen Almanach, daß er die gantze Gesinnung und Denkungsart des Hauptpastors in H. annimmt, und verräth.

Er schimpft oft, wenn er den Character dieses oder jenes Gelehrten zeichnet, wie ein Matrose, und braucht Ausdrücke von berühmten Theologen und Gelehrten, die man nur in dem Munde des niedrigsten Pöbels hört. Wie er denn z. E. S. 36. den seel. Bengel einen Bullbeiser, und den Herrn Professor Boden einen Spitz dagegen nennt. Ist das nicht wahrer Dorfschenkenwitz? Den reformirten Perdiger zu Heidelberg, Herrn Gottfried Christian Brünings heist er S. 40. einen Spion. Herrn Nikolai zu Berlin S. 82 einen Marketender. —

Ueberhaupt nennt er alle die Theologen die sich bemühet haben in der Theologie aufzuklären, zusammen das theologische Freycorps, und läßt, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, einige davon theils schon verstorbene, theils noch lebende, vor seinem Mustertisch vorbei marschiren, und mustert sie.

Mit was für Gewissenhaftigkeit, und Einsicht er dieses thut, und wie gerecht und billig

er

er bei dieſer Muſterung ſei, wollen wir nun unſern Leſern aus einigen Beiſpielen zeigen.

Vom Herrn Probſt und Oberconſiſtorialrath Spalding zu Berlin ſagt er S. 92. 93. folgendes:

„Er glänzt in der ſchönſten Uniform dieſer Herrn, und hat ein martialiſches Anſehn; ob er aber Hertz genug zeigt, wenn er mit einem alten Cruſianer ins Gefecht kommen ſollte, weiß ich nicht. —“

Wiſſen Sie, Herr Almanachsfabricant! daß es dem Herrn Probſt Spalding weder an Hertz, noch an Gelehrſamkeit fehle, es mit einem alten Cruſianer aufzunehmen. Aber zu klug iſt er! ſich mit Leuten von der Art einzulaſſen, weil man mit ihnen wenig Ehre erwirbt. Denn es iſt ja bekannt, daß ſehr viele unter ihnen (wir nehmen manche rechtſchaffene und gute Männer aus) keine andern Gründe anhören und annehmen wollen, als die ſie in ihrer Schule gelernt, und oft nicht einmahl recht begriffen und verſtanden haben, ſich dabei todtſchlagen lieſen, ehe ſie nachgäben, und noch über dies alle die, die nicht aus ihrer Schule ſind, für dumm und verrückt halten.

Was iſt denn bei ſolchen Leuten mit Gründen auszurichten, die die theologiſchen und philoſophiſchen Einſichten allein wollen gepachtet haben.

Mit solchen Leuten zu fechten? — Ei gehorsamer Diener — dafür wird sich der kluge und gelassene Herr Probst Spalding bedanken. —

S. 93. macht er den Herrn Probst gar zum Heuchler, in folgenden Worten:

> Vielleicht hängt er den Mantel nach dem Winde, weil er in einer Stadt lebt, wo das eigentliche Hauptquartier der Freitheologen in Teutschland ist, und handelte etwa anders, wenn er in Hamburg oder Lübeck wäre."

Das ist doch wahrhaftig hämisch und unchristlich geurtheilt von einem Mann, dessen guten theologischen Character man allgemein verehrt. Spalding ein Heuchler! — Wo gerathen Sie hin, Herr Orthodoxe, und wie lieblos richten Sie! Haben Sie denn kein achtes Gebot gelernt! Schämen Sie sich! Sie sind noch dazu ein verkappter Amtsbruder — ein Prediger der christlichen Liebe! — —

Nach Seite 53. soll der Herr Professor und Rector Fischer an der Thomasschule zu Leipzig.

> „für die Orthodoxen ein finsterer und ungenießbarer Theolog seyn."

Freilich, dachten wir, mag er das wohl für den Almanachsfabricanten, und für viele schwache unter den Orthodoxen seyn, die etwa keine kritische Gelehrsamkeit besitzen, wenig Griechisch, und eben so wenig Latein verstehen und im Nothfall, nur eine Stelle in der Bibel

zu erklären, zu einer elenden Concordanz, oder höchstens zu Starkens Synopsis ihre Zuflucht nehmen. Was kann aber die Sonne dafür, wenn Blinde sie nicht sehen können? —

Gedachter Herr Professor Fischer soll

„über gewisse Stellen der Bibel Machtsprüche thun, und ohne Beweis schwadroniren.“

Das hat er, unserer Ueberzeugung nach, so viel wir mit den Schriften dieses Gelehrten bekannt sind, niemals gethan. Er liefert keine Erklärung ohne Beweiß. Und einem so großen und gründlichen Gelehrten kann es auch wohl an Beweisen nie fehlen. Wir dächten's.

Nach einer Aeuserung auf S. 43. soll der verstorbene Herr Professor Danov in Jena

„einen Oberrock, wie ein Regulirter getragen haben, worunter aber noch die Uniform vom Freicorps versteckt gewesen sey.“

Was doch der Verfasser alles weiß. Er macht also den guten Mann auch zum Heuchler, und gedenkt noch neben dies in einer ganz unnöthigen Anmerkung, der schon sattsam bekannten unglücklichen Todesart dieses Gelehrten. Und wozu dieses? — Es weis es ja Jedermann. — Gewis geschahe es bloß der Asche dieses Mannes eine Unehre anzuthun. Er war hypochondrisch, wegen seines unermüdeten Studirens, und sein Tod war eine Folge dieser Krankheit.

Lasset

Lasset uns doch alles zum Besten kehren.

Von S. 22. bis 25. gehts über den verstorbenen Herrn Doctor und Superintendent Barth in Leipzig her, welchen der Almanachsfabricant zum Apostata macht

„er sei anfangs ein regulirter Theolog gewesen, aber endlich zum theologischen Freicorps noch in seinem Alter übergetreten — er hätte die abgeschmackten Meinungen seines Sohnes unterm Wische angepriesen.“ —

„Zum Beweis dienten dessen Predigten unter dem Titel: Predigten zur Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion.“

Wie diese Predigten, die wir gelesen haben, beweisen sollen, daß der seel. Barth sich in seinem Alter noch öffentlich zum Freicorps geschlagen, wissen wir nicht. Wir haben keine würklichen Heterodoxien darinnen angetroffen. Er läßt die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Religion alle unangetastet stehen. Wie hätten diese Predigten auch bei uns dürfen gedruckt werden, wenn sie würkliche heterodoxe Sätze enthalten hätten.

Nur ein giftiger Consequentzenmacher, kann den seel. Barth wegen dieser in der That schönen und erbaulichen Predigten zum Ketzer machen. Das war sehr hämisch — Herr Allmanachsfabrikant! —

Nicht

Nicht weniger hämiſch und unchriſtlich iſt es, wenn er den ſeel. D. Barth mit einem Eli vergleicht, und ihn öffentlich ſo nennt,

„der niemals zu den böſen Streichen ſeines Sohnes ſauer geſehen haben ſoll“

Woher weis denn das der Verläumder? — Von welchen alten Weibe muß er denn dieſe Nachricht haben,

„daß ihn mancher Samuel wegen ſeiner nachläßigen Kinderzucht gewarnet habe.“

Wir können dem Verfaſſer aus gewiſſern und richtigern Qvellen verſichern, daß dem ſeel. Barth die Aufführung ſeines Sohnes manchen Kummer zuwege gebracht habe, und daß er ihm manche ernſtliche und väterliche Verweiſe gegeben.

Auskarbatſcht hat er ihn freilich nicht. Aber welchen Kontraſt hätte das auch mit ſeinem ehrwürdigen Stand gemacht, wenn er es gethan hätte.

Wie höchſtliebloß iſt es endlich, wenn der Verfaſſer des Almanachs ſo gar voraus wiſſen will, daß der ſeel. D. Barth wenn er noch 10 Jahre gelebet, die heterodoxeſten Meinungen würde gelehret haben:

„Er würde, ſagt er mit einer ſataniſchen Miene, die Lehre von dem Verſöhnungstode Jeſu auch

auch mit aus der Bibel hinaus philoſophiret haben.“

So — Herr Prophet! — das wiſſen ſie gewis! — Ich dächte — de mortuis nil niſe bene. Das heiſt doch läſtern. —

Trägt der verläumderiſche Verfaſſer den ſeel. Herrn Superintendent Barth, ſo zu mishandeln kein Bedenken, der doch ein rechtſchaffener Theolog war, ſo darf ſich nun Niemand wundern, wenn er mit ſcharfrichteriſcher Fauſt, auf deſſen Sohn, den Herrn D. Barth in Halle losſchlägt.

Wir mögen den Herrn D. Barth, ſo wohl wegen ſeiner parodoxen und irrigen Meinungen, als auch wegen ſeiner etwa begangenen Fehler, nicht in unſern Schutz nehmen — können ihn auch nicht vertheidigen. Aber darüber haben wir uns allezeit aufgehalten, wenn ſeine Gegner, bei aller Gelegenheit ihm ſeinen verjährten Fehler öffentlich vorgerückt haben. Man widerlege doch die irrigen Aeuſerungen des H. D. Barths mit Gründen, wie ſichs gehört, und ſuche ihn nicht wegen ſeiner perſonellen Fehler, ohne Aufhören, zu ſchmähen. Es iſt das auch gar nicht chriſtlich. Unſer Almanachsſchmierer, wirft, nach Gewohnheit vieler Gegner des H. Barths, ihm die bekannte Leipziger Affaire für. S. 17.

„Er hatte in Leipzig eine verdrießliche Meubelge-

belgeſchichte, aus der er ſich nicht geſchickt genung herauszuhelfen wuſte.“ —

Faſt ſcheint es, als wenn er hier dem Herrn Barth, bei der ganzen bekannten Geſchichte, nur beſonders ſeine Ungeſchicklichkeit zum Vorwurf machen wollte.

So — Herr Scribler? Sie hätten ſich bei dergleichen Fall, wohl geſchickter zu verhalten, und aus der Sache beſſer heraus zu wickeln getraut, und gewuſt? — Nun, ſo bedauren Sie den Mann, daß er nicht ſo geſchickt als Sie iſt. —

„Der Herr D. Barth, ſagt er endlich S. 30. ließt in Halle über alte klaſſiſche Autoren, weil er keine theologica leſen darf: Doch hackt er bei Gelegenheit Hundehaare unter die Theologie.“

Hundehaare unter die Theologie hacken. — — — welch eine Redensart iſt das! — wie unwürdig, unedel und pöbelhaft! — Das iſt doch wahrhaftig eine Sprache aus der Dorfſchenke.

Wie ſchief, unrichtig und partheiiſch die Urtheile des Verfaſſers ſind, davon findet man auch einen Beweiß auf S 101. 102. 103. wo er die beiden Brüder, nemlich den Herrn Oberconſiſtorialrath und Probſt Teller zu Berlin, und den Herrn D. Teller in Zeitz zuſammen ſtellt. Von dem erſten ſagt er unter andern in ſeiner Sprache:

„daß er mehr zum recognoſciren, als ſcharf
mutziren zu gebrauchen ſey — daß er ſich
vielleicht vor dem Herſchieſen fürchte.“ —

und das will er daher beweiſen, weil er ſich nicht
mit ſeinem Herrn Bruder dem Herrn D. Tel
ler in Zeitz in Streit eingelaſſen hätte.

„ſo viel iſt gewis, ſagt er, er wehrte ſich
eben nicht, und zog ſich bald zurück, als ihm
ſein orthodoxer Bruder, Johann Friedrich,
mit der Kritik über ſein Lehrbuch einen Hieb
gab.“

Daß daraus die Feigheit oder Schwäche
des Herrn Oberconſiſtorialrath Tellers zu
ſchlieſen, oder gar zu beweiſen ſei, weil er ſich
eben nicht beſonders wider die Angriffe ſeines
Bruders verantwortet, glauben wir nicht.

Mag er ſich doch in Anſehung des bekannten
Lehrbuchs geirret haben, und eine Zurechtwei-
ſung von vernünftigen und chriſtlichen Theolo-
gen verdient haben — aber die Angriffe ſeines
Herrn Bruders zu Zeitz waren wahrhaftig doch
ganz unbrüderlich, hämiſch, und zum Theil
ſophiſtiſch genug. Denn daß er ihn öffentlich
der Sünde wider den heiligen Geiſt beſchuldig-
te, war entweder Bosheit oder Ignoranz.— —

Lächerlich iſt es wahrhaftig, was nun hier-
auf der Verfaſſer von dem Herrn D. Teller in
Zeitz ſagt. So groß auch die Eigenliebe dieſes
Gelehr-

Gelehrten seyn mag, so glauben wir doch, daß er noch zu bescheiden ist, sich für den Mann in der gelehrten Welt zu halten, wofür ihn der Verfasser in folgenden Worten ausgiebt:

„Die Freitheologen mögen nun von diesem Manne sagen, was sie wollen, so bleibt er doch ein großer, reeller, und scharfsinniger Gelehrter, ein vortreflicher Schriftausleger, daß viele seiner Schmäher Tertianer gegen ihn sind.“ —

Nun das heißt doch loben, daß sich die Balken biegen möchten. Bald möchten wir den Verfasser für einen Kostgänger des Herrn D. Tellers halten. — Ueber nichts mehr haben wir uns gewundert, als über die Aeußerung, daß Herr Teller in Zeitz ein vortreflicher Schriftausleger seyn soll, da wir bisher immer geglaubt haben, daß er in der Schriftauslegung seine größte Schwäche gezeigt habe. Wir haben seine Schriftauslegungen alle gelesen, und ist uns oft ganz übel dabei worden. Wer sich von der vortreflichen Schriftauslegung dieses Gelehrten einigermaasen einen Begrif machen will, der lese nur z. E. die Erklärung, die er den Worten giebt: Adam ist worden als unser einer. Er behauptet nemlich in seinem Cryptopelagianismus, den er wider den guten und gelehrten Herrn

Feddersen geschrieben hat, S. 66. „daß der Mensch durch die Erbsünde ein Bild des Teufels geworden sei, und übersetzt die eben angeführte Stelle so: Adam ist worden, wie einer von ihnen: nehmlich den Teufeln.“ Das heist die Schrift vortreflich auslegen! Erklärungen vom gleichen Schlage trift man hin und wieder in seinen Schriften, und besonders in seinem bekannten Wörterbuche noch häufig an. — —

Wir dürfen nichts mehr aus diesem Almanach abschreiben und anführen, um das lesende Publikum von dem gänzlichen Unwerth desselben zu überzeugen. Es ist die elendeste Charteke, die iemahls erschienen ist. Der Verfasser sei auch wer er wolle, Adiutant bei einem regulirten Regiment, wie er sich selbst in der Vorrede nennt, oder gar ein General — er ist ein Schwachkopf, ein elender Schwätzer, und unchristlicher Schmäher.

Inzwischen haben wir das Zutrauen zu einem vernünftigen unbefangenen und gelehrten Publicum, daß es allen denen bei dem Musterrisch dieses Schwätzers mishandelten Gelehrten in so fern sie bishero Achtung verdient haben, auch künftig diese Achtung nicht entziehen werde. Denn man sieht ia augenscheinlich, daß der Verfasser, recht geflissentlich einige würdige Männer, mit Koth werfen will.

IV.

Beleuchtung einer in der allgemeinen Litteraturzeitung. Num. 13. Montags den 16. Jan. 1786. befindlichen Recenſion der Schrift: Das große Hirngeſpinſt des chriſtlichen Europa — betittelt:

* * *

Der Recenſent nimmt meine Schrift, lieſt den Titel, giebt ſich nun die Miene eines Propheten oder Sehers, und ſpricht:

„Der weitläuftige und ſchleppende Titel, wird für dieſes Werklein niemand einnehmen.“

Der Tittel einer Schrift hat mit der Kleidertracht einerlei Schickſal. Einem iſt die Art Röcke zu lang, dem andern gefällt der Schnitt nicht — der dritte kann den Kragen daran nicht ausſtehen. Nun gut. Viel Köpfe viel Sinne — Das Kleid kann im Grunde immer gut und tüchtig gemacht ſeyn, auch für Froſt und Witterung ſchützen, ſollte auch dieſem oder jenen der Schnitt nicht gefallen. Die

Art sich zu kleiden ist Geschmackssache — so wie die Tittel der Bücher. Recensenten kam mein Tittel zu weitläuftig und schleppend für, mir aber nicht, und 100. andern Lesern auch nicht.

Aber das mag seyn, denn ich würde unbillig handeln, wenn ich verlangen wollte, daß Recensent gerade meinen Geschmack haben müste. Das ist aber nun dictatorisch gesprochen, wenn er sagt: **Der Tittel werde Niemand einnehmen.** Eben so dictatorisch als wenn er von einem Kleide sagen wollte: das wird der ganzen Welt nicht gefallen. Woher weiß er denn das? — Ist denn sein Geschmack — der Geschmack des ganzen Publikums? — Wenn ich ihm nun aber versichern kann, daß der **Tittel** meiner Schrift, den er nach seinem Geschmack für weitläuftig und schleppend hält, und welchem er das Prognosticon stellt, daß er niemand für das **Werklein einnehmen werde** — würklich viele Leser für meine Schrift eingenommen hat, welches aus dem häufigen Abgang zu schliesen ist — was will nun Recensent antworten? — —

„So darf man auch, sagt Recensent, hier keine theologische Gelehrsamkeit suchen — keine Zurückweisungen auf die Geschichte von ehemahligen vergeblich gewesenen Versuchen, eine Vereinigung zu stiften — keine Beweise aus der Geschichte des christlichen Denkens,

kens, daß nie eine Gleichförmigkeit in den Lehrmeinungen statt gefunden. — Das alles erwartete Recensent, und konnte es erwarten. " —

Ich bedaure, daß der Herr Recensent das alles in meiner Schrift erwartet hat und sich betrogen findet. Wie er aber das alles in einer Schrift von 3. Bogen hat suchen und erwarten können, begreife ich nicht. Würde man den Organisten nicht für verrükt halten müssen, der bei einen kleinen Positiv in einer Dorfkirche alle die Register suchen wolte, die man nur bei einer grossen Orgel antrifft? — Hat das Werk denn keinen Posaunenbaß? keinen Flötenzug? — keine Vox humana? — das alles erwartete ich, und konnte es erwarten. Wie? Herr Organist! wie konnten Sie das bei einem Positiv erwarten? 'Sist ia nur ein Positiv, und weiter nichts, soll auch nichts weiter seyn. — Nun zur Anwendung mein Herr Recensent! Meine Schrift soll ia kein grosses, weitläuftiges und gründliches Werk, und eigentlich gar nicht für Gelehrte seyn. Wer heißt Ihnen denn, dieselbe aus einem ganz falschen Gesichtspuncte betrachten! Sie ist für Ungelehrte, welche, von den schwärmerischen Bemühungen der vereinigten Religionslehrer, leicht verführt, und überredet werden können, als sei eine Religionsvereinigung, würklich nöthig und nützlich.

Theologische Gelehrsamkeit, Zurückweisungen auf die Geschichte — Beweise aus der Geschichte des christlichen Denkens — gehören in eine Schrift, die eigentlich nur Volksschrift seyn soll, gar nicht, und alles dieses würde da am unrechten Orte stehen. Schwer hätte mir es indes nicht werden sollen, meine Schrift, mit theologischer Gelehrsamkeit, und gelehrten Anmerckungen aus der Geschichte aufzustu[illegible]. *)

Und hätte mir es ia an Materialien gefehlt, so durfte ich nur, nach Gewohnheit unserer Herren Compilatoren, frischweg, alle die Schriftsteller plündern, die von dem Unfug der Religionsvereinigung geschrieben haben. Aber wozu dieses? Und würde ich mir da nicht den Vorwurf der Recensenten zugezogen haben: Ich

*) Ich hätte der vergeblichen Vorschläge eines Erasmus, Fabers und Balduins — der mislungenen Versuche des Cardinal Richelieu und Bossuet, in Beilegung der Sache mit den Hugonotten in Frankreich gedenken können — ia ich hätte den letzten öffentlichen Versuch, den Spinola in Deutschland machte, und sich der Vollmacht dazu, vom Kaiser und Pabst rühmte, anführen können, wenn mir es darum zu thun gewesen wäre, eine gelehrte Schrift zu schreiben, und selbst gelehrt scheinen zu wollen.

Ich hätte nichts neues gesagt, und nur aus andern abgeschrieben.

Hat sich mein Herr Recensent, bei meiner Schrift in seiner Erwartung getäuscht gefunden, und keine theologische Gelehrsamkeit darinne angetroffen; so versichere ich hier öffentlich, daß es mir bei Lesung der allgemeinen Literaturzeitung, bei welcher er Mitarbeiter ist, in Ansehung mancher Recensionen eben so gegangen ist. Ich erwartete nemlich oft eine gelehrte oder doch gründliche Beurtheilung dieser und jener Schrift — und konnte sie erwarten, fand mich aber betrogen, und dagegen nur eine superficielle Anzeige, ja bisweilen ein blosses Gewäsche — —

War da etwa mein Herr Recensent allezeit der Verfasser? — Nun so wollen wir Abrechnung halten.

„Das, fährt mein Recensent fort, was der Verfasser von der Gefährlichkeit einer Religionsvereinigung sagt, ist am schlechtesten ausgeführt.“

Er kann es nicht einsehen, was durch theologische Disputе und Zänkereien, für Gefahr entstehen könne. Hier muß ich wahrhaftig die Unwissenheit meines Recensenten in der Geschichte bewundern. —

Denn diese erzählt ja, was theologische Zänkereien von jeher für Verwirrungen unter den

Menſchen zuwege gebracht haben. Kriege, Mord, Blutvergieſen, Bedrückungen ganzer Völker —? Umſturz der Staatsverfaſſung — Vertreibung der nützlichſten Familien und Einwohner — waren oft die Folgen einiger Düspüte unter den Theologen.

Herr Recenſent mag zukünftig fleißiger die Geſchichte leſen.

Daß ich aber das alles, in meiner Schrift, nicht weitläuftig bewieſen und dargethan habe, war, wie ich ſchon geſagt, wider den Zweck der kleinen Schrift, hielt es auch für unnöthig, da ſelbſt der ungelehrte Leſer, der nicht ganz unwiſſend in der Geſchichte iſt, von der Gefahr, welche die Zänkereien der Theologen bringen können, überzeugt ſeyn muß.

* * * * * *

So viel einſtweilen, Herr Recenſent, bis wir einmahl, wegen dieſer Sache, einander wieder ſprechen.

a Dieu.

V.

Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend. Etwas zur frommen Erbauung, für gläubige und ungläubige Seelen. Von dem Verfasser des Versuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen. Amsterdam. 1786.

* * *

Die vertrauten Briefe kamen 1784. heraus. Der Verfasser ist uns wenigstens, zur Zeit noch unbekannt, und es erhellet auch aus dem Vorbericht, daß er nicht bekannt seyn will; ob wir gleich glauben, daß er's gar nicht Ursache hat, seinen Nahmen zu verbergen. Denn er darf sich dieser Briefe nicht schämen, weil sie in aller Absicht verdienen gelesen und beherziget zu werden. Er ficht in denselben männlich wider die ietzigen Herolde des Unglaubens, und wider den trostlosen Scepticismus. Ohngeachtet er nun dabei ohne systematischen Plan verfährt, auch sich nicht auf die Vertheidigung einzelner Lehrsätze einläßt, so verrathen seine Briefe, doch viel Geschicklichkeit, und warmen Eifer für die geoffenbarte Religion.

Die-

Vieles, von dem was er sagt, ist freilich nicht neu, sondern oft auch schon von andern gesagt worden. Das thut aber nichts, und es ist auch bei Schriften dieser Art, die nemlich zur Vertheidigung der geoffenbarten Religion geschrieben werden, unmöglich, lauter neues zu sagen, wovon sonst noch niemand geredet hat.

Vorzüglich hat uns der Verfasser der vertrauten Briefe, in seinem dritten Brief gefallen, wo er die Frage aufwirft und beantwortet, woher es komme, daß auch Männer von Einsichten, Wissenschaften und Genie, ietzt mit so vieler Dreistigkeit alle Religion verbannen wollen?

Er sucht die Qvelle von der Widrigkeit gegen die geoffenbarte Religion, in dem allgemein überhandnehmenden Hang zur Sinnlichkeit, und wir geben ihm hierinne Recht, denn man macht ietzt alles zu Gegenständen der Sinne, und erklärt alle Anstrengung der Seele, sich an etwas Unsichtbares und Geistiges zu halten, für Schwärmerei. So gehet freilich der Geschmack, der uns zu wahren Religionsempfindungen fähig macht, verlohren.

Im fünften Brief liefert er unter andern, Betrachtungen über den geistlichen Stand, und dessen rechtmäsiges Ansehn, welchen viele von den ietzigen Ungläubigen gänzlich abgeschaft wissen wollen, und dahero, wo sie nur

können,

können, Lästerungen und Schmähungen gegen denselben ausprudeln.

Unter die Feinde des geistlichen Standes gehört nun auch der Verfasser der Beurtheilung dieser vertrauten Briefe. Er ist der Verfasser des berüchtigten Versuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, heißt, wie wir sind versichert worden, Schulze, und ist ein im Amte stehender Prediger ohnweit Berlin. In der Vorrede zum dritten Theil seines Versuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, thut er schon sehr bittere und hämische Ausfälle auf den geistlichen Stand. Er will, die Geistlichen sollen keinen besondern Stand im Staate ausmachen, und die Religion soll nicht mehr öffentlich durch sie gelehret werden. Was soll man von diesem Manne denken? — Er, der selbst ein im Amte stehender Prediger ist, thut solche Ausfälle auf den geistlichen Stand, und hält dafür, daß die Würde desselben auf Betrug und falschen Anmaßungen beruhe. Thun wir ihm wohl zu viel, wenn wir ihm öffentlich, vor dem ganzen christlichen und vernünftigen Publicum so anreden: Du Heuchler! Glaubst du, daß das Amt, daß du bekleidest, auf Betrug und falschen Anmaßungen beruht — warum bist du selbst ein lutherischer Prediger? oder, warum bleibst du es, bei solchen Gesinnungen, und lässest dich besolden? — Bist du nicht

ein

ein Betrüger des Staats und deiner Gemeinde? —

Wir kommen nun zur Recenſion der Beurtheilung der vertrauten Briefe, die dieſen Mann zum Verfaſſer hat. Aber — was ſollen wir recenſiren, da wir in ſeiner Charteke keine Beweiſe, keine gründlichen Unterſuchungen — vielmehr bloß ein nicht zuſammenhängendes Gewäſche, ein Gewebe von boshaften Sophiſtereien, und offenbare Läſterungen finden; — Es iſt ihm gar nicht darum zu thun, den Verfaſſer der vertrauten Briefe gründlich zu widerlegen, ſondern er ſucht einige nicht genung beſtimmte Redensarten auf, ſtellt ſie recht gefliſſentlich boshaft unter einen ſchiefen Geſichtspunct, und macht ihn lächerlich. Wenn man ſo mit Schriftſtellern verfahren will, wo iſt da der gründlichſte Gelehrte, dem nicht in ſeiner Schrift bisweilen eine unbeſtimmte Redensart entfahren wäre, und den man nicht, durch Laune und boshaften Witz lächerlich machen könnte? —

Da der Verfaſſer der vertrauten Briefe wie ſchon geſagt, in ſeinem fünften Brief, das rechtmäſige Anſehn des geiſtlichen Standes zu vertheidigen ſucht, ſo veranlaßt dieſes den Verfaſſer der Beurtheilung, in ſeiner Schrift von S. 17. bis 32. alles wider den geiſtlichen Stand auszuſprudeln, was nur iemahls der

ſchmäh-

ſchmähſüchtigſte Läſterer deſſelben hat ſagen können.

Wie ſeicht aber ſein Geſchwätz ſei, und in was für einer hämiſchſatyriſchen Sprache, er von den Geiſtlichen, und von Sachen, die zur Religion gehören, rede, wollen wir den Leſern aus einigen Aeuſerungen deſſelben zeigen. S. 13. heiſt es:

„Aber auch ihr Eigennutz (der Geiſtlichen) verſpielt nichts dabei. Der Handel, welchen die Geiſtlichen, mit den unſichtbaren Gnaden und Gütern des Himmels treiben, iſt der allerſicherſte und vortheilhafteſte Activhandel in der Welt. Denn man erwäge, die Waare (welche Läſterung iſt das!) die ſie verkaufen, haben ſie umſonſt. Das Magazin derſelben iſt unerſchöpflich, und immer bei der Hand. Keine Transportkoſten, keine Accis- und Zollgebühren — kein Verlohrengehn der Verkaufsgüter, welche die Geiſtlichen feil haben — nichts von dem allen findet bei dieſem Handel mit himmliſchen Gütern ſtatt, und erſchwert denſelben von Seiten der Geiſtlichen. Hier kommt alles bloß auf guten Abſatz, und auf die Menge der Kaufluſtigen an. Je öfter es z. E. die Leute für nöthig halten, ihrem Beichtvater ihre Sünde vorzulegen, ſich über die Defecte derſelben quittiren, und ihre kirchli-

ch-

che Anweisung auf die künftigen Glückseligkeiten des Himmels von neuem bestättigen zu lassen: desto besser für die Tasche des Geistlichen, dem die Qvittungs- und Confirmationsgebühren zufliesen. — — — —

Und wenn auch schon durch die Reformations-revolution viele Canäle, auf welchen der katholischen Geistlichkeit die Silberflotten zusegeln, für die protestantische Geistlichkeit gesperrt sind; z. E. der Glaube an die Gnadenbilder, an die Reliqvien — an die Seelenmessen: so ist den letztern — dadurch freilich wohl der Tauschhandel mit den unsichtbaren Gütern des Himmels, gegen die sichtbaren Gütern der Erde sehr verkümmert und eingeschränkt, aber damit doch nicht gänzlich, und überall genommen und abgeschnitten. Der protestantische Geistliche, dem es nur glückt, in seiner Gemeinde viel andächtige, gläubige, und gnadenhungrige Seelen, sich anzuschaffen, und der die Kunst versteht, sie in diesem Gnadenhunger zu erhalten, der wird immer noch, selbst und für seine Person, mit der Gefahr des leiblichen Verhungerns, unendlich weit auseinander bleiben."

In diesem Ton fährt der Verfasser bis S. 32. fort, die Geistlichen und deren Stand überhaupt zu lästern. Er macht es aber so grob,

grob, wie aus der ietzt angeführten Stelle sattsam erhellet, und bezeigt sich, durch sein Geschwätz, als einen so boshaften Gegner, daß wir versichert sind, er werde keinen Leser wider den geistlichen Stand aufbringen, der noch vernünftig denken kann, und ein redliches rechtschaffenes Herz hat, und der da weiß, daß ein Stand, um mancher Unwürdigen willen, die man in demselben antrift, nicht an sich, und überhaupt gleich ganz verwerflich sei.

Das Geschwätz des Verfassers ist bisweilen so fade und unrichtig, daß er sich schämen sollte, so etwas vorzubringen. Ein Beispiel seines ganz dummen Raisonnements findet sich in seinen Aeuserungen über die bequeme und sichere Lage des geistlichen Standes von S. 19. bis 22. Er sagt unter andern folgendes:

„Man bedenke: zu den wesentlichen Verrichtungen des Geistlichen als Geistlichen, zu den Geschäften, die seine heiligsten Amtsverrichtungen genennet werden, wird nicht das mindeste Talent erfordert.“ —

Und nun höre lieber Leser, nur einmahl, wie unvergleichlich, bündig, und überzeugend er dieses beweißt. — Man muß über die Bosheit und Dummheit des Mannes erstaunen, wenn er folgendes sagt:

„Der aller einfältigste Mensch, wird doch

z. E. einem Kinde, eine Hand voll Wasser über den Kopf giesen; oder einem Erwachsenen einen Becher vor den Mund halten; ein Stückchen Brod hineinstecken; und ein paar Worte dabei herplappern, oder vorlesen können, die ihm als ein festgesetztes Formular schon vorgeschrieben sind.“ — — —

Einfältiger Tropf! — wer hat denn noch iemals behauptet, daß zu solchen Handlungen, die ein Geistlicher verrichtet, Talent erfordert werde? — Gewis keine vernünftige Christenseele. Aber hat denn nicht ieder Stand solche Verrichtungen, zu denen eben kein Talent erfordert wird? Kann nun ein vernünftiger Mensch daraus den Schluß machen, zum ganzen Stand, und allen übrigen Verrichtungen in demselben gehöre kein Talent? — So hat der Minister und Staatsmann Verrichtungen, die sein Stand von ihm fordert, dazu nicht das mindeste Talent gehört, so auch der Held und Kriegsmann. Ich will in Ansehung des letztern z. E. nur dieses anführen: gehört bei einem General dazu wohl Talent, wenn er den Degen aus der Scheide zieht, da er kommandirt, oder vom Pferde herabsteigt, und sich wieder auf dasselbe setzt — oder wenn er das Gewehr präsentiren läßt? — Und doch sind das Verrichtungen, die sein Stand von ihm fordert.

Folgt nun aber daraus: also gehört nicht

das

das mindeste Talent dazu, ein Feldherr und General zu seyn? —

Aber nun geht der Verfasser in seinem Beweiß weiter, und kommt S. 20. auf den Unterricht, den die Geistlichen vermöge ihres Amts geben, und behauptet, daß auch dazu kein Talent gehöre:

„Und was den Unterricht betrift, heist es, so sind ia die Religionslehren bekannter maassen göttliche Wahrheiten, die über die menschliche Vernunft gehen! Mithin kann alles prüfen und untersuchen, alles eigene Nachdenken und Anstrengung seiner Verstandskräfte, bei dem Vortrage seiner Lehren ganz füglich entbehrt werden. Ja der Religionslehrer soll und darf, nach der Regel, nicht prüfen, weil es wider den Respect läuft, den man göttlichen Wahrheiten schuldig ist, wenn man sie vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen wollte. u. s. w.“

S. 21. „Folglich, sage ich, kann der Geistliche, alles eigene Nachdenken erspahren. Er darf nur — seinen Catechismus treu bleiben, und sich angewöhnen, über diese Catechismuslehren, eine halbe Stunde lang, eben so unverständlich, als sie selbst sind, schwatzen zu können, so steht er seinem Beruf würdig vor. — — —“

„Ich sage es noch einmahl, um ein Geist-

licher zu seyn, wird nicht das mindeste Talent erfordert. Der allerungeschickteste Stümper, der allereinfältigste Tropf kann diesen Beruf erfüllen."

Hörts alle, die ihr bisher den öffentlichen Unterricht in der christlichen Religion, den Geistliche zu besorgen haben, für ein Werk ausgegeben, darzu Geschicklichkeit Gaben und Talente erfordert werden, wenn er zweckmäsig geschehen soll — hörts alle, die ihr von der Kunst zu predigen und zu catechisiren geschrieben — ihr habt euch, nach der Behauptung des Verfassers geirret, habt der Welt eine Unwahrheit gesagt, und sie hintergangen. Sist gar keine Kunst öffentlichen Unterricht in der christlichen Religion zu geben, oder zu predigen. Der allereinfältigste Tropf kann diesen Beruf erfüllen. Und wer sagt das? — Der hochberühmte und einsichtsvolle Verfasser des Versuchs einer Sittenlehre für alle Menschen, in gegenwärtiger elenden Charteke.

Thun wir ihm wohl zu viel, wenn wir ihn nach diesen seinen Aeuserungen, entweder für höchst boshaft, oder unwissend halten.

Im letzten Fall, empfehlen wir ihm nur Fordicens Theodor, oder Kunst zu predigen zu lesen, damit er überzeugt werde, was für Geschicklichkeit und Talent zu einem Geistlichen erfordert werde.

Um das nun zu beweisen, daß zur Führung eines

eines geiſtlichen Amts, nicht das mindeſte Talent gehöre, beruft er ſich auf Erfahrung.

„Ich kenne, ſagt er, noch lebende und im vollem Amte ſtehende Geiſtliche, die bei Austheilung der natürlichen Verſtandskräfte, äuſerſt arm davon gekommen ſind. — — — und doch iſt ein ſolcher Geiſtlicher, Lehrer ſeiner Gemeinde.“

Aber was folgt aus dieſer Erfahrung? Doch weiter nichts, als, daß es im geiſtlichen Stande natürlich manche ſchlechte und untüchtige Subiecte giebt, die ihrem Amte nicht würdig vorſtehen. Das hat ia noch niemand geläugnet. — Gilt aber nun der Schluß: weil es hie und da untüchtige Geiſtliche giebt, ſo gehört überhaupt zur Führung des geiſtlichen Amts gar keine Geſchicklichkeit? — — Wo mag der Verfaſſer ſeine Logik gelernt haben!

Eben ſo würde man ja von der Untüchtigkeit und Ungeſchicklichkeit vieler Subiecte in andern Ständen ſchlieſen müſſen: es gehöre zu ihren Poſten keine Geſchicklichkeit und Talent.

Um das lächerliche und abſurde in der Behauptung des Verfaſſers zu zeigen, wollen wir in ſeinem Tone einige andere Stände herabwürdigen.

„Ich kenne noch lebende und im vollen Dienſte ſtehende Generale, die bei Austheilung ihrer Verſtandskräfte ſehr arm davon gekommen ſind — und doch iſt ein ſolcher ein Ge-

neral, und der Commandeur eines Corps! — Ferner: Ich kenne noch lebende und im vollen Amte stehende Regierungsräthe, die bei Austheilung ihrer Verstandskräfte äuserst armseelig davon gekommen sind — und doch ist ein solcher ein Regierungsrath, und das Mitglied einer Landesregierung."

Wer wollte nun von einigen schlechten und untüchtigen Generalen den Schluß machen, es gehöre überhaupt zu den Posten eines Generals kein Talent und Geschicklichkeit! — Und wer wollte von einigen unwissenden Regierungsräthen, schliesen: also gehört nicht das mindeste Talent, zu einem Regierungsrath! —

Auf S. 32. fängt er nun erstlich an, die vertrauten Briefe — zu beurtheilen, nennt

„sie überhaupt ein sinnliches fanatisches Geschwätz, das die lächerlichsten Absurditäten enthalte, und dergleichen ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen. Er wundert sich dahero, wie sich doch manche verständige Männer davon hätten können einnehmen, und bethören lassen, es für eine vortrefliche Schrift zu halten.

Es wäre nicht von ihm zu erwarten, daß er die vertrauten Briefe — vom Anfang bis zu Ende durchgehe — behüte der Himmel, sagt er S. 33. so viel habe ich noch nicht in der Welt gesündiget, daß ich mich einer solchen Pönitenz unterziehen dürfte."

Er

Er machts hier, wie alle, die eine gute Schrift gefliſſentlich herabwürdigen und lächerlich machen wollen. Man macht ſich nemlich nicht an das ganze, weil man weiß, daß man nicht fortkommen, und die Schrift nicht durchgängig tadeln und verwerfen kann, ſondern ſucht hier und da etwa eine Stelle auf, wo der Verfaſſer ſich nicht genung beſtimmt ausdrückte, und etwa einige Blöſſe zeigte. Ueber ſolche Stellen fällt man nun her, und würgt den Verfaſſer, ſchmäht und ſchimpft, und verwirft die ganze Schrift, als ein unwürdiges Product. Heiſt das aber ehrlich und redlich mit einem Buch verfahren? Auf dieſe Art getrauen wir uns die beſte Schrift in der Welt zu Schande zu machen. Denn, wie wir ſchon oben geſagt haben, wo iſt der gelehrteſte und vollkommenſte Verfaſſer, der ſich nicht bisweilen etwas unbeſtimmt ausdrücke, und nicht etwa hie und da in ſeiner Schrift, den boshaften Witzling Veranlaſſung zum Tadel gebe? —

So unredlich verfährt der Verfaſſer, in ſeiner Beurtheilung der vertrauten Briefe. Aus einer Stelle, die einige nicht genung beſtimmte Aeuſerungen enthält, macht er Folgerungen, dafür man ſich entſetzen muß, und an die der Verfaſſer der vertrauten Briefe gewis gar nicht gedacht hat. Er verdreht ihm, wie man zu ſagen pflegt, die Worte im Munde.

Zum Beweiß, wollen wir eine Stelle aus

den vertrauten Briefen herſetzen, über die der Verfaſſer ſo viel Lärm macht, und aus welcher er ſehr boshafte und ungegründete Schlüſſe, wider den Verfaſſer derſelben zieht. Der Verfaſſer der vertrauten Briefe ſchreibt an ſeinen Cammerherrn folgendes:

„Sie hatten wohl recht, in dem, was ſie mir in einer unſerer letzten Unterredung ſagten, daß ſie inſonderheit etwas Unleidliches und Empörendes in der ſo ſehr gemeinen Unentſchiedenheit fänden; die ſie, was dieſe Sache, (der Religion) betrift, unter den Leuten von einer gewiſſen Claſſe der Welt herrſchen ſähen. Wir müſſen mit einer Menge von Menſchen umgehen, deren würkliche Geſinnungen in Anſehung der Religion, wir gar nicht ausfündig zu machen wiſſen, die unmöglich alle, auf einer durchaus gleichen Stufe des Glaubens und des Unglaubens ſtehen, die ſich aber dennoch, bei aller der vermuthlichen mannichfaltigen Abſtufung, ihrer hieher gehörigen Denkungsart das Wort gegeben zu haben ſcheinen, daß ſie ſich ia keinen Unterſchied dabei in ihren Aeuſerungen und Bezeugungen wollen merken laſſen. Von dem entſchloſſenen Verläugner der Gottheit an, bis auf denienigen, den vielleicht nie in ſeinem Leben irgend ein Zweifel gegen die geringſte Lehre ſeines Catechismus auf einen Augenblick beunruhiget hat, iſt beinahe über-

all

all gleichförmiger Ton des Umgangs, einerlei sorgfältige Verhehlung, wie man über diesen Gegenstand denke, und empfinde; — — ohne daß einer von dem andern weiß, oder zu wissen begehrt, oder in seiner Werthschätzung das geringste verändert, ob derselbe an Gott glaube oder nicht. Dabei mich des Unmuths zu erwehren, wird mir in der That nicht leicht.“

Dis ist nun die Stelle aus den vertrauten Briefen, die der Verfasser, der Beurtheilung so hämisch anfällt, und weswegen er den Herausgeber gedachter Briefe

a) erstlich der Intoleranz, und des abscheulichsten Verfolgungsgeistes beschuldigt. Er vergleicht ihn mit dem Pater Thomas Aqvin Jost, der bekannter maasen im Bayerischen 1779. der Obrigkeit den Vorschlag that, zur Hemmung der Freigeisterei und gottlosen Toleranz, eine gelinde aber väterlich scharfe Inquisition einzuführen. Und woraus schließt er den Verfolgungsgeist des Verfassers der vertrauten Briefe? daraus, daß letzterer sagt, er könne sich bei der so sichtbaren Gleichgültigkeit in der Religion des Unmuths nicht entwehren. Ist denn aber ein redlicher Christ, der in seinem Herzen darüber misvergnügt ist, daß es so viel Ungläubige und Freigeister giebt, schon deswegen ein Verfolger

derſelben? Kann man mit guten Gewiſſen von demſelben ſchon behaupten, er wolle eine Inquiſition eingeführt wiſſen? —

Iſt das nicht offenbar zu viel geſchloſſen? Heißt das: den Worten unſers Nächſten eine gute Deutung geben — welches man als ein redlicher Mann doch ſo lange ſchuldig iſt, ſo lange ſie einer beſſern Interpretation fähig ſind? —

b) zweitens ſoll der Verfaſſer der vertrauten Briefe gar keine Menſchenliebe haben, ſondern wünſchen, daß der Glaubige und Unglaubige ſich beſtändig einander chikaniren, der Chriſt mit dem Freigeiſt nicht umgehen, und Gemeinſchaft haben ſoll. —

Als wenn das wider die chriſtliche Liebe wäre, wenn der Chriſt, den Gotteslästerer und Unglaubigen, nicht ſo hoch und werth ſchätzt, als den rechtſchaffenen Verehrer der chriſtlichen Religion? — Als wenn das wider die chriſtliche Liebe wäre, wenn der Chriſt, in Anſehung des familiären Umgangs mit Unglaubigen, Freigeiſtern und Gotteslästerern, behutſam iſt, wo möglich ihre Geſellſchaft vermeidet, theils, um nicht von dem ſchleichenden Gift angeſteckt zu werden, theils, um nicht den ſchwachen zu ärgern, der da denken und ſagen möchte: Gleich und gleich geſellt ſich gern? —

So

So müßte ſelbſt Jeſus wider ſeine eigene Grundſätze der Menſchenliebe gehandelt haben, wenn er ſeine Jünger für den Umgang mit Irrlehrern warnt: **Sehet euch für, für den falſchen Propheten.** So mußte der Apoſtel Johannes wider die Grundſätze der chriſtlichen Menſchenliebe in den Worten reden: **Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern.** Und der Apoſtel Paulus, der doch ſo oft von der chriſtlichen Menſchenliebe redet, ſo ſehr darauf dringt, muß wider ſich ſelbſt in den Worten geredet haben: **einen ketzeriſchen Menſchen meide.** — -- —

Wir wollen die übrigen Vorwürffe, die der Verfaſſer den vertrauten Briefen macht, nicht anführen. Sie ſind von gleichen Gepräge, wie die, die wir ſchon gerügt haben. Er verfährt überall als ein Sophiſt, und ſtellt gefliſſentlich die Worte und Redensarten unter einen ſchiefen Geſichtspunct, um lächerliche Folgerungen machen zu können. Das iſt bei einer Anlage zu etwas Witz und Laune, ſehr leicht, verräth aber ein unredliches und böſes Herz.

Des hämiſchen Ausfalls auf den beliebten und gelehrten Herrn Prediger Zöllner in Berlin, wollen wir doch noch gedenken. Der Verfaſſer der Beurtheilung iſt böſe auf gedachten Herrn Zöllner, daß er in dem fünften Theile ſeines Leſebuchs, die vertrauten Briefe aus allen

Kräf-

Kräften gelobet hat, und sucht ihn nun, nach seiner Art, öffentlich lächerlich zu machen. Und wie? — Er giebt vor, Herr Zöllner habe die Correspondenz mit dem Baron von D·· nur erdichtet, und wolle sich damit ein Ansehn vor der Welt geben. — Ferner, will er aus einigen Sätzen des Herrn Zöllners, die er aus dem Zusammenhange herausreißt, beweisen, er habe sich widersprochen.

Es ist aber gar keine Kunst, auch dem gelehrtesten und gründlichsten Schriftsteller Widersprüche in seinen Schriften zu zeigen, wenn man so unredlich mit ihm verfahren will. Denn man darf nur hie und da einen Satz ausheben, und ihn mit einem andern, ebenfalls aus dem Zusammenhange herausgerissenen zusammenstellen, so ist freilich Widerspruch da.

Endlich tritt. S. 131. Der Verfasser wie ein Goliath auf, und fordert den Herrn Zöllner — ja alle Gottesgelehrte, so viel ihrer sind, heraus:

„Sie sollen seinen, und seiner Consorten Religionsunglauben, umstossen, wenn sie es im Stande sind.“ — —

Er spricht ihnen aber vorläufig den Sieg ab:

„Und wenn sie alle Kräfte ihres Verstandes aufböten, und alle Seegel ihrer Gottesgelehr-

lehrſamkeit auffſpannten, — ſo ſollten ſie nicht zu ihren Zweck gelangen. —

„Wenn ſie ihn ia ſollten von ſeinem Irthum überzeugen, ſo wolle er unter freyen Himmel, und vor den Augen eines ieden, der zuſehen wolle, in Sack und in der Aſche, über ſein Unrecht Buſſe thun. “ —

Wir glauben nicht, daß Herr Zöllner, ſich auf dieſe großſprecheriſche Herausforderung, dieſes Goliaths, ins Feld ſtellen werde; ohngeachtet, wir es ihm zutrauen, daß er mit ſeiner Schleuder dieſen Prahler darniederlegen könnte.

Wir rathen es ihm auch nicht. Der gründlichſte und ernſthafteſte Gottesgelehrte hat wenig Ehre davon, ſich mit dieſem unglaubigen Volk abzugeben. Sie halten nicht Stand — laſſen ſich nicht auf Grundſätze ein, ob ſie ſchon viel davon ſchwatzen. — Eine ordentliche Bataille kann man mit ihnen nicht liefern —— es ſind Huſſaren. — —

Aus dieſem Grunde ſind ihre Angriffe auch ſo fürchterlich nicht — zum wenigſten, doch niemahls entſcheidend.

VI.

Der hohe Werth reiner Familienfreuden. Eine Predigt von M. Friedrich Traugott Wettengel, Fürstl. Reuß-Pl. Hofprediger und Director des Waisenhauses zu Greiz. Greiz, gedruckt bei Carl Heinrich Henning, 1786.

* * *

Diese Predigt kam uns von Ohngefähr in die Hände, und da wir bei Durchlesung derselben, sie für unser Journal qvalificirt fanden, setzten wir uns vor, dieselbe, nach unserm besten Wissen und Gewissen, und mit der strengsten Wahrheitsliebe zu beurtheilen. Von Person kennen wir dem Herrn Hofprediger nicht, wohl aber aus seinen sonst schon herausgegebenen Predigten und Erbauungsschriften. Er hat uns auch niemahls, weder directe noch indirecte beleidiget. Wenn wir dahero gegenwärtige Predigt, genau und scharf beurtheilen, so geschicht es aus keinem andern Grunde, als die Absicht unsers Instituts zu erfüllen, und den Herrn Hofprediger zu veranlassen, seinen künftigen Predigten mehr Vollkommenheit zu geben,

geben, die Fehler, die wir bei gegenwärtiger rügen, zu vermeiden, damit er der Gnade ſeines Fürſten und der Liebe ſeiner Zuhörer immer würdiger werden möge.

Er hat dieſe Predigt, wie er ſelbſt ſagt, zum Andenken der hohen Vermählung des Durchlauchtigſten Erbprinzen, Herrn Heinrich des Dreizehnten, mit der Durchlauchtigen Prinzeſſin, Wilhelminen Louiſen, Fürſtin zu Naſſau Weilburg, gehalten. Es läßt ſich dahero vermuthen, der Herr Hofprediger, werde bei einer ſo feyerlichen Gelegenheit, alle ſeine Kräfte und möglichſte Geſchicklichkeit auf die Ausarbeitung ſeiner Predigt verwendet haben, um den Beifall ſeiner Zuhörer zu erhalten. Man erwartet bei ſolchen Fällen von Predigern immer ein Meiſterſtück. Und wir erwarteten es auch hier von Herrn Wettengel. Deſto mehr haben wir uns wundern müſſen, daß uns der Herr Hofprediger in unſerer Erwartung getäuſchet hat.

Ueberhaupt finden wir in ſeiner Predigt nicht, den ſo beliebten ſimplen und hertzlichen Predigerton, ſondern eine geſpannte und geſuchte Beredſamkeit, wobei man deutlich die Mühe gewahr wird, die es dem Herrn Verfaſſer gekoſtet, aus dieſem und jenem Garten Blumen zu pflücken und zuſammen zu tragen, um ſie auf ſeinen Grund und Boden zu pflanzen. Daß der H. H. zu dem Ende eine gewiſſe Lieblings-

lectüre

lectüre habe, ist bei seiner Predigt unverkennbar. —

Um aber seine Predigt richtig und wahr zubeurtheilen, halten wir vor nöthig, folgendes vorauszusetzen. 1) Eine gute Predigt muß richtig disponirt. 2) Der Stil in derselben muß durchgängig deutlich und populair. — 3) Die Begriffe in derselben müssen richtig bestimmt, wohl geordnet, und gehörig auseinander gesetzt seyn.

Ob gegenwärtige Predigt, die angegebenen Eigenschaften habe, wollen wir nun gehörig untersuchen.

Er stellt über die Worte, aus 2. Sam. 7, 18. Wer bin ich und mein Hauß: daß Du mich bis hieher gebracht hast — vor

Den hohen Werth reiner Familienfreuden

1. die wichtigen Ursachen
2. die vortrefflichen Eigenschaften
3. die kostbaren Wirkungen.

Wider die Wahl des Textes ließe sich dieses einwenden, daß er sich, genau zu reden, gar nicht zu diesen Thema schicke; weil darinnen nicht von dem Werth der Familienfreuden, sondern von den demüthigen und dankbaren Empfindungen Davids, bei der sichtbaren väterlichen Vorsorge Gottes für das Glück seines Hauses, die Rede sei. Da es inzwischen heut zu Tage einmal Mode ist, daß man biblische Texte, bloß

bloß als Motto über die Predigten ſetzt, ſo wollen wir das nicht rügen; ob wir es ſchon, nach unſern Gedanken für einen Fehler halten, wenn man aus einem bibliſchen Text einen Satz vorſtellt, der eigentlich darinnen nicht liegt.

Aber deſto mehr iſt uns dieſes aufgefallen, daß der Herr Hofprediger, nicht richtig diſponirt hat. Er macht wider die Regeln einer geſunden Logik und Homiletik mehr Theile, als im Hauptſatz liegen. Den erſten Theil von den wichtigen Urſachen, konnte kein denkender Zuhörer erwarten. Er hätte ſeinen Satz ſo diſponiren ſollen:

1. Wie müſſen Familienfreuden beſchaffen ſeyn, wenn ſie einen Werth haben ſollen.

2. Worinne ihr Werth beſtehe.

Und da hätte er im erſten Theile das ſagen können: Sie müſſen 1) aus rechtmäſigen Urſachen entſtehen 2) die rechten Eigenſchaften haben.

Konnte Herr Wettengel ja nicht aus eigener Kraft auf dieſe natürliche, ungezwungene und richtige Eintheilung kommen, ſo hätte er nur einen philoſophiſchen Kopf, z. E. nur den Herrn Zollikofer um Rath fragen ſollen, deſſen Predigten über die Würde des Menſchen,

und den Werth der vornehmsten Din
ge, die zur menschlichen Glückseeligkeit
gehören — er doch vermuthlich besitzt; se
würde er aus der 20sten und 25sten Predig
haben sehen können, wie er seinen Satz rich
tig dispeniren müsse. Herr Zollikofer stell
in der ersten Predigt vor: Den Werth der
geselligen Lebens, und theilt seinen Satz so
1) wie muß das gesellige Leben beschaffen seyn,
wenn es einen Werth haben soll. 2) worin
ne besteht der Werth desselben. In der andern
Predigt trägt er den Hauptsatz vor: den
Werth des häußlichen Glücks, und macht
ebenfalls hier wieder die natürliche und logisch
richtige Eintheilung: 1) wie muß das häuß
liche Glück beschaffen seyn, wenn es einen
Werth haben soll 2) worinne besteht der
Werth desselben.

Es kommt uns überhaupt so vor, als wenn
diese Zollikoferische Predigten, den Herrn
Hofprediger angeregt, und bei Erfindung sei
nes Hauptsatzes in gegenwärtiger Predigt, ge
leitet hätten. Wenn das wäre, so wunderten
wir uns desto mehr, daß er die richtige Ein=
theilung des Satzes nachzuahmen vergessen.

Zu einer guten Predigt gehört ferner: daß
ein deutlicher und populairer Stil in der=
selben angetroffen werde. Man hat beson=
ders in diesem Jahrzehend häufig von Popula=
rität

rität geredet und geschrieben, und doch findet man wenig Predigten recht populair. Oft wurden in gangbaren guten Journalen Predigtsammlungen als populair gepriesen, und da wir sie uns kommen liesen, erstaunten wir, daß wir sie fürs Volk, und ungebildete Leser zu hoch und unverständlich fanden.

Man unterscheidet immer nicht popularitatem rei und periodi et dictionis. Daher es denn kommt, daß manche Predigt für populair gehalten wird, wenn sie nur popularitatem rei hat. Das ist aber falsch, sie muß auch popularitatem periodi et dictionis haben, wenn sie für alle Leser und Zuhörer durchgängig verständlich und nützlich seyn soll.

Man trage einer Gemeine die abstracten Gründe für die Unsterblichkeit der Seele in einer Predigt, in dem deutlichsten Volkston vor, so ist es doch keine populaire Predigt, weil sie zwar wohl popularitatem dictionis, aber nicht rei hat.

Hüllt man aber deutliche Wahrheiten in einen rednerischen Bombast ein, und bedient sich schwülstiger Redensarten und unverständlicher Wörter, so fehlt popularitas periodi et dictionis. Diese leztere aber erfordert, daß man ganz kurze Perioden mache, so wie im gemeinen Leben bei Gesprächen geschieht, und nur solche Redensarten und Worte gebraucht, die

von allen Zuhörern durchgängig können verstanden werden.

An dieser letztern, nemlich der popularitate periodi et dictionis fehlt es nun gröſztentheils in gegenwärtiger Predigt des Herrn **Wettengele**. Die Entschuldigung, daß er sie vor Fürstl. Zuhörern gehalten, von deren hohen und gebildeten Einsichten er habe erwarten können, daß ihnen seine Predigt werde verständlich seyn — gilt hier gar nicht. Denn die Fürstlichen Personen waren doch vermuthlich nicht allein seine Zuhörer, sondern es war auch, die Fürstl. Dienerschaft zugegen, die, wie bekannt, auch an dem gröſten Hofe, nicht bloß aus Ministern, Räthen und Officiers, sondern auch aus geringen Bedienten, Stall- und Reitknechten, gemeinen Knechten und Mägden besteht, und welche letztere immer an einem Hofe die gröſsere Zahl ausmachen, und wegen ihrer gemeiniglich schlechten Bildung, und Einsichten, zur niedrigen Volksklasse gehören.

Sollen diese nicht auch unterrichtet, gerührt, und zur Besserung erweckt und gebracht werden? — Und ist es nicht vorzüglich Pflicht eines gewissenhaften Hofpredigers in seinen Vorträgen auf diese ungebildetete Klasse seiner Zuhörer zu sehen, und ihre Erbauung und Besserung zu bewürken? —

Wie

Wie kann das aber durch einen rednerisch schwülstigen Periodenbau — und durch einen Vortrag, der von Interrogationen, häufigen Zwischensätzen, Antithesen, Metaphern, und ungewöhnlichen Redensarten und Worten strotzt, geschehen?

Gewis war der Herr Hofprediger, an dem festlichen Tage, woran er diese Predigt hielt, in Ansehung einer gewissen Klasse seiner Zuhörer, bloß ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Zum Beweiß, daß die Vorwürfe, die wir dieser Predigt machen, nicht Verläumdungen und Unwahrheiten sind, wollen wir einige Stellen ausheben. S. 29. heist es:

„Wollen wir aber, meine Theuren! diesen hohen Werth reiner Familienfreuden deutlich einsehen, richtig schätzen, würdig geniesen: so darf keine, aus längerm Umgang, oder aus einer gefliſſentlichen Aufsuchung und Vergrösserung der Fehler anderer entstandene Gleichgültigkeit und Geringeschätzung, keine geheime Gehäßigkeit, keine eigennützige Liebe, keine romantische Empfindelei *), keine niederträchtige Eifersucht, keine strafbare Untreue, keine neidische, falsche Freundschaft unsere Verbindungen beherrschen; so muß ein

*) Was mögen bei diesen Ausdrücken die geringern fürstlichen Bedienten wohl gedacht haben? —

redliches, liebevolles, empfindsames, theilnehmendes *) frommes Herz in uns schlagen; so müssen wir uns bestreben, unsere Geliebten wahrhaftig glücklich zu machen, aber diese unsere Bestrebungen nicht bloß auf ihr Erdenglück, welches mitten in seiner Vollkommenheit so unvollkommen, und von unsern ewigen Heil nur der erste, kleinste Theil ist, einschränken, sondern sie in die Ewigkeiten hinauf ausdehnen **) —.

Auf S. 19. und 20. drückt sich der H. Hofprediger über die Eigenschaften der reinen Familienfreuden so aus:

„Doch die vortreflichen Eigenschaften dieser Freuden erhöhen ihren Werth noch mehr; Eigenschaften, welche ihr vor vielen andern Freuden die entscheidendsten Vorzüge gewähren. Sie ist eine geistige, eine Seelenfreude, frohe Ergiessung einer tief empfundenen, durch Gottes Liebe veredelten gegenseitigen Liebe; einer Liebe, die sich weit über bloß sinnliche Triebe und Empfindungen erhebt. Sie, diese Freu-

*) Wer wird denn den Zuhörer mit so vielen Beiwörtern überschwemmen? Auch der aufgeklärte Zuhörer wird dadurch nur beschwert, und ist nicht im Stande, allezeit mit dem Redner fortzudenken.

**) Das ist Galimathias.

Freude hat zwar auch etwas ſinnliches; ſie faßt weit mehr in ſich, was mit körperlichen Sinnen nicht empfunden werden kann. Sie iſt mehr Freude des Verſtandes und Herzens, als der Sinnlichkeit. *) Sie durchdringt, ſie ſtärkt, ſie erquickt, ſie ſättigt unſern Geiſt, den bloß ſinnliche Vergnügungen nur täuſchen, ſo oft nur betäuben, ſo oft ſchwächen und leer laſſen. Empfindet dein Geiſt nicht weit mehr angenehmes in dem Genuſſe reiner ehelichen Liebe, als in dem Genuſſe einer auſſer ehelichen unreinen Liebe? **) Empfindet er nicht weit mehr angenehmes in dem Beifall deiner Eltern, als in den lauteſten Lobeserhebungen fremder Schmeichler? Denkt, empfindet dein Herz nicht weit mehr angenehmes in dem kleinen Kreiſe deiner Geliebten, als bei den köſtlichſten Mahlzeiten, bei den rauſchendſten Luſtbarkeiten?

Eine innige Freude iſt Familienfreude, ob ſie gleich Stufen hat. Weit unterſchieden von Empfindeley, berührt ſie nicht bloß die allzuempfindſame Oberfläche des Herzens, ſondern erfüllt

*) zu abſtract und viel zu ſubtil für Zuhörer.

**) wahrhaftig eine ſonderbare Gewiſſensfrage an das Auditorium des Herrn Wettengels! —

füllt unſer Innerſtes, erfüllt es mit ſtillen, tief eindringenden ſüſſen Gefühlen *) u. ſ. w.“

Bisweilen ermüdet Herr Wettengel ſeine Zuhörer mit lauter Interrogationen.

So enthält z. E. das Exordium zu dieſer Predigt nicht einen einzigen ſchlichten Satz, ſondern 9 Interrogationen, die noch überdies mit lauter Zwiſchenſätzen und Beiwörtern ausgefüllt ſind, welche offenbar die Sachen noch mehr verdunkeln.

Auch ſcheint der H. V. an manchen Orten die Begriffe verwirret zu haben, welches wider die oben angegebene dritte Eigenſchaft einer guten Predigt iſt. Es fehlt ihm bisweilen an philoſophiſchen Scharfſinn, denn ſonſt würde er gewis nicht, im andern Theil, bei Abhandlung der Eigenſchafften der Familienfreuden, nachdem er ſie ſchon für Seelenfreuden ausgegeben, ſie auch noch in einer andern Abtheilung als innige Freuden betrachtet haben. Seelenfreuden und innige Freuden ſind Synonima, und eines kann für das andere geſetzt werden.

End-

*) Gewis fühlten die meiſten Zuhörer bei dieſer Stelle gar nichts.

Endlich wollen wir zum Beweiß, wie schwülstig die Beredsamkeit des H. Hofpredigers sei, noch einige Redensarten, die er in dieser Predigt hin und wieder gebraucht, und von welchen wir glauben, daß sie ganz wider die Popularität sind, ausheben:

S. 19. frohe Ergiesung einer tiefempfundenen Liebe — S. 20. Die allzuempfindsame Oberfläche des Herzens — S. 24. Sie treibt die Geistesfähigkeit zur schnellern Entwicklung — S. 13. eingeschränktesten Wirkungskreise — S. 26. — als daß er sich den süssen Genuß, durch bange Ahndungen blosser Möglichkeiten, welche etwa in dem Hinterhalt der Zukunft auf ihn lauren, verbittern wollte — S. 13. Die Krone der Gerechtigkeit, welche dem Tugendreichen Glauben, durch die Nacht des Grabes, göttlichschön entgegenglänzt. — sapienti sat.

Da der Herr Hofprediger, dem Rufe nach, viel äuserliche Kanzelgaben oder die so genannte körperliche Beredsamkeit besitzen soll, so ist es Schade, daß er sich zu einer, der Kanzel so unanständigen, und zweckwidrigen Beredsamkeit, vielleicht durch eine Lieblingslectüre, und nicht nachzuahmende Beispiele, verleiten läßt. Wenn er sich entschliesen wollte, künftig bei

Ausarbeitung seiner Predigten, diese Art Beredsamkeit zu meiden, und sie als eine ψευδώνυμον γνῶσιν zu fliehen, mehr auf einen gemeinfaßlichen und populairen Stil, auf deutlichere und bestimmtere Entwicklung der Begriffe zu sehen, so würde er ungemein viel Nutzen stiften, und weit mehr Frucht von seinen Amtsarbeiten haben — d. i. auch den ungebildeten und gemeinen Zuhörer erwecken, rühren, erbauen und bessern.

Wir können nicht umhin, eine Stelle aus dem unvergleichlichem Buche, **Briefe zur Bildung des Landpredigers**, herzusetzen. Sie steht. S. 56. 57. und lautet also:

„Diejenigen, welche noch ietzt Unsinn von der Kanzel posaunen, werden endlich auch noch klug werden, und sich durch den Gedanken der **grösten Verantwortung** abschrecken lassen, die ihnen deswegen bevorsteht, daß sie das Wort Gottes, welches die Menschen zur Seeligkeit unterweisen soll, so tief in die Schaalen ihrer **vermeintlichen** Redekunst verstecken, daß die wenigsten zum Kern kommen können, und daß sie, um der eitlen Absicht willen, die Ohren zu füllen, die Herzen leer lassen. Vielleicht möchten diese Herren mir die bekannte Entschuldigung vorhalten: Man muß einen Unterschied unter den Zuhörern machen, die ein

Pre-

Prediger vor sich hat: allein auch in Stadt, Hof, und Universitätskirchen findet man ungelehrte und gemeine Leute, die immer, ich will wenig sagen, die Helfte der Zuhörer ausmachen. Soll nun dem Prediger erlaubt seyn, um hundert Personen das Ohr zu kützeln, die übrigen hundert in Gefahr zu setzen, seinen Vortrag nicht zu verstehen. Einen planen populairen Vortrag fassen alle Hofleute, alle Gelehrte, und können also nicht fordern, daß der Prediger sich gelehrt und erhaben ausdrücke; aber der Tagelöhner und Dienstboten können fodern, daß er nach ihrer Fassung deutlich werde. Es ist also gewiß das wesentlichste Stück der Kanzelsprache, sich in Ausdrücken und Stil bis zu den Begriffen der einfältigsten Leute herab zu lassen, sich Mühe zu geben, die abstractesten Wahrheiten auf eine faßliche Art vorzutragen, die Worte abzuwägen, um das bekannteste zu treffen."

* * * * * *

VII.

VII.

Religionsschreiben an alle Or
thodoxen in allen christlichen Par
theien. Cöthen, 1786. im Verlage de
Glaubenbergischen Buchhandlung, un
Leipzig, im Masiussischen
Comtoir.

* * *

Ohngeachtet sich die ganze deutsche Reli
gionsvereinigungs-Gesellschaft am End
dieses Schreibens unterzeichnet hat, so glau
ben wir doch, daß der schreibseelige Herr M
Masius, nunmehro Fürstl. Anhaltcöthen
scher Rath zu Leipzig allein der Verfasser da
von ist. Denn es sieht dieses Schreiben leib
haftig wie er, und seine bekannte Denk- und
Schreibart herrscht in demselben vom Anfang
bis zum Ende.

Seine Schreiberei wird immer elender, wo
von dieser Aufsatz ein augenscheinlicher Beweis
ist. Wir haben nicht leicht etwas verworre
ners gelesen. Das ganze Schreiben ist voll von
unbestimmten und unrichtigen Sätzen, von
unphilosophischen Aeuserungen und Trugschlüs
sen.

sen. Kurz, es ist ein wahrhaftes Alteweibergewäsche.

Es ist dieses Schreiben an alle Orthodoxen in allen christlichen Partheien gerichtet. Wen er darunter verstehe, ist aus den Inhalt des Schreibens leicht zu ersehen. Er meint alle die, welche eben so denken, wie er, d. i. deren Phantasie eben so krank, und von Schwärmerei angesteckt ist, als seine. Wir hoffen doch, daß es Orthodoxen von dieser Art, so viel nicht geben soll. Richtiger wäre wohl der Tittel gewesen, wenn er so lautete: Religionsschreiben an alle diejenigen unter den christlichen Partheien, in deren Köpfen es nicht richtig ist. —

So sehr es unser Institut mit sich bringt, schlechte Schriften weitläuftig, und Schritt vor Schritt zu widerlegen, so sind wir es doch bei dieser Charteke nicht im Stande, weil in derselben keine Ordnung der Gedanken herrscht, sondern alles verwirrt durch einander geworfen da liegt.

So viel läßt sich daraus ersehen, daß Herr Masius die verschiedenen Einwürfe, die wider das bekannte Vereinigungsbuch hin und wieder sind gemacht worden, oder noch können gemacht werden, zu beantworten und zu widerlegen sucht. Dieses geschieht aber auf so eine erbärm-

bärmliche Art, daß man oft gar nicht wei
was er will.

Statt einer weitläuftigen Widerlegung wo
len wir zur Probe, unſern Leſern einige Ste
len daraus vorlegen, woraus ſie ſattſam ſehe
werden, daß wir dem Verfaſſer nicht zu vie
gethan haben. Wir glauben gewis, daß be
dieſen Stellen iedem der Appetit vergehe
wird, dieſes Schreiben zu kaufen, und gan
zu leſen.

Herr Masius führt im Nahmen der deut
ſchen Religionsvereinigungs = Geſellſchaft die
Bewegungsgründe an, die gedachte Geſell
ſchaft bewogen haben, auf eine Vereinigung
der Chriſten, durch die ernſtliche Anpreiſung
der apoſtoliſchen Lehren und Schriften zu den
ken, und zu bringen. Es heiſt dahero S.
3. 9. 10. 11.

Erſter Bewegungsgrund.

„Die Seltenheit der allernothwendigſten
Wahrheit in der Sache Gottes und aller
Welt, wie in allen nur möglichen Ordnun
gen, allen zu Gemüthe zu führen, nicht nur
im Geſetze, ſondern auch im Evangelio, nicht
nur in der ſichtbaren Schöpfung, ſondern
auch in der neuen Schöpfung, welche ſich
mit der Auferweckung Jeſu angefangen hat,
und mit dem neuen Himmel und der neuen

Erde

Erde vollendet wird. Welches iſt aber dieſe ſo ſehr nothwendige Wahrheit? dieſe: Gott iſt es allein, der alles an allen, durch alle und mit allen, und um ſeiner willen wirket, verheiſet, befiehlt, drohet, erfüllet, nach ſeines weiſen Wohlgefallens gütiger und gerechter Macht und Recht.

Hat er nicht Macht mit den Seinigen zu thun was er will? Wer hat denn auf Erden des Herrn Sinn erkannt? Wer iſt denn von den Selbſtdenkern des Herrn Rathgeber geweſen? Wer von den Unzufriedenen mit des Herrn Wort und Werken — Wer von ihnen hat ihm etwas zuvor gegeben? Es beruhet alles auf den Vorrechten ſeiner Gutwilligkeit, Gnade und Barmherzigkeit, ob er ſich eines gefallenen Sünders habe wieder erbarmen wollen oder nicht. Aus dieſen Vorrechten allein kann ich folgende Fragen: weswegen? wie? durch wen? wodurch? und wozu er an mir Barmherzigkeit ausüben will, hinreichend beantworten. Auch kann ich mir ſattſam daraus erklären, wie er aus denen beharrlichen Verächtern, an welchen alle ſeine Gnade und Liebe mit ihrer Kraft und Hülfe zu deren Rettung allemahl fruchtlos gemacht wurde, dasjenige machen muß und wird, wozu ſie ſich als beharrliche Verächter am beſten ſchicken. Dieſe göttliche Wahrheit muß eigentlich allen Menſchen aus ihren eigenen

Wer-

Werken einleuchten. Z. E. hat nicht ein Töpfer bei seinen unvollkommenen Rechten Macht, aus seinem Klumpen ein Gefäß zu Ehren, ein anderes zu Unehren zu machen? So nimmt auch ieder anderer dieienige Masse in der Haußhaltung zu einer verlangten Sache, welche sich dazu schickt. Wenn nun ieder sich selber in der Hand des Herrn auf der Welt, als der herrschaftlichen göttlichen Werkstatt nicht anders finden, wissen und glauben soll, so lernen die Leute durch ihre eigenen Arbeiten in ihren eigenen den Herrn respectiren, und sich unter seine gewaltige Hand demüthigen. Das ist die Grundlage zum Gesetz und Evangelio, u. s. w. "

Mehr können wir nicht abschreiben, ohne zu befürchten, daß uns übel werden möchte und ohne uns den Unwillen unserer Leser zuzuziehen, die aus diesen Aeuserungen schon sattsam sehen, wie das ganze Schreiben gerathen ist.

Auser einen höchstverworrenen Vortrag treffen wir in diesen Schreiben auch noch häufig hämische und ungesittete Ausfälle auf alle die an, welche nicht so denken, als die deutsche Religionsvereinigungs-Gesellschaft. So heisen z. E. die, die nicht in ihr Vereinigungshorn blasen S. 25. elende Schächer — leibeigene Sclaven — Freyben-

ten

ter. S. 26. verlogene Deisten. S. 28. Candidaten des Tollhauses. S. 35. tolle Epicuräer S. 48. Lästerpatrone. S. 34. so gar Spitzbuben und Seelenmörder. S. 28. wird Moses Mendelsohn ein überstudirter Jude genennet, und ihm kurz und gut die Seeligkeit abgesprochen. Anderer Lästerungen und liebloser Aeuserungen nicht zu gedenken, wodurch der apostolische Geist des Herrn Masius und seiner Consorten recht kenntbar wird. Sind das die apostolischen Christen, die nur dulten — nicht wiedersprechen, und wiederschelten, wenn sie gescholten werden — und so heilig zu seyn, vorgeben, daß ihre gröste Betheurung nur in Ja und Nein bestehe? — Sind das die apostolischen geduldigen Leute, die, wenn ihnen iemand einen Backenstreich giebt, ihm den andern Backen auch willig darreichen? *) O ihr Heuchler! ihr seid wie die übertünchten Gräber! — S. 55. heist es:

„der Zweck des Vereinigungsbuchs war die Wahrheit des Evangeliums auffallend zu machen."

Also bedurfte das Evangelium Jesu erst des Vereinigungsbuchs, damit es auffallend wurde? Ist das nicht unsinnig geredet?

„Und

*) S. Vereinigungsbuch. S. 196 — 197.

"Und ia, heiſt es ferner, wir erfuhren es, daß es auffiel. So ſchreibt, ſo bekannte nicht bloß einer, ſondern mehrere Prediger an uns. Man laſſe dis Bekänntnis aller Welt leſen."

Nun wir wollen es auch unſern Leſern nicht vorenthalten. Es befindet ſich. S. 56. 57. 58. und lautet alſo:

„Ich habe die Stelle, lehret alle Völker halten, alles, was ich euch befohlen habe, ſo oft in meinem Leben geleſen, aber das allgemein verbindliche darinnen, nie ſo gefühlt, als iezt, da Sie mich durch ihr Vereinigungsbuch darauf aufmerkſam gemacht haben — wie? welche Gedanken?

Alle Völker	(man kratze es aus, da ſtehts!)
ſollen halten	(etwa hören oder leſen? nein halten!)
alles	(wie? alles? mein Gebein zittert!)
was Chriſtus	(warum Chriſtus? was gehn ihm alle Völker an? wer weis es?)

seinen Jüngern (die müssens doch allen Völkern gesagt und geschrieben haben? Ists denn so!)

befohlen hat (also Befehl ist hier! Gebothe für alle Völker!)

Wenn nur nicht dabei stünde Alles! — und nicht: Alle Völker, und wann nur dann nicht die Worte dazu auch in der Bibel stünden: Das Wort, das ich geredt habe, wird euch richten am jüngsten Tage. Will man sich entschuldigen, man habe das Wort nicht gewust, bei wem und von wem mans hören oder lesen solle, — so kömmt man damit nicht aus, denn man hats gelesen — daß eben das Wort das Alles ist, was Christus seinen Jüngern befohlen hat. Hört man nun, ließt man nun die nicht, so ist das Gericht schon gewis. — Aber, meine Herren! ich habe studirt, und kann es deswegen von Ihnen allein nicht annehmen, was sie mir da in VII. Graden als Hauptsumma der Erlangung der apostolischen Vollkommenheit und Gemein-

ſchaft angeben. Ich ſitze iezt, und ſuche mit meinen eigenen Augen, das Alles auf, was die Jünger ſagen, Jeſus Chriſtus habe es ihnen befohlen, — vom Matthäo bis auf das lezte Kap. der Offenbarung Joh. ſuche ich. Stimmt das, was ich finden werde, mit dem, was ſie im Vereinigungsbuche lehren, durchgängig überein, — ſo wirds Ehre für ſie ſeyn. — Seitdem ich ſo ſuche, — erblicke ich Befehle und Verbindlichkeiten, an die ich mit andern gar nicht gedacht, und immer geglaubt habe, ſie gehen uns nichts, ſondern allein die 12. Apoſtel an. — Seitdem liege ich vor Gott und Chriſto — tief — immerfort tief im Staube gebückt da, und lerne nun erſt ſehen, was das heiſt, des Herrn Willen thun — Sie haben Recht in dem, was ſie thun, — alle Völker ſollens halten. — Aber mein Gebein zittert. — Ich denke, das iſt ohnmöglich, das kann ich nicht alles halten, — da habe ich manche bange Stunde — Aber die Stunde wird wieder heiter, wenn ich mich erinnere, daß die Kraft Chriſti in den Schwachen mächtig iſt. —

Das ist nun das Schreiben, wovon die Religionsvereinigungs-Gesellschaft so viel Wesens macht, und wodurch sie beweisen will, daß ihr Vereinigungsbuch aufgefallen sei. Wir geben es zu, daß ihr Buch bei diesem Mann aufgefallen sei, wenn die Sache nicht etwa gar Erdichtung ist, die man solchen apostolischen Christen wohl zutrauen kann. Aber gesetzt, es ist wahr — was ist denn der Verfasser des aufgeführten Schreibens für ein Mann? — Verräth es nicht seine Sprache, daß er ein Schwärmer ist? Es klingt alles darinne so, wie in dem Magazin der Kinder Gottes. Sapienti sat.

Die Religionsvereinigungs-Gesellschaft, preißt auch sehr ofte in diesem Schreiben ihr Buch an, daß künftig unter den Titel erscheinen soll: Corpus fidei et iuris in ecclesia apostolica, sive regis terrarum Iesu Christi religio, homo, populus atque respublica. Dieses Buch soll nun erst Wunder thun und so schön und vollkommen seyn, daß es sogar das Vereinigungsbuch noch „vertreffen wird. S. 48. heißt:

„Wider des corpus fidei et iuris befürchten wir noch weniger Widerspruch 1) weil darinnen alle Lehren der Apostel, nächst ihrer Anzeige in der Schrift und Natur, 2) mit ihren genauen Bestimmungen 3) die Billig-

keit und Rechtmäſigkeit überall ſo dargethan wird, daß 4) kein Wiederſpruch von Jemanden herkommen kann.“ —

Heiſt das nicht recht marktſchreieriſch aufſchneiden? — Warum habt ihr denn dieſes Buch, wenn es ſo vollkommen iſt, nicht gleich heraus gegeben? Und warum habt ihr euer Vereinigungsbuch ſo geſchrieben, daß es eines neuen Buchs, als einer Stütze bedarf? —

Doch wir werden das hoch angeprieſene Corpus fidei et iuris ſchon zu ſehen bekommen. Nur, daß Herr Maſius nicht daran mit arbeite! — Der weitſchweifige und verworrene Titel läßt eben nicht viel hoffen. Er klingt bald wie des Herrn Lavaters ſein Pontius Pilatus —. Wenn es nur nicht etwa ſo ein Product iſt.

Köpfen, deren Denkorgane zum ordentlichen Denken geſtimmt ſind, rathen wir nicht, dieſes Schreiben zu kaufen und zu leſen. Sie würden ſich einige Tage Kopfſchmerzen zuziehen.

VIII.

VIII.

Zu folgenden Aufsatz gab Gelegenheit eine frappante Geschichte, die sich vor ohngefähr anderthalb Jahren, mit einem vermeintlichen Gespenst auf einen adelichen Hof an der schlesischen Grenze zutrug. — Diese Geschichte machte in der Gegend, wo der Verfasser lebt, eine starke Sensation, und Leute, die bisher eben keine Patrone der Gespenstergeschichten gewesen waren, schienen in ihrer Meinung wankend zu werden.

Um den Eindruck dieser Geschichte zu vernichten, oder zu schwächen, schrieb der Verfasser diesen Aufsatz, der iedoch nur der Anfang einer grössern Abhandlung ist, und wollte ihn in einer gangbaren Monatsschrift, die in einer ansehnlichen Stadt, herauskömmt, einrücken lassen.

Allein die dasigen Censurgesetze verstatteten die Aufnahme nicht — Warum? — — — weil man es doch mit den lieben Gespenstern nicht ganz verderben wollte. — — Wir tragen kein Bedenken, ihn in unser Journal aufzunehmen.

* * *

Vom Gespensterglauben.

Die Meinung, daß es Gespenster gebe, hat sehr lange in der Welt geherrschet, ich möchte gar sagen tiranniſiret. Und obschon jetzt hie und da in der Finsternis ein Licht aufgehet, so giebt es doch noch manches Land, manche Gegend, und nicht wenig Menschen, die sich mit dieser Meinung schleppen, martern und ihr Leben unglücklich machen.

Es ist dismahl meine Absicht nicht, den Gespensterglauben weitläuftig und mit allen möglichen Gründen zu bestreiten. Es haben das zu unsern Zeiten schon einsichtsvolle und helldenkende Männer zur Gnüge gethan, und ich weiß zu ihren dogmatischen Gründen keine neuen hinzuzusetzen.

Ich will nur dismahl zeigen, was der Gespensterglaube für Schaden thue, was er für Unruhe, Unordnung und Unglück anrichte, und wie gefährlich er allezeit für die Ruhe der menschlichen Gesellschaft gewesen und noch sei; daß es dahero einem Staat äuſerst dran gelegen seyn muß, diese Meinung, die so sehr die innere und äuſerliche Ruhe der Menschen gestöhrt hat, und noch zerstöhrt, durch alle nur mögliche Mittel auszurotten. Ich werde einige Vorschläge thun, durch was für Personen,

und

und auf was für Art und Weise die Ausrottung dieses Aberglaubens am besten und kräftigsten geschehen könne und müsse.

Zuförderst gestehe ich aber doch aufrichtig, daß ich die Möglichkeit der Gespenstererscheinung nicht läugne, auch nicht läugnen kann. Hierinne sind einige zu weit gegangen. Da aber nicht alles, was möglich ist, auch darum gleich da ist und geschieht, so folgt daraus noch nicht, daß es auch würklich iemahls Gespenster gegeben habe, und noch gebe.

Denn, daß die alten Helden Gespenster glaubten, daß die Jüden, aus dem nachmahligen Umgang mit den Heiden, diese Meinung annahmen, daß selbst die christliche Kirche, in gewissen finstern Jahrhunderten, den Gespensterglauben begünstigte, ihm gar zu einen nothwendigen Glaubensartikel machte, weil die unächten Diener derselben ihren Vortheil darinne fanden, daß so gar auch in unsern neuen Zeiten sonst gute philosophische Köpfe noch Gespenster geglaubet haben, und hie und da einige fortglauben — das macht keinen Beweiß für diese Meinung aus, es gehört vielmehr in das Capitel von Schwachheiten und Verirrungen des menschlichen Verstandes und Herzens.

So stark auch die dogmatischen Gründe sind, womit die neuern diesen Aberglauben zu ent-

kräften gesucht haben, so scheint mir doch das ein nicht minder starker Grund wider diese Meinung zu seyn, „daß sie der innern und äussern Ruhe einzelner Menschen, und überhaupt auch dem Glück und der Ruhe der menschlichen Gesellschaft immer höchst nachtheilig gewesen und noch sei; daß sie die grösten Unordnungen und Unglücksfälle unter den Menschen angerichtet, und noch anrichte, daß sie die hurtige und redliche Ausübung wesentlicher Pflichten verhindere, oder erschwere, daß sie oft Veranlassung zu falschen Lehrmeinungen gebe, und heimlichen Bosheiten und Ausschweifungen kräftigen Vorschub gethan habe und noch thue.“ —

Ist das unläugbar, welches ich hernach mit einigem Beispielen beweisen werde, so folgt, daß der Gespensterglaube, eine falsche und ungegründete Meinung sei, denn eine Meinung, die die Plage des menschlichen Geschlechts ist, kann durchaus keine göttliche, und in der Schrift gegründete Meinung seyn.

Eine solche muß ganz mit der Wurzel ausgerottet werden, und ieder Menschenfreund muß sichs zur Pflicht machen, diesem Ungeheuer, das das Glück der Menschen so sehr verbittert, tödliche Streiche anzubringen und es

zum

zum wenigſten aus chriſtlichen Ländern auf immer zu verbannen ſuchen.

Das Feld, das ich iezt betrete, iſt freilich groß, und ich könnte mich über dieſe Sache weit ausbreiten. Ich halte es aber der Abſicht dieſes Journals gemäß, mich ſo kurz als möglich zu faſſen. Ich will nur Veranlaſſung geben, weiter darüber nachzudenken.

a. Der Geſpenſterglaube beunruhiget einen Menſchen, der ihm ergeben iſt, durch ſein ganzes Leben, in ſeinen iedesmahligen Lagen ſo, daß er in beſtändiger Furcht und Schrecken iſt, darüber oft ſeine Geſundheit, ia bisweilen ſein Leben verliehrt. — Elende Menſchen, die, ſo bald es finſter iſt, des Nachts keinen Schritt ohne Schauer, Zittern und Entſetzen auf ihren Wegen thun können, — die ohne Begleitung ſich nicht einmahl in die entlegenen Zimmer oder Winkel ihres eigenen Hauſes wagen.

Jedes Geräuſch an der Thür, am Fenſter, auf dem Boden — das Wind, Katzen, Ratten und andere natürliche Sachen verurſachen — iagt ſolchen Geſpenſter Glaubigen Bangigkeit und Furcht ein, und verbreitet oft Todenbläſſe über ihr Geſicht.

Bei Erblickung eines Stück faulen Holtzes, das zu nächtlicher Zeit einen Schein, wie Feuer von sich giebt, stutzen sie, werden halb ohnmächtig, gehen nach Hauße und werden krank.

Es fehlet in der Geschichte nicht an Beispielen, daß solche Menschen ihre Gesundheit durch Furcht Zeitlebens verlohren, ia sich den Tod zugezogen haben. Mir ist ein Mensch bekannt, der, da er auf Schulen war, aus Furcht für einem vorgeblichen Gespenst die Epilepsie bekam, wovon er nicht ganz konnte wieder hergestellet werden, und welches ihn nachher bewog, das Studium der Theologie fahren zu lassen, und sich der Schreiberei zu widmen.

Dergleichen Fälle giebt es noch sehr viele. Abscheulicher Gespenster Glaube!

b. Eben dieser Gespensterglaube hindert Menschen sehr oft an hurtiger und gewissenhafter Ausübung ihrer Pflichten in ihrem Beruf und Stande, zum wenigsten erschwert er die Ausübung derselben. —

Es war in einem gewissen nahmhaften Orte ein Geistlicher, der so wie sein Schulmeister dem Gespensterglauben auserordentlich ergeben war. Dieser sollte einmahl Abends zwischen 7. und 8. Uhr einem Sterbenden auf dem nächs-

nächsten eingepfarrten Dorfe das heilige Abendmahl reichen.

Es war nicht weiter als eine kleine halbe Stunde dahin. Da sich aber in dem Bache, an welchen der Weg zu diesem Dorfe hingieng, vor 14. Tagen eine Frau ersäuft hatte, und auf diesem Wege begraben worden war, so war der abergläubische Pöbel aus Furcht, diese Frau möchte sich sehen lassen, auf einem ganz andern Weg nach dem besagten Dorfe, welcher eine halbe Stunde weiter war, gegangen. Einige wollten auch schon diese Frau würklich gesehen haben.

Dis beweg nun den Geistlichen, daß er ietzt nebst seinen Schulmeister, eben den weiten Umweg dahin nahm, und statt, daß er in einer kleinen halben Stunde hätte bei dem Patienten seyn können, erst nach Verlauf von fünf viertel Stunden bei ihm eintraf. Er fand ihn schon seit einer viertel Stunde Sprach- und sinnloß, und konnte ihm dahero weder das heilige Abendmahl reichen, noch ihn trösten und zusprechen. So muste der arme Patiente, der ein heftiges Verlangen nach dem Zuspruch seines Beichtvaters trug, ohne Trost dahin sterben, weil sein Beichtvater so schwach war, Gespenster zu glauben. Und so hat die Meinung, daß es Gespenster gebe, manchen

andern

andern Menschen, an gehöriger Ausübung seiner schuldigen Pflichten gehindert.

Mancher Soldat, der in der Schlacht herzhaft stund, verließ seinen Posten, aus Furcht für Gespenstern. Die Geschichte weiß Beispiele davon. Und — was haben Herrschaften nicht oft für Noth mit ihrem furchtsamen Gesinde, wenn sie abends oder bei Nacht da oder dorthin gehen, etwas holen und verrichten sollen? —

Die Feuerwächter in einer nicht unbekannten Stadt besuchten seit geraumer Zeit eine gewisse Gasse nicht, wo sich ein Mann, der sich gehenket hatte, sehen lassen sollte. Es kam aber in eben dieser Gasse nicht weit von dem Hauße des Erhenkten im Stalle Feuer aus, welches, da es nicht bei Zeiten entdeckt wurde, des Nachts so um sich griff, daß die ganze grosse Gasse abbrandte.

Ich brauche nicht mehr Beispiele anzuführen, da es iedem Leser, der Erfahrung hat, nicht unbekannt seyn kann, wie sehr der Gespensterglaube die Menschen an Ausübung ihrer Pflichten gehindert, und was für Unglück und Schaden oft daraus entstanden.

c. Der Geſpenſterglaube giebt zu manchen falſchen Lehrmeinungen in der Religion Anlaß. —

Die herrſchende Meinung iſt doch immer die geweſen, daß die Geſpenſter Seelen der Verſtorbenen wären, und daß dieſe durch ihre Erſcheinungen bei den hinterlaſſenen noch lebenden Bekannten, Freunden oder Feinden, etwas bewürken wollten, welches ſie bei ihren Leben nicht hätten ausrichten können; und woran ſie durch den unverhofften Tod verhindert worden wären. Es iſt das ſchon die Meinung der Platoniker geweſen, wie man davon Zeugniſſe findet in des Platonis Phädon.

Wenn man nun das annimmt, was für irrige und falſche Lehrmeinungen in der Religion entſtehen daraus, welche der heiligen Schrift geradezu wiederſprechen? — Man unterſuche nur die gewöhnlichen Geſpenſtergeſchichten ſo wird man das ſehen.

Das eine Geſpenſt ſoll geſagt haben,

„es könne nicht ruhen bis eine gewiſſe Perſon den vergrabenen Schatz bekäme — es könne nicht eher zum Anſchauen Gottes kommen. “ —

Das

Das andere soll gesagt haben,

„es befände sich weder im Himmel noch in der Hölle, sondern an einen besondern Ort, wo ihm zwar nicht ganz wohl wäre, wo es aber doch auch keine Qvaalen leide. In den eigentlichen Himmel könne es aber doch nicht eher kommen, als bis die Hinterlassenen, dieses oder ienes gethan hätten. "

Das dritte soll gesagt haben,

„es sei in Unversöhnlichkeit gestorben. Gott wolte es aber doch begnadigen, wenn es sich noch mit der Person, mit welcher es in Feindschaft gelebt, auf diese oder iene Weise versöhnen würde. "

Man erinnere sich hier an die bekannte Gespenstergeschichte, welche sich im Jahr 1705. zu Eisenberg soll zugetragen haben. Es soll nämlich dem damahls lebenden Herzog Christian daselbst, da er eben einmahl sich alleine in seinem Kabinette befunden, eine alte Herzogin, Anna, Herzogs Johann Casimir zu Sachsen-Coburg Gemahlin, erschienen seyn, und zu ihm gesagt haben. „Sie hätte sich mit ihrem Gemahl, mit welchem sie in Zwistigkeit gelebt, bei ihrem Tode nicht versöhnet, und sei also gestorben. Sie wäre zwar auf das Verdienst Christi verschieden,

sei

ſie aber doch bisher nicht recht ſeelig geweſen, und nicht zum Anſchauen Gottes gelangt. Ihr Ehemahl, habe ſich bisher an einem Ort befunden, wo Finſternis und Kälte ihn geplaget. Ihnen beiden aber wäre von Gott verſprochen worden, zum Genuß der vollkommenen Seeligkeit zu gelangen, wenn ſie ſich bei dem Herzoge Chriſtian mit einander verſöhnen würden.“ —

Wer kann die Lehrmeinungen verdauen, die aus dem vorgeblichen Reden dieſes Geſpenſtes nothwendig fließen? — Auf das Verdienſt Chriſti ſterben, und doch nicht recht ſeelig werden — nicht verdammt ſeyn, und doch das Anſchauen Gottes entbehren — Nicht in der Hölle, und doch auch nicht im Himmel ſeyn — nach dem Tode nicht ſeelig ſeyn und doch noch Hofnung zur Seeligkeit haben. —

Was muß der, welcher dieſe Geſpenſtererſcheinung nach ihren Umſtänden für wahr hält, für Begriffe vom Verdienſte Chriſti, von dem Zuſtand der Seele nach dem Tode haben? —

Ueber nichts mehr wundere ich mich daherro, als daß es in einem gewiſſen Stande noch hie und da Leute giebt, die nicht nur überhaupt Geſpenſtererſcheinung annehmen, ſondern be-

ſonders die ietzt angeführte Eiſenbergiſche Geſchichte nach den erzählten Umſtänden für unläugbar, und gar im geringſten nicht für unwahrſcheinlich halten; die darauf leben und ſterben, daß ſie wahr ſei, und recht in Eifer und Hitze gerathen, wenn ſie Jemand für eine Einbildung des kränklichen und ſchwermüthigen Herzens, oder für eine abſichtlich geſpielte Hofmaskerade ausgiebt. Solcher Männer Compendium theologiae möchte ich leſen — das geſtehe ich.

d) Der Geſpenſterglaube giebt Anlaß zu heimlichen Ausſchweifungen und Bosheiten. —

Manche regelloſe heimliche Hurerei wurde in der Welt unter dem Schutz dieſes Aberglaubens getrieben. Wollten Verliebte ungeſtöhrt zuſammen kommen, ſo verkleidete man ſich als Geſpenſt, machte den Ort der Zuſammenkunft verdächtig und unſicher, daß ſich Niemand getraute dahin zu gehen. Und — wer weiß es denn nicht, daß die meiſten Geſpenſterhiſtörchen in der Welt ſich am Ende ſo aufgeklärt haben. Auch der Dieberei thut der Geſpenſterglaube Vorſchub. Davon haben wir ebenfalls nicht wenige Exempel.

Und haben böſe Menſchen nicht oft die Rolle eines Geſpenſtes geſpielet, um ihren Nächſten

ſten um das Hauß, das ihnen anſtund, zu bringen, um unſchuldige Perſonen in Verdacht zu bringen, um noch andere böſe Abſichten zu erreichen?

Man leſe nur die Geſchichte ſo wird man erſtaunen, wie oft die Meinung, daß es Geſpenſter gebe, die abſcheulichſten Ungerechtigkeiten und Bosheiten begünſtiget habe. Hat man doch Exempel, daß der Geſpenſterglaube, ſo gar rechtmäſige Verbindungen und Verträge zerriſſen hat, wie des Romani Exerc. de reſciſione contractus locuti conducti ob metum ſpectrorum ſattſam beweiſet.

Iſt alſo der Geſpenſterglaube ein ſo abſcheuliges Ungeheuer — das ſo wohl einzelnen Menſchen, als auch der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, ſo viel Unruhe macht, ſo viele Unordnungen und Bosheiten begünſtigt, falſche und mit der Bibel ſtreitende Lehrmeinungen erzeugt; ſo muß einem ieden Staat viel daran gelegen ſeyn, durch die geſchwindeſten, und kräftigſten Mittel, dieſen Geſpenſterglauben nach und nach zu entkräften, und endlich völlig auszurotten. Lehrer, Obrigkeiten und Eltern müſſen das Ihre thun, wenn dieſes geſchehen ſoll. Wir wollen künftig dazu dienliche Vorſchläge thun.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

IX.

Einige Nachrichten für die, welche an dem Gordons-Fieber krank liegen.

* * *

Aus einem Brief aus Linz.

— Diejenigen, welche zur Unterstützung ihrer Grille von heimlicher Proselytenmacherei in protestantischen und besonders nordischen Ländern das sogenannte Nordische Stift (oder Sammlungshauß für junge Katholicken aus den nordischen protestantischen Staaten) anzuführen pflegen, haben diesen Scheingrund ihres Irthums nunmehr verlohren; denn der Kaiser hat dieses Stift gänzlich aufgehoben. Dies sollte sich unter andern ein sonst schätzbarer Schriftsteller merken, der in seiner schönen Beschreibung einer Reise durch Deutschland, nicht nur über dieses nordische Stift, sondern auch über manche andere,

andere, in der That unschuldige Anstallten, viele voreilige, ungegründete und lieblose Anmerkungen macht.

Wer die Handlungen seines Nebenmenschen geflissentlich unter einen schiefen Gesichtspunct stellt, um sie verdächtig zu machen (und dazu gehört wohl nichts mehr, als etwas Laune und philosophischer Witz) verräth immer nicht das beste Herz. — — —

Aus Wien.

Unsere Wiener wissen nun, warum der König von Schweden in den Schooß der römischen Kirche getreten ist; der Monarch (sagen sie) entschloß sich zu dieser Religionsveränderung, um König in Polen, bei erfolgender Thronerledigung werden zu können. —

Aus einem Brief aus Dessau.

— Die Besorgnisse und Träume der neuen Zionswächter von den Fortschritten des Katholi-

tholicismus in protestantischen Ländern gehen jetzt so weit, daß man seit einiger Zeit aus Berlin nach allen Gegenden Deutschlands geschrieben hat: Die Fürstin von Dessau (eine gebohrne Prinzeßin von Brandenburg; die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer Seele die reformirte Religion bekennet) sei unter Lavaters Führung in Zürch zur katholischen Religion übergangen, und stehe nun im Begrif, sich in ein Kloster zu begeben. Verschiedene deutsche Zeitungen haben diesen Wahn, nach ihrem besten Vermögen verbreitet.

Die Fürstin von Dessau war vor einiger Zeit im Bade zu Embs, und nicht in Zürch; und wir sind berechtiget, auf Verlangen dieser hohen Person, und mit ihren eigenen Worten, es öffentlich und laut zu sagen:

„daß Sie nichts dümmeres, als diese nun in ganz Deutschland wiederhohlte Lüge wisse, denn wäre sie schwach genung gewesen, eine andere Religion anzunehmen, als diejenige, in der Sie gebohren und erzogen ist, so dächte Sie doch nicht so niedrig und falsch, um eine Larve vorzuhalten, und damit einem Gottesdienst beizuwohnen, der nicht der Gottesdienst ihres Herzens wäre. — —

Die Geisel.

ein

kritisch-polemisches Journal.

worinnen

unbillige Recensenten abgefertiget, gefährliche und verführerische Schriften widerlegt, und schlechte gründlich getadelt werden.

Drittes Stück.

— εἰσὶ γὰρ πολλοὶ

— οὓς δεῖ ἐπιτεμνέσθαι.

Chemnitz,
bei Johann Christoph Stößel, 1788.

I.

Fortsetzung der ausführlichen Recension des Masiußischen Vereinigungsbuchs.

* * *

Wir kommen nun noch auf einige Aeusserungen der vereinigten Religionslehrer, dadurch sie ihren Unverstand, und ihre Schwärmerei vollends ganz an den Tag legen. Sie behaupten nähmlich:

a) daß in der heil. Schrift und besonders im N. T. alles wörtlich und wie es geschrieben stehe, müsse genommen werden. Sie verwerfen dahero alle Erklärungen der Menschen, und drücken sich S. 137. und 138. darüber folgendergestalt aus:

„dessen geredete, und nachhero durch die Evangelisten und Apostel geschriebene Lehre, wir für das einzige Evangelium halten, welches wir zu verstehen nur des heil. Geistes bedürfen, und es verstehen, wie es der Zusammenhang und Wortverstand giebt.“

S. 78. „Ein apostolischer Christ soll es nehmen, wie es geschrieben stehet, und sich aller Schulgezänke enthalten —— sondern wie geschrieben stehet, und der ihm inwohnende heilige Geist ihm das Zeugniß giebt.

b) daß der richtige Verstand der heil. Schrift blos von einer Offenbarung Gottes abhänge, die er jedem werde wiederfahren lassen, und daß, wenn diese Offenbarung fehle, man sich lieber gar des ganzen Ausdrucks in der dunkeln Stelle enthalten, und diese Lehre nicht unter die Religionslehren aufnehmen müsse.“

Es heist dahero S. 149. wo von dem Ausdruck: von Vater und Sohn ausgehen die Rede ist,

„Wir enthalten uns dieses Ausdrucks, und dieser Lehre ganz und gar, und nehmen sie nicht unter die Religionslehren auf, weil wir über den Ausdruck — von Vater und Sohn ausgehen, — nichts sagen können, das uns offenbaret wäre.

Wir

Wir haben oben gesagt, daß die vereinigten Religionslehrer durch diese Aeusserungen, ihren Unverstand, und ihre Schwärmerei vollends ganz an den Tag legten, welches nun uns nicht schwer fallen soll zu beweisen.

Offenbar zeigen sie erstlich ihren Unverstand, wenn sie behaupten, es müsse alles im N. T. wörtlich und wie es geschrieben stehe genommen werden. Denn das sieht doch wohl jeder, der nur gemeinen Menschenverstand hat ein, daß das nicht angehe. Wenn in einem Buche alles wörtlich, und wie es geschrieben da stehet, soll genommen, und verstanden werden, so muß erweißlich seyn, daß der Verfasser alle Redensarten und Ausdrücke in seinem Buche, in ganz eigentlichen schlichten Verstande gebraucht, und sich keiner Tropen, Bilder, Anspielungen, und Sprüchwörtlicher Redensarten bedienet habe. Hätte ein Verfasser sein Buch ganz so geschrieben, so könnte man behaupten, es sey alles so zu verstehen, wie es in seinem Buche stehe, denn er habe überall im eigentlichen Verstande geredet. Wo ist aber je ein menschliches Buch in der Welt gewesen, dessen Verfasser alles so im eigentlichen Verstande geschrieben, daß seine Redensarten keiner Erklärung bedurft hätten. Selbst die heil. Schrift ist nicht so geschrieben, daß darinnen lauter schlichte, und ganz eigentlich zu nehmende Redensarten vorkämen. Um davon überzeugt zu seyn, darf man ja doch nur die heil.

Schrift lesen. Man erwäge hierbei folgendes: Die Verfasser der Bücher des N. Testaments waren Morgenländer, sie dachten, und schrieben als Morgenländer, und ihre Vorstellungen und die Einkleidungen ihrer Vorträge waren morgenländisch. Es ist aber die Art der Morgenländer daß sie hoch und geblümt, größtentheils uneigentlich und in Tropen und Bildern reden. Wer das läugnen wollte, der müßte mit den morgenländischen Sprachen wenig oder gar nicht bekannt seyn. Wenn dahero Herr **Masius und Konsorten** davon nichts wissen, so ist es ganz ihre Schuld, und sie mögen erst morgenländische Sprachen lernen, und sich mit dem Ideengang und Bilderreichen Ausdruck des Morgenländers erst bekannt machen.

Ist es nun wahr und unläugbar, daß die Verfasser des N. T. als Morgenländer gedacht, geredet und geschrieben haben, so folgt, daß der, welcher sie verstehen, und ihre Bücher erklären will, darauf Rücksicht nehmen, und forschen muß, was sie als Morgenländer bei dieser oder jener Redensart wohl mögen gedacht haben, und was unter dem uneigentlichen Ausdruck, unter dem Bilde, und dem Tropus für eine Wahrheit liege. Wer bei Lesung morgenländischer Schriften, und besonders auch des N. T. alles wörtlich und wie es geschrieben ist, nehmen will, der wird den wahren Sinn ewig nicht verstehen, sondern bei dieser dummen Behauptung auf die lächerlichsten

und

und abgeschmacktesten Meynungen gerathen. Waren doch selbst die Reden Jesu morgenländisch, oft tropisch und bilderreich, denn er war ja selbst ein Morgenländer; Daß sie dahero sehr ofte nicht können wörtlich, und wie sie geschrieben stehen, genommen werden, wollen wir aus einigen Reden Jesu selbst beweisen.

Hieher gehören vorzüglich die Worte der Einsezzung beim heil. Abendmal — das ist mein Leib, das ist mein Blut —. Wollen wir diese Worte nach dem Grundsaz der vereinigten Religionslehrer, wörtlich und wie sie geschrieben stehen, nehmen, was folgt da für eine Meynung? ohne Zweifel die, den äusserlichen Sinnen der gesunden Menschenvernunft widerstreitende bekannte Lehre der Papisten von der Verwandlung des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmale. Wir sagen es laut, wenn der von den vereinigten Religionslehrern angenommene Grundsaz gilt, daß man im N. T. alles wörtlich nehmen müsse, so haben die Katholicken wirklich Recht, und sie sind wegen ihrer Meynung gar nicht zu schelten, weil sie die Redensart Jesu nehmen wie sie geschrieben stehet. Um den vereinigten Religionslehrern die Absurtität ihrer Behauptung zu zeigen, wollen wir noch einige Reden Jesu anführen. Die Stelle ist Ihnen doch bekannt, darinnen Jesus sich ganz morgenländisch über die Bezähmung der menschlichen Leidenschaften folgender gestalt ausdrückt: Aergert dich dein Auge, so reisse es aus, ärgert

gert dich Hand oder Fuß, so haue ihn ab. Nun ihr Herren! habt ihr Luſt nach eurem Grundſaz dieſe Rede Jeſu wörtlich und wie ſie geſchrieben ſtehet, zu nehmen, ſo haben wir nichts dawider, wenn ihr euch muthwillig verſtümmeln, und der Welt als unnüzze Krüppel zur Laſt fallen wollet? Eben ſo bekannt wird euch doch die Stelle ſeyn, wo Jeſus ſich über den Muth und über die Herzhaftigkeit die ein wahres Chriſtenthum giebt, folgendermaſen ausdrückt: **Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, ſo könnet ihr Berge verſezzen, ſo könnet ihr ſagen zu dieſem Berge, hebe dich von hier.** Nun meine Herren! wir halten euch bei eurem Grundſatz, ihr nehmet alles wörtlich wie es geſchrieben ſtehet, nun gut, ihr könnt uns nun aber auch nicht übel nehmen, wenn wir euch hier öffentlich bitten, daß ihr uns euren apoſtoliſchen Glauben, je eher je lieber, mit einer ſolchen Bergrevolution beweiſen, und uns dadurch die Wahrheit eures Grundſazzes außer Zweifel ſezzen wollet. Wie wir denn hier bei Gelegenheit den wunderthätigen Herrn Lavater bitten, uns auch bald eine ſolche Probe ſeines Glaubens zu geben. Daß die Reden Jeſu nicht allezeit wörtlich und wie ſie geſchrieben ſtehen, können genommen werden, ſehen wir auch aus den Stellen, wo von der ſo genannten Sünde wider den heiligen Geiſt, und deren Unverzeihlichkeit die Rede ſeyn ſoll.

Wenn Jesus sagt: Diese Sünde wird nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt, so ist das doch offenbar ein hochgetriebner Ausdruck, dessen sich Jesus als ein Morgenländer bediente, um nur die Größe der Sünde anzuzeigen, wie dieses auch schon öffentlich ist bewiesen worden *). Wie manche absurde Meynung ist schon in der Theologie daher entstanden, daß man nicht von dem wörtlichen Sinn abgehen, und alles in der Schrift so nehmen wollte, wie es geschrieben stunde. Kam die unsinnige Meynung vom tausendjährigen Reich, und von der ersten Auferstehung nicht auch aus dieser Qvelle?

So geben sie auch ferner ihre ganz schwärmerischen Gesinnungen zu erkennen, wenn sie wie wir oben gezeigt haben, behaupten, daß man bei Erklärung der Schrift sich auf eine unmittelbare Offenbarung Gottes oder des Heil. Geistes verlassen müsse, fehle diese, so müsse man lieber die Stelle unerklärt lassen. Es ist das von jeher ein Kennzeichen der Fanatiker gewesen, daß sie sich auf unmittelbare Offenbarungen Gottes berufen, und darauf verlassen haben. Das

*) s. den Traktat: Daß die Lehre von der Sünde wider den heil. Geist, bloß ein Mißverstand der heil. Schrift sey. Von T. G. Keller, Pastor in Schönfels. Chemnitz, 1783. bei Joh. Christoph Stößel.

thun nun auch die vereinigten Religionslehrer. Alles ist ihnen von Gott offenbaret worden. Die Einkleidung des Vereinigungsbuchs, der geheime Anschlag die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen, und noch mehreres soll ihnen von Gott offenbaret worden seyn. Dahero erwarten sie nun auch die Erklärung der Schrift und besonders des N. T. in dieser und jener Stelle, von einer Offenbarung Gottes, und seines Geistes. Nähmen sie das Wort Offenbarung im weitesten Sinn, da alle unsere Einsichten durch natürliche, aber von GOtt geordnete Erkenntnißmittel herkommen, so hätten wir nichts wider den Ausdruck. Allein sie nehmen das Wort Offenbarung für eine wunderbare, und unmittelbare Veranstaltung Gottes an, verlassen sich auf solche, und vernachläßigen und verwerfen in der That alle natürliche Mittel und Wege zur Erklärung der heil. Schrift zu gelangen, das ist, alle hermeneutische Regeln und Grundsäzze. Eines Theils rührt das her vom Stolz, denn der Schwärmer ist allezeit stolz, und glaubt, er stehe in einem besondern nähern Umgange mit GOtt, so, daß Gott ihn für andern würdige, besondere Offenbarungen und Aufschlüsse über Religionswarheiten zu haben. Mit den Aposteln war es freilich in diesem Stücke ein ander Ding, diese hatten allerdings unmittelbare Belehrungen von Gott über diese und jene Sachen in der Religion, das war aber ein Vorrecht der ersten Kirche, und dergleichen

chen unmittelbare Offenbarungen waren zu ihren Zeiten, da die Kirche erst sollte gepflanzt werden, und die Warheiten der christlichen Religion, ihre richtige und veste Bestimmung erhalten sollten, nöthig, wenn man dabei noch dieses erwägt, daß die Apostel gemeine Leute waren, die unmittelbarer göttlicher Aufschlüsse bedurften. Das fällt aber jezt, da wir die Lehre Jesu vollständig aufgezeichnet finden, und da wir an die ordentlichen, und natürlichen Mittel der Erklärung gewiesen sind, ganz weg. Offenbarungen, oder unmittelbar von Gott gewürkte nähere Aufschlüsse dieser oder jener Schriftstelle, sind heut zu Tage gar nicht zu erwarten, und wer sie erwartet, ist ein Schwärmer, der sich mehr einbildet als er ist, und mehr erwartet, als er erwarten soll. Und wollte man noch heut zu Tage, wie die schwärmerischen vereinigten Religionslehrer behaupten, eine unmittelbare Belehrung von Gott, in Absicht auf die Erklärung der H. Schrift annehmen, so hätte man doch ein unstreitiges Recht, von solchen, die sich dergleichen von Gott erhaltener unmittelbarer Belehrungen rühmen, die gehörigen Beglaubigungsbriefe zu fodern, sie mit der äußersten Strenge und Genauigkeit zu untersuchen, und eine völlige Befriedigung wegen ihrer Stärke und Gültigkeit zu verlangen, ehe wir ihrem Vorgeben Glauben beimessen. Aber man frage doch einmal solche Schwärmer, woher sie wissen, daß diese oder iene Erklärung einer biblischen Stelle,

ihnen von Gott offenbaret sey? Der eine wird sich auf einen gehabten Traum berufen, der andere vielleicht auf ein gewisses innerliches Gefühl, der dritte vielleicht auf eine jählings entstandene Ueberzeugung durch einen besondern Vorfall. Und gesetzt nun, daß das alles wahr wäre, daß man durch diese, eben angeführte Umstände auf die Erklärung einer Schriftstelle gekommen wäre, gesetzt auch, daß ein solcher Mensch sich selbst dabei beruhigte, und vest überzeugt wäre, daß ihn Gott durch solche Wege außerordentlich belehrt hätte; wäre das nun wohl ein Beweiß für andere, die dergleichen Träume, dergleichen innerliches Gefühl, dergleichen jählings entstandene Ueberzeugung nicht gehabt hätten? Bin ich wohl verbunden, die Erklärung einer Schriftstelle darum für richtig und wahr zu halten, weil der andere sich einbildet und vorgiebt er sey darüber ausserordentlich von Gott belehret worden? Wie lächerlich ist das, auf diese Art könnte uns ja jeder phantastische Kopf eine Erklärung aufdringen. Wie höchst ungewiß wäre auf diese Art die Erklärung der Bibel, wenn man dabei die Träume eines Fanatikers zur Regel nehmen wollte, oder müßte? Wenn zuversichtliche Bejahungen und Behauptungen der Schwärmer hinlänglich wären zu beweisen, daß diese, oder jene Erklärung unmittelbare Belehrung von Gott wäre, so würden die widersprechendsten Säzze Anspruch machen können, für himmlische und ausserordentliche Offenbarungen gehal-

halten zu werden. Denn es iſt vielleicht keine Erklärung ſo ungereimt, die nicht dieſer und jener Schwärmer mit aller Heftigkeit der feurigſten Einbildung, durch vorgegebene beſondere Offenbarung vom Himmel, zu heiligen geſucht hat.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

II.

Neue Kaſualbibliothek zum Behuf für Prediger, von verſchiedenen Verfaſſern. Gieſen bei Schröder. 1787.

* * *

Wir ergriffen dieſe neue Kaſualbibliothek begierig, und in der Hoffnung doch einmal eine Sammlung zu finden, die uns behagen möchte; (denn wir geſtehen es, daß wir wenigſtens, und unſrer Einſicht nach, ſehr ſelten eine Sammlung Kaſualpredigten gefunden haben, die uns als ganz zweckmäßig gefallen hätte.) Allein wir kamen im Leſen kaum bis zur Hälfte der erſten Predigt, als wirs wirklich fühlten, daß es uns ſauer wurde weiter zu leſen. Es ſind

dreyzehen Predigten darinnen enthalten meistens von einerley Schlage, einige ausgenommen, die zwar im Verhältnisse mit den übrigen besser sind, aber doch nicht als Muster empfohlen zu werden verdienen. Wären sie 1720 herausgekommen, so würden sie vielleicht noch zu rechter Zeit erschienen seyn, da die Oekonomie dieser Predigten überhaupt, wie auch die ganze Art des Vortrags, und der Stil ganz den damaligen Zeiten, und dem damaligen Geschmacke angemessen zu seyn scheinen. Wir glauben in Absicht der Herausgabe dieser Predigten folgendes: Sie wurden etwan anfänglich bei Gelegenheit einzeln gedruckt, der Verleger wollte das Publikum in Kontribution sezzen, sammlete daher diese gedruckten Predigten, und veranstaltete endlich theils mit, theils ohne Vorwissen der Verfasser gegenwärtige Sammlung. Sollten wir uns hierinnen irren, und dem Verleger Unrecht thun, und könnte er uns das Gegentheil beweisen, so wollen wir uns zur Widerrufung unsers Urtheils gern willig finden lassen. Daß es mit der Sammlung dieser Predigten so hergegangen, schlüssen wir daraus, weil einige Predigten darinne so altväterisch, und so herzlich elend sind, daß wir den Verfassern so viel Bescheidenheit zutrauen, daß sie den Druck ihrer Predigten nicht selbst veranstaltet haben. Hieher gehört besonders die eilfte Predigt des alten Pastor Rullmanns in Ober Widdersheim welche folgendes Thema hat:

„Die

„Die Freudigkeit eines im 77 Jahr des Alters und 50 des Amtes, auf seiner Huth noch veste stehenden Seelenwächters.“

Welch ein Thema ist das? — Nun, es war ja ein alter Mann. — Gut, das war er freilich, und er verdient in dieser Absicht auch Nachsicht und Schonung wenn er noch altväterisch predigt. Seine Gemeinde konnte auch seine Predigt gut und erbaulich finden, das alles geben wir zu. Aber war sie auch eine Predigt zum Herausgeben? —— Eine Predigt die man zum Muster aufstellen konnte? —— Eine Predigt in eine Sammlung von Kasualreden, und zwar zu unsern Zeiten? —— Nein, das war sie nicht, und mit solchen Predigten sollte man doch wahrlich das jezzige Publikum verschonen. Inzwischen ist diese Predigt des alten Rullmanns, ohngeachtet der altväterischen Tracht in der sie erscheinet, wenn man sie mit mancher andern in dieser Sammlung vergleicht, noch gut; denn der alte Mann bringt doch seine Gedanken so ziemlich ordentlich vor, und seine Sprache ist herzlich, und in den meisten Stellen populär. Dieses kann man nun von den übrigen nicht sagen. Die Verfaßer lieben meistens eine gespannte und gesuchte Beredtsamkeit, die durch gehäufte Tautologien merklich ermüdet. An vielen Orten führen sie die Sprache einer künstlichen Dogmatik (die doch in eine Predigt gar nicht gehört,) oder reden doch grösstentheils

in

in der Bilderſprache der Bibel, ohne ſie zu erklären.

Bisweilen ſind ſie zu ausführlich, und ihr Vortrag fällt ins ſchläfriche und matte. Wir wollen zum Beweis, daß wir die Verfaſſer nicht ohne Grund tadeln, Stellen aus ihren Predigten ausheben.

Die erſte Predigt, welche über Luc. 10. v. 41. 42. von den hohen Gütern handelt, nach denen die Chriſten vorzüglich trachten müſſen, hebt ſich mit einem langen Gebet an, welches die Stelle des Exordii vertritt, und lautet unter andern alſo:

„So leiteſt du mich dann, freundlicher Gott! heute in dein Heiligthum, mit mir einen wichtigern Bund aufzurichten, als den du bisher mit mir gemacht haſt. War ich in deinem Hauſe ſonſt nur ein Knecht, dem du blos das Amt gegeben, deine Rechte und Gebothe auf dem Lehrſtuhle zu verkündigen, ſo haſt du mir heute wichtigere Geſchäfte darinnen aufgelegt. Du haſt mir den Binde und Löſeſchlüſſel überliefert, du haſt mir die Verwaltung deiner Heil. Sakramente anvertraut, ich habe mich aufs feyerlichſte verpflichtet, deine Gemeinen wie ein treuer Hirt auf den grünen Auen deines ſeeligmachenden Worts zu weiden, deine Diener

haben

haben vor dem Angeſicht des Himmels und der Erden ihre Hände auf mein Haupt gelegt, und mit mir, dich angefleht, daß die zum Wächteramt in Zion nöthige Gaben des heil. Geiſtes über mich kommen, und auf mir ruhen mögen. Gott der Treue! o was für ein wichtiger Tag iſt denn der heutige für mich! er iſt unter meinen Tagen, die du in das Buch deiner Vorſehung eingeſchrieben, einer der bedenklichſten. Ganz unterſchiedene groſſe Empfindungen ſezzen mein Herz in Bewegung, wenn ich an die feyerliche Handlung gedenke, die in dieſem Tempel mit mir vorgegangen iſt. Ich freue mich, ich zittere! meine Seele iſt voll heiliger Freude darüber, daß ich nun durch die Kraft tüchtig worden bin, dem Bußfertigen in deinen Nahmen, die Erlaſſung ihrer (ſeiner) Schuld vor dir, und den zerknirſchten Gemüthern die Erquickung der Gerechtigkeit Jeſu anzukündigen, die neugebornen Gäſte der Erden zu Bürgern des Himmels in dem Bade der Wiedergeburth einzuweihen, und denen, die nach Gerechtigkeit hungert und dürſtet, die Speiſe des Himmels, und den Trank des ewigen Lebens, in dem Liebesmahle des Erlöſers, des großen Vorgängers in dem Amte welches ich nun auch bekleiden ſoll, darzureichen. O ſeelige Wonne, wenn ich

mir die ſanfte Vorſtellung mache, daß ich einſt auch manche Schaafe zur Rechten des Richters ſehen werde, denen ich mit dem Hirtenſtabe den Weg zu Jeſu und dem Sitze ſeiner Herrlichkeit wies. Aber ich zittre auch, wenn ich an die Wichtigkeit meines künftigen Standes in dem Hauſe des Herrn gedenke, ich werde voll Wehmuth und Kummer, wenn mir die Drohung des Warhaftigen einfällt: Er wolle das Blut der Seelen von meiner Hand fordern — — — und die Strafe des allmächtigen Rächers wird mich gewis treffen, wenn ich mich von einer oder der andern verführen lieſe. Verhüte dies gnädiger Gott! meine Pflicht zu vergeſſen. Heiliger! Heiliger! Heiliger Herr Zebaoth! Furchtbarer und gerechter Richter wie muß ich zittern, wenn ich daran gedenke! Aber im Vertrauen zu dir liebreicher Gott der Kraft und Weisheit, habe ich es gewagt, mich dir heute feyerlich zu einem Arbeiter in deinem Weinberge und in deiner Aerndte zu verpflichten. Regiere mich, daß ich nie bundbrüchig vor dir werde." —

In eben dieſer Predigt heißt es S. 17. „die Eitlen, ſie machen ſich viel zu ſchaffen, aber lauter vergebene (vergebliche) Mühe. Denn da ſie die Ehre eines künftigen Reichsgenoſſen Gottes vergeſſen, da ſie nicht ſuchen daß ihre Nahmen mit dem Blute Jeſu in das

Buch

Buch des ewigen Lebens aufgezeichnet, und an den Thoren des Himmelreichs von den Bürgern deſſelbigen genennet werden; ſo kaufen ſie Schande ſtatt Ruhm, und werden nach dem Todte jämmerlich, und blos von allen Vorzügen ſeyn.“ —

In dieſer Stelle finden wir beſonders folgende Ausdrücke: künftige Reichsgenoſſen Gottes ſeyn —— die, mit dem Blute Jeſu, in dem Buch des Lebens aufgezeichnete Nahmen —— die Thoren des Himmelreichs — ganz für gemeine und unſtudirte Leſer unverſtändlich.

Wenn man doch einmal aufhörte zu glauben, daß eine ſolche bilderreiche Sprache, die Sprache der Kanzel ſeyn müſſe. Es iſt doch wahrhaftig nicht bei Gott zu verantworten, daß Prediger ihre Zuhörer mit ſolchen Redensarten, die ſie doch gewiß gröſtentheils nicht verſtehen können, gleichſam zum Beſten haben.

S. 19. heißt es: „Wort des Herrn, das uns die Pracht des Himmels offenbaret, die ohne dich vor unſerm Angeſicht verborgen iſt, erleuchte uns, und führe uns von der Erde hinweg zu den ſeeligen Höhen Zions! Eröffnet euch ihr Paradieſiſchen Wohnungen der verklärten Gerechten. Welch unausſprechliches Entzücken erfüllet unſere Seele, wenn wir aus dieſem

Thale des Kummers nach jenem heiligen Sizze des Allerheiligsten blicken. —“

— S. 20. scheint der V. in folgender Stelle ganz zu phantasiren, wenn er folgendergestalt redet:

„Seelige Nachbarn des Thrones Gottes, euer ewiger Wachsthum an Weisheit und Heiligung, läßt euch auch ewig größre Aerndte des Heils halten. Ihr schmecket ohne Unterlaß mit euren veredelten Empfindungen die Fülle des Friedens und lieblichen Wesens. — — Ihr werdet mit der reinen Wollust des Himmels wie mit einem Strom getränckt werden, und in der Stadt des lebendigen Gottes wie helle Sterne glänzen. Eure Hütte wird seyn in der Gemeine der Erstgebohrnen, und unter den triumphirenden Geistern der vollkommnen Gerechten werdet ihr mit hellleuchtenden Siegeskronen erscheinen. —“

Sag' lieber Leser! heißt das deutlich und populär predigen? Wie viel Zuhörer sind wohl im Stande einen so geblühmten bilderreichen Vortrag zu verstehen, und mit solchen Redensarten klare, und richtige Begriffe zu verbinden? Ein solcher Prediger ist wahrhaftig nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Säß'

Säß Rezenſent im Konſiſtorio, unter welchem dieſer Prediger ſtehet, ſo würde er ihn vorfordern laſſen, ihm ſeine zweckwidrige Art zu predigen ernſtlich vorhalten, und es ihm ſcharf unterſagen, künftighin ſo zu predigen. Es wären warhaftig in manchen Ländern und Gegenden, wo es dergleichen Prediger leider noch häufig giebt, geiſtliche Viſitatoren nöthig, die herumreiſen, und Prediger beſuchen müſten um ihre Predigten zu hören, und um manche, die noch ſolchen Unſinn predigen, mit Ernſt zurechte zu weiſen, oder, wenn ſie keine Weiſung annehmen wollten, es alsdann bei der Behörde zu melden. Wir können uns den unglücklichen Zuſtand einer Gemeinde nicht groß genug vorſtellen, die einen ſolchen Prediger hat, von welchem ſie mit ſolchem ungenüßbaren unverdaulichen Futter genährt wird.

Die übrigen in dieſem Bande vorkommenden Predigten führen gröſtentheils den Ton und die Sprache, die wir in der erſten gefunden haben, und ſcheinen entweder von einem und eben demſelben Verfaſſer herzukommen, oder, wenn das nicht wäre, doch von ſolchen Verfaſſern, die ziemlich einerley Fähigkeiten und Denkungsart haben. So herrſcht z. E. in der 5ten Predigt, eben die geſpannte Beredſamkeit, eben die bilderreiche morgenländiſche Sprache, die wir in der erſten angetroffen haben. Es iſt eine Anzugspredigt, in welcher der Verfaſſer den Haupt-

ſatz vorträgt: Der herrliche Lohn einer Gemeine, die in der Gottſeeligkeit beſtändig iſt, und zunimmt. Ueber den herrlichen Lohn äuſert er unter andern folgendes:

S. 133. „Wohl uns, daß wir in dem Wercke des Herrn feſt und unbeweglich waren — jetzt ſammlen wir ewige volle Erfahrungen davon. Was ſind die Thronen, worauf wir als Könige, die überwunden haben, leuchten? Was iſt das hohe Gefühl von der Liebe des Vaters der ſeeligen? Was iſt der himmliſche Friede, o Jeſu! König der Ehren, den wir in deiner Herrlichkeit geerbet? Was iſt die unerſchöpfliche Fülle des Lobes der Wunder und Seeligkeit, die wir in den Tiefen deiner Verſöhnung finden, da ſie klar und aufgedeckt vor uns liegen? Was ſind die Ströme der Entzükkungen“ (Hier muß der Mann wahrhaftig ſich ſelbſt in einer Entzükkung befunden haben) „womit wir vom heiligen Geiſte getränket werden? Was iſt die paradieſiſche Stille worinnen uns kein Gedanke des Leides antaſtet? Ach, was ſind alle die Heere der Freuden, Herrlichkeiten und Glückſeeligkeiten, die durch das Anſchauen Gottes, in unſere erhöhete Sinne und verklärte Seele dringen!“

S. 139. „Ich ſehe, — Gott! wie entzückt

zückt mich dieſe Vorſtellung!“ (Nun geſteht doch der Verfaſſer ſelbſt, daß er entzückt geweſen ſei.) „wie ihr am Tage des Weltgerichts zur Rechten des Richters ſtehet; wie die Freude auf eurem Antlitz leuchtet, als in eines Engels Angeſicht; wie die Kronen der Gerechtigkeit auf euren Häuptern ſtrahlen; wie ihr umgeben ſeid mit Engeln Gottes und ſeinen Heiligen! Der Richter blicket holdſeelig auf euch; er machet eure bewieſene Treue vor der ganzen Verſammlung des Himmels und der Erden kund. Ich trete dann freudig hin zu meinem Richter und ſage getroſt: Herr, hier ſind die, die du mir gegeben haſt, es iſt deren keiner verlohren gegangen; ihr dringet dann mit Frohlocken und Siegesgeſängen, mit den triumphirenden Schaaren der Geſeegneten des Vaters, in die Thoren des neuen Jeruſalems. Ich ſehe euch denn auf den Stätten der Herrlichkeit, die Jeſus euch bereitet hat; ich lobſinge dann ewig mit euch: Halleluja, dem Vater der Treue! Halleluja, dem Lamme, das erwürgt war! Halleluja, dem Geiſte der Freuden! unſere Arbeit vor ihm, dem dreieinigen Gott, war nicht vergeblich. O unausſprechlich entzückende Vorſtellung!“

Und wir rufen bei ſolchen Stellen aus; O unausſprechlich phantaſtiſche Kanzelſprache! — Wir übergehen, um Weitläuftigkeit zu vermei-

den, die noch übrigen Predigten, aus denen wir ebenfalls solche aehnliche Stellen ausheben könnten, und beschliessen unsere Recension mit dem Bekenntniß, daß wir in unsern Zeiten kaum eine Predigtsammlung gefunden haben, die so ganz schlecht gewesen wäre, als gegenwärtige. Wir bitten dahero, im Nahmen des lesenden Publikums Verfasser und Verleger, künftighin doch mehr Schonung für dasselbe zu haben, und vernünftigen Lesern nicht etwa durch eine Zweite und aehnliche Sammlung zuzumuthen, ihr Geld für schlechte und verlegene Waare hinzugeben.

Wäre in dieser Sammlung nicht die Einsegnungsrede des würdigen aufgeklärten und gelehrten Herrn Doctor und Superintendentens Rosenmüllers zu Leipzig befindlich, die er noch als Sup. zu Giesen bei Gelegenheit der Jubelpredigt des Herrn Pastor Rullmanns gehalten, und die wir mit Vergnügen gelesen haben, da wir darinnen den grossen Mann fanden, der auch in dem kürzesten Vortrag seine Materie ganz durchdringt, und sie in einer populairen Sprache dem Herze des Zuhörers nahebringt; so würden wir derselben bei nahe allen Werth abzusprechen, nach unserm Gewissen kein Bedencken finden. Denn was haben Predigten wohl für Werth, die wegen einer unschicklichen und bilderreichen Sprache, von dem gemeinen Haufen nicht können verstanden werden?

Lang-

Langhorne ſagt im zweiten Brief über die Kanzelberedſamkeit: *) „Das Volk iſt zu bedauren, welches einen ſolchen Hirten hat, der, wenn ſie ihn um Brod bitten, ihnen einen Stein geben will — und ſie durch die ſeltſame Sprache unverſtändlicher Redensarten betäubt.“

III.

Almanach für Prediger, die leſen forſchen und denken, auf das Jahr 1786. Weiſenfels und Leipzig, bei Caſ. par Simon Jſens ſeel. Erben. — — Auf das Jahr 1787. Weiſenfels bei Friedrich Severin.

* * *

Da es jetzt ſo ſehr Mode iſt, Almanache zu ſchreiben, und wir ſchon dergleichen beinahe

*) Siehe Briefe über die Canzelberedſamkeit aus dem Engliſchen von M. J. F. Froriep, Baccalaureus der Theologie und Frühprediger bei der Univerſitätskirche zu Leipzig. Frankfurth und Leipzig bei Dodsley und Compagnie 17[illegible] p. 34.

nahe für ieden Stand, und jedes Verhältnis der Menschen haben, so wundern wir uns nicht, daß endlich auch ein Almanach für Prediger erschienen ist. Der Einfall einen solchen zu liefern hat Herr Magister George Adam Horrer — der nun von seinem Pastorat in Zeuchfeld bei Freiburg, als Archidiaconus nach Weisensee gekommen ist, gehabt, als welcher sich in der Vorrede öffentlich als Vater zu diesem Kinde angiebt.

Uebel ist sein Einfall würklich nicht, da ein solcher Almanach, wenn er Zweckmäsig eingerichtet ist, Predigern, und besonders Predigern auf dem Lande, die oft nicht Gelegenheit haben, viel Journale zu lesen, und sich viel Bücher anzuschaffen, nützlich werden kann. Auch der Titel hat etwas anlockendes und empfehlendes, und mancher Landprediger, der seit dem siebenjährigen Krieg oder der theuren Zeit sich kein neues Buch anschafte, auch keine gelehrte Zeitung laß, und dahero mit dem Gange, den die theologischen Wissenschaften unterdessen genommen, gänzlich unbekannt blieb, wird nun begierig diesen Almanach zu lesen, und Trotz der Frau Pastorin, die da einwendet, daß man das Geld in der Wirthschaft nöthiger brauche, doch 10. Groschen jährlich für diesen Almanach hingeben.

So sehr wir nun mit dem Einfall des Herrn Magister Horrers zufrieden seyn, so müssen wir doch

doch bekennen, daß wir mit der Einrichtung ſeines Almanachs nicht zufrieden ſind.

Zuförderſt ſind wir damit nicht zufrieden, daß er in ſeinem Almanach bloß die Nahmen jetztlebender Prediger aufführt, ohne jedesmahl ihre bekannten Verdienſte anzugeben.

Eigentlich ſollen keine andern als verdienſtvolle Prediger aufgeführet werden. Sind ſie es aber auch alle? — Wodurch zeichnen ſie ſich aus? — Worinne beſteht das Verdienſt des einen und des andern? — Sind ſie Schriftſteller? — Oder haben ſie ſonſt ein Verdienſt? In welcher Wiſſenſchaft thut ſich dieſer oder jener herfür? — Oder zeichnet ſich der eine und der andere durch eine beſondere Gabe, durch eine beſondere Tugend aus? — Alles dieſes hätte Herr Magiſter Horrer, durch Beiſetzung einiger Worte, ja oft nur eines einzigen Worts beſtimmen können. Z. E. B.** iſt ein Schriftſteller — oder hat viel geſchrieben — oder, hat einige Schriften herausgegeben. C.** iſt ein guter Humaniſt. D.** beſitzt eine gute Gabe im Catechiſiren. E.** iſt ein Redner — oder ein ſehr beliebter Prediger. F.** iſt ein fleiſiger Mann der fortſtudirt. G.** hat eine exemplariſche Aufführung. H.** iſt ein vorzüglicher Lateiner — oder ein guter Grieche — Hebräer.

J** ein sehr friedliebender Mann und so fort.

Da Herr Magister Horrer einmahl eine weitläuftige Correspondenz führen muß, wie er selbst bekennet, so darf er ja nur an die Superintendenten jeder Diöces schreiben, und sich die Nahmen der verdienstvollen Prediger, nebst einer kurtzen Anzeige ihrer Verdienste, Eigenschaften und Geschicklichkeiten ausbitten. Das wird ihm doch hoffentlich kein Superintendent abschlagen, der ein ehrlicher und rechtschaffener Mann ist, *) und bei dieser Gelegenheit die bisher unbekannten Verdienste seiner untergeordneten Prediger ans Licht bringen kann.

Ein Superintendent weiß auch am besten, was an jedem seiner untergebenen Prediger ist, und kann und muß es wissen.

Dadurch würden die guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten manches ganz unbekannten Predigers, der Welt bekannt werden, und man würde ihn nun auch in der Ferne schätzen, wie er es verdiente. Ja, es könnte die öffentliche Anzeige seiner Verdienste, Gaben und Geschicklichkeiten, einen Einfluß auf weitere Beförderung haben. Und mancher Patron, der einen neuen

*) Sollte ein Sup. seyn, der nicht gewohnt wäre einen Brief zu schreiben, ohne dafür bezahlt zu werden, dem lege man Gebühren bei.

neuen Superintendent oder Pfarrer ſuchte, könnte einer weiten und beſchwerlichen Reiſe, des Behorchens und Nachfragens nach den Fähigkeiten dieſes oder jenes Subjects überhoben ſeyn, wenn die Verdienſte der Prediger in einem Almanach treu und gewiſſenhaft angezeigt zu finden wären. Ein ſolcher Almanach wäre doch wohl zuverläßiger, als Gaſthöfe und Dorfſchenken, wo man ſich oft nach den guten Eigenſchaften und Fähigkeiten zu erwählender Prediger zu erkundigen pflegt.

Daß Herr Magiſter Horrer in der Vorrede zum Almanach für Prediger auf das Jahr 1786.

„feyerlich verſichert, daß die in ſeinem Almanach aufgeführten Predigernahmen, alle die Nahmen verdienſtvoller Prediger wären,“

glaubt ihm wohl niemand gleich aufs Wort. — Wenigſtens entſteht doch die Frage: Worinne beſteht das Verdienſt dieſes oder jenes Predigers? —

Wir kennen viele von denen in ſeinem Almanach aufgeführten Predigern, und einige darunter ganz genau, von welchen wir warlich nicht ſagen können, worinne ihr Verdienſt beſtehe.

In dem Almanach aufs Jahr 1787. liefert H. M. Horrer auf jeden Sonn- und Feyertag ein Thema und eine kurze Dispoſition. Das

hat uns gefallen, und ist überaus nützlich und brauchbar. Aber die Themata und Dispositionen haben uns gröstentheils nicht gefallen, welches wir öffentlich und freymüthig bekennen müssen, ohngeachtet H. M. Horrer in der Vorrede versichert,

„sie wären alle, bis auf wenige von einem würdigen und verdienstvollen Prediger in Leipzig —“

Erstlich sind manche darunter **dunkel, über die Sphähre des gemeinen Haufens und also gar nicht populär.** Wohin z. E. folgende gehören:

„**Jubilate: Das Große in den Schicksalen Jesu.** 1) Es kam vieles dem Zuschauer völlig unerwartet. 2) Es nahm alles einen guten Ausgang.

Wir finden überhaupt, wenn von Jesu und dem was er hier in der Welt leiden mußte, die Rede ist, das Wort **Schicksal** unbeqvem und übel gewählt. Schicksal ist ja nur eigentlich das, was uns wider Erwarten und Vermuthen wiederfährt. Jesus hatte ja, nach der Lehre unserer Dogmatiken von Ewigkeit mit seinem Vater alles gleichsam verabredet, wuste, und muste als Gott, alles wissen, was er würde leiden müssen. Er spricht dahero sehr oft von seinen künftigen Leiden, und beschreibt sie so gar deutlich. Wie kann man sie Schicksal nennen?

nen?

nen? — Das Wort Groß und die Redensart überhaupt: Das Große in — giebt einen ſchwankenden dunkeln Begrif, und für den eigentlichen Gedanken der darinne liegt, hat der gemeine Haufen keine Receptibilität. Eben dahin gehört das Thema

„am Sonntage nach Weinachten:
Die Schickſale Jeſu, eine Probe fürs menſchliche Herz.

Ein Satz, der gar nicht für den gemeinen Haufen iſt, und wo wieder das unbequeme Wort Schickſal vorkömmt.

Zweitens, haben wir manche Themata gefunden, die falſch disponirt ſind, und die uns nicht den beſten Begrif von der Logick des Herrn Verfaſſers gegeben haben.

Hieher rechnen wir, unter andern, das Thema „am zweiten Chriſttage: Wie wir uns durch eigene Erfahrung überzeugen können, daß das Evangelium von Chriſto wahr ſei, und uns glücklich mache.

1) wenn wir es für wahr annehmen und darauf verlaſſen.
2) ſolches befolgen.“

Wir vermiſſen hier ſo gar den gemeinen Menſchenverſtand. Man ſoll ſich durch eigene Erfahrung überzeugen, daß das Evangelium wahr ſei. Und wie ſoll dieſes geſchehen? — Dadurch, daß wir es für wahr annehmen.

Das

Das ist doch wahrhaftig lächerlich. Heist das nicht eben so viel, als wenn man sagt: man muß, um sich von der Wahrheit einer Geschichte zu überzeugen, die Geschichte als wahr annehmen.

Eben so unrichtig ist das Thema am Osterdienstag disponirt.

„Jesus ist wahrhaftig auferstanden. Dis schützt uns

1) wider die Schrecken des Todes
2) wider die Schrecken der Verwesung.“

Als wenn der letzte Theil nicht schon natürlich in dem ersten mit läge. Die Schrecken der Verwesung gehören ia schon zu den Schrecken des Todes.

Wir könnten noch mehrere Themata anführen, die unrichtig disponirt sind. Es mag aber genung seyn, zu beweisen, daß der unbekannte Prediger zu Leipzig dem Almanach für Prediger eben kein grosses Geschenk mit seinen gelieferten Dispositionen gemacht habe.

Gilt unsere Bitte bei dem Herrn Magister Horrer etwas, so wolle er uns künftig lieber seine eigenen Themata liefern, denn wir trauen es ihm zu, daß ers besser machen werde.

Auch wird in diesem Almanach allezeit ein Stück aus der neuesten Kirchengeschichte geliefert. Das ist gut und zweckmäsig. Dabei hat uns

uns aber dieſes nicht gefallen, daß mit unter bloß Zeitungsartickel gefunden werden, die ſo oft ganz unrichtig, und zum Theil bereits öffentlich wiederrufen worden ſind. Der Herr Magiſter Horrer mag künftig aus beſſern Qvellen ſchöpfen, oder lieber warten, bis ſich die Sachen beſtättiget haben.

Es kommen auch einige Schrifterklärungen im Almanach vor, welches ebenfalls nicht unrecht iſt, beſonders, wenn ſie nicht bloß die gewöhnlichen Evangelien, ſondern auch andere Stellen, vorzüglich ſchwere Oerter betreffen. Aber freylich müßten ſolche Erklärungen einen andern Mann zum Verfaſſer haben als der iſt, welcher die Erklärung des Evangeliums am neuen Jahr, die im Almanach aufs Jahr 1787 befindlich iſt, geliefert hat. Denn wir konnten uns wahrhaftig des Lachens nicht enthalten, als wir die Worte:

> Und da 8. Tage um waren — ſo erklärt fanden: „Da der achte Tag herangekommen war“ —.

Die Abhandlungen, die in dieſem Almanach vorkommen, betreffen ganz wichtige Gegenſtände. Im dem Almanach aufs Jahr 1786. ſtehen folgende. 1) Etwas zur Beherzigung für gewiſſenhafte Prediger. 2) Von Verbeſſerung der Pfarreien. 3) Von bibliſchen Predigten. 4) Von der Ausarbeitung guter Predigten,

aus Hugo Blairs Abhandlung über die Kanzelberedſamkeit. 5) Beiträge zur Volksaufklärung. 6) Ueber dem Beichtſtuhl u. ſ. w.

Im Almanach aufs Jahr 1787. finden ſich folgende. 1) Ueber die Kinderconfirmation. 2) Bibelſtudium. 3) Ueber Mittel, das leichtſinnige Schwören zu verhindern. 4) Eideswarnung — (dieſer Aufſatz iſt kurz, aber ſchön.) 5) Kanzelbetragen.

Die meiſten dieſer Abhandlungen, die von der Eideswarnung und Kinderconfirmation ausgenommen, ſind ſuperficiell, und ihre Verfaſſer ſcheinen theils nicht aufgeklärt genung, theils ſind ſie des zu bearbeitenden Gegenſtandes nicht mächtig genung. An der Weitſchweifigkeit fehlt es mancher Abhandlung nicht, aber deſto mehr an richtiger Beſtimmung und Auseinanderſetzung der Wahrheiten, ingleichen an einem angenehmen Stil.

Ganz ſuperficiell iſt die Abhandlung über die Frage: wodurch kann ein Prediger den Unglauben entgegen arbeiten? — die im Almanach aufs Jahr 1786. von S. 176 bis 185. vorkommt. Weit beſſer finden wir dieſe Frage beantwortet von D. Rambach, in einer Abhandlung: von den Pflichten eines Predigers zur Zeit des herrſchenden Unglaubens, welche im 3ten Stück des 4ten Bandes des beliebten Journals für Prediger befindlich iſt.

Ueber-

Ueberhaupt riethen wir dem Herrn Herausgeber dieſes Almanachs, lieber gründliche ſchon vorhandene Abhandlungen von groſſen und berühmten Männern aufzunehmen, und, ſie bisweilen, wenn ſie zu weitläuftig ſind, auszugsweiſe mitzutheilen, als neue noch ungedruckte, aber triviale und ſuperficielle, wodurch er ſeinen Almanach in ſchlechten Ruf bringt.

Daß der Herr Herausgeber auch Amtserfahrungen, und beſondere Amtsvorfälle liefert, iſt ſehr gut und zweckmäſig.

Im Almanach aufs Jahr 1787. wird von S. 192. bis 207. eine Kandidatengeſchichte erzählt, die kaum werth iſt, in einem gemeinen Bauerskalender zu ſtehen. Der Held dieſer Geſchichte iſt ein Altenburgiſcher Kandidat, der ſeine Leſer (denn er erzählt ſelbſt) mit den kleinſten unbedeutendſten Auftritten ſeines Kandidatenlebens zu unterhalten ſucht. Er iſt dabei ganz unausſtehlich ausführlich. — Das Skelet der Geſchichte iſt:

„Ich bin 13. Jahr Kandidat geweſen — habe 4 Jahre in Jena ſtudirt — Mein Vater wollte mich hernach zu Hauſe nicht leiden — ſagte, ich ſollte ſuchen in eine Kondition zu kommen — ich konnte lange keine bekommen — und mußte bald da bald dorthin laufen. — Bei dieſen Hin und herreiſen kehrte ich immer in Jena ein, und gieng allezeit

durch den ſchwarzen Bär (ein ſehr wichtiger und intereſſanter Umſtand!) Endlich wurde ich vom H. Profeſſor Reniſch an einen gewiſſen Herrn von M. recommendirt. — Es wurde aber nichts daraus. — Da ich einmahl durch Jena gieng, rufte mich der Kapitain Sch. aus ſeinem Fenſter, — bei dieſem aß ich Mittags, dieſer verſchafte mir eine Kondition bei einem Herrn v. M. — Ich bekam 20. thl. und einen heil. Chriſt. — Da giengs ſo ziemlich alles gut. — Aber 1741. heyrathete mein Prinzipal. — Nun war meine gute Zeit aus. — Ich bekam nun ſtatt 2. gezogener Lichter ein blechernes Oellämpgen — ſtatt des Thees früh — ein Butterſchnittgen — ſtatt des ketſchauer Biers bekam ich Nullendorfer (wie pragmatiſch der Erzähler ſeine Geſchichte erzählt, erhellt daher, daß er bei dem Nullendorfer Bier die Anmerckung macht, es ſei das ſchlechteſte in Jena) Ich trug alles mit Gedult. — Mein Prinzipal verreißte — in ſeiner Abweſenheit bekam ich von meiner Prinzipalin meine Dimißion — ich zog nun wieder zu meinen Vater — 1742 erhielt ich wieder eine Kondition bei dem Hrn. von * *. Ich bekam 26. thl. und 2. thl. zum heil. Chriſt (hoch hats der Herr Kandidat nicht gebracht. Woran lag das? —) Mein Prinzipal war ſehr mürriſch — ich war da wie eine Kindermagd. — Die Kinder ſollte ich weder ſchimpfen noch ſchlagen. Der

Prin-

Prinzipal wollte keine Schulbücher schaffen — ich schnitt alte Carmina entzwei, und formirte aus den darausgeschnittenen Buchstaben Worte und Zeilen, und so lehrte ich die Kinder lesen —— alles mit Spielen. —— Ueberhaupt gieng mir es in d eser Kondition sehr übel. — Ich muste den ganzen Tag Schule halten — die Morgen - und Abendstunden konnte ich nur zu meinen Studiren anwenden. — Ueber 10. Uhr Abends durfte ich auf meiner Stube kein Licht mehr haben — Wenn Gäste da waren, bekam ich mit meinen Junkern oft das Essen auf die Stube — war der Prinzipal einmal böße auf mich, so geschahe dieses 8 bis 14 Tage hinter einander. — Mußte ich meinen Prinzipal sprechen, so mußte ich allzeit vollkommen angezogen erscheinen. Wollte ich für den Pfarrer des Orts einmal predigen, so durfte ichs nie ohne Erlaubnis des Prinzipals thun — Ich mußte als Informator auch die Aussaat, Ernte und Wintersaat besorgen. — Ich kaufte für mein Geld in Jena zwey Editiones von dem nürnbergischen Wörterbuche, an welchen ich eine kleine Grammatik antraf.“ (Scheints doch, als wenn der Herr Kandidat selbst gar keine Grammatik in seiner Bibliothek gehabt habe! toll genung!)

*„Ich lehrte meine Junker nun declliniren

und conjungiren. — Das erfuhr mein Prinzipal — darüber wurde er böse. — Ich kündigte meine Kondition nun auf. — Da gabs einen heftigen Sturm — Er wollte mich nicht fortlassen — Ich recommandirte ihm einen andern Kandidaten. —

Inzwischen wurden, noch vor meinem Abzug meine Untergebenen von dem Herrn Sup. B. in O. und Adjunct B. Priester des Orts examinirt. — Sie bestunden gut — darüber sich die Examinatores wunderten, und die Eltern weinten. — Ich hatte nun eine andere Kondition erhalten, wo ich 30. thlr. bekommen sollte — mein alter Prinzipal hatte aber an meinen neuen Herrn heimlich geschrieben — und mich schlecht geschildert, weswegen mir letzterer, noch ehe ich anzog, die Kondition wieder aufkündigte. —

Nun war die Lage meiner Umstände sehr schlecht. Nach Hauße getraute ich mich nicht, denn mein Vater hatte wieder geheirathet, und die Stiefmutter konnte uns Kinder gar nicht leiden.

Ich hielte mich dahero eine Zeitlang bei meinen Universitätsfreund D. M. in K. auf. Hier schrieb ich nach Altenburg — und nach Verlauf von 6. Wochen erhielt ich zwey Konditiones — eine nach Leipzig, die andere in Klosterlausitz — ich wählte die letzte.“ —

Wir

Wir wissen gar nicht, wie der Herr Horrer eine so äuserst fade, abgeschmackte und uninteressante Kandidatengeschichte, in seinen Almanach aufnehmen konnte!

Das lesende Publikum ist nicht mehr so geschmacklos, daß man auftischen kann, was man will, und wie es einem unter die Hand kommt. Der Geschmack der jetzigen Lesewelt ist sehr delicat. — Und wer mag auch solch Zeug lesen!

Eine behutsamere Auswahl bei künftiger Aufnahme eingesendeter Beiträge dürfte wohl anzurathen seyn, wenn anders dieser Almanach an seinen guten Fortkommen nicht gehindert werden soll.

Schlüßlich versichern wir Herrn Magister Horrer, daß wir, bloß von Wahrheitsliebe und von unserer Ueberzeugung geleitet, gegenwärtigen Aufsatz wieder seinen Almanach verfertiget haben. Scharf urtheilen wir allezeit vermöge der einmahl angenommenen Regel unsers Instituts. Wir sind bieder und teutsch, Privatabsichten oder andere unreine Bewegungsgründe bestimmen nie unser Urtheil. Von der so sehr gewöhnlichen Recensentenspeichelleckerei sind wir weit entfernt.

IIII.

Das apostolische Tagebuch, oder das tägliche Aufsehen auf Gott bei allen Vorfällen und traurigen Schicksalen der Menschen, nur für apostolisch gesinnte Leute unter Armen und Reichen, unter Protestanten und Catholicken,

von

G. L. Mastus,

der Weltweisheit Doctor, Fürstl. Rath, Secretair, Agent der auswärtigen Gelehrten, und des Churſächßl. Ministeriums Candidat. Ein Erbauungsbuch, nicht nach der Mode. Erster Theil. 18 gl. mit Churſächßl. gnädigſten Privilegio. Cöthen und Leipzig, im Verlage der Glandenbergischen Buchhandlung, 1787.

* * *

Es gehört mit zur Aufklärung unserer Zeiten, daß jetzt gute ascetische Schriften herauskommen. Zu allen Zeiten war es Bedürfnis des Christen, besonders von gemeinem Stande, daß er Anleitung und Nahrung zu seiner Erbauung

bauung bekam. In den vorigen Zeiten, und noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war in diesem Stück schlecht für die Christen gesorgt. Nicht, als wenn man keine Gebets- und Andachtsbücher hätte herausgegeben, denn es fehlte würklich daran gar nicht, sondern sie waren nur schlecht, ganz zweckwidrig, und bisweilen erbärmlich abgefaßt.

Man ließ die Christen in einer hebräischteutschen Sprache, und in mystischen dogmatisch-künstlichen Formeln mit Gott reden. Weil nun unstudirte und gemeine Christen eine solche Sprache unmöglich deutlich verstehen konnten, so entstand daraus natürlich eine verstandlose Andacht. Die undeutschen mystischen, metaphorischen morgenländischen Redensarten brachten oft ganz falsche Ideen und Gedanken in den Kopf des gemeinen Mannes, daß er oft in seinem Glauben irrig wurde, und selbst nicht wuste, woran er war. Nur eines zu gedenken. Man redete immer und allewege von dem Blut und Wunden Jesu, schrieb demselben alle Kraft der Erlösung Jesu zu, redete oft davon, ein Sünder müsse zum Blute Jesu seine Zuflucht nehmen, sich damit von seinen Sünden waschen, sich im Glauben mit diesem Blute besprengen; einige sagten gar, man müsse in die Wunden Jesu stiehen, und was dergleichen metaphorische Reden mehr waren. — Die Sache war freilich im Grunde richtig, wenn es erklärt worden wäre. Das ge-

ſchah aber nicht. Und ſo entſtund bei dem gemeinen Mann der Aberglaube, in dem Blute Jeſu wäre eine reinigende ſeeligmachende Kraft.

Es haben ſich dahero aufgeklärte Theologen in unſern neuern Zeiten Mühe gegeben, für den gemeinen Chriſten beſſer zu ſorgen, und an die Stelle der alten myſtiſchen metaphoriſchen und undeutſchen Gebet- und Erbauungsbücher, neue zu ſetzen, worinnen eine deutliche und ſimple Sprache herrſcht, und die Begriffe rein dargeſtellt werden. Wir dürfen wohl nicht erſt die guten Gebetbücher und Erbauungsſchriften eines Sturms, Tiedens, Roſenmüllers, Jedersens, Webers und anderer theils genannter theils ungenannter aufgeklärter Theologen, bekannt machen, da ſie in den Händen aller derer gewis ſind, die wahre und reine Erbauung ſuchen. Der unſtudirte und gemeine Chriſt befindet ſich bei dieſen guten Erbauungsbüchern ſehr wohl, und dankt Gott, daß er den ſchwülſtigen und metapherreichen Schmolcken, den myſtiſchen Arnd, den ſchwärmeriſchen Bogatzky, die Seelenſchätze, die himmliſchen Goldtincturen, die geiſtliche Waſſerquelle, und geiſtlichen Roſengarten, und ander einfältiges und zum Theil unſinniges Zeug nicht mehr leſen darf.

Deſto auffallender iſt es, wenn in unſern Tagen, da die Aufklärung auch in Anſehung

der

der Gebet- und Erbauungsbücher schon so gute Fortschritte gemacht hat, noch ein Mann aufsteht, der das christliche Publikum in diesem Stück wieder zum alten Geschmack zurückführen, seine alte verlegene Waare aufdringen, und gemeine und unstudirte Christen wieder an eine verstandlose Andacht gewöhnen will.

Dieses thut nun der durch seinen Religionsvereinigungsunfug sattsam bekannte Herr Magister Masius, in dem vor uns liegenden Andachtsbuche. Er weiß und fühlt es selbst, daß sein Buch nicht unter die aufgeklärten Erbauungsschriften gehöre, und setzt gleich auf das Titelblatt — vermuthlich aus altgläubigem Stolz und Eigendünkel, oder aus phantastischer Schwärmerei: — „Ein Erbauungsbuch nicht nach der Mode.“

Und da hat er Recht. Das ist es auch nicht — gar nicht. Wenn es etwa vor 30. oder 40. Jahren wäre geschrieben worden, so wäre es noch zu rechter Zeit erschienen. Es herrscht darinnen ohngefähr der Ton, welchen man zu jener Zeit in vielen Erbauungsschriften, und besonders in den Werken des seel. Herrn von Bogatzky antraf, und der von gewissen Christen damahls, für herzrührend und geistreich gehalten wurde.

Dieses Buch kömmt also ietzt recht zur Un-

zeit

zeit, da man es, Gott sey Dank! immer mehr einsehen lernt, daß eine mystische, metapherreiche Sprache, die Sprache nicht sei, in welcher man Gebet und Erbauungsbücher schreiben müsse, und daß der gemeine und unstudirte Christ, wenn er wirklich erbauet werden will, nicht mit unerklärten morgenländischen biblischen Redensarten unterhalten werden dürfe.

Herr **Masius** ist dem seel. **Bogazky** auch darinnen ähnlich, daß er seine in diesem Buch befindlichen Andachtsbetrachtungen in Looße vertheilt, und denenjenigen die sich auf einen Tag erbauen wollen, eine Betrachtung durchs Looß herauszuziehen, empfiehlt. Daher er denn jede Betrachtung, nebst einem dazu schicklichen **Erweckungsvers** ordentlich numerirt hat. Ohngeachtet er nun hierüber in der Vorrede p. XVIII. sich erklärt, und wider die, welche die Sache als Spielerei ansehen möchten, sich vertheidigt; so ist doch seine Vertheidigung so fade und abgeschmackt, daß wir die Sache immer noch für **Ziererei** und **Spielerei**, oder doch für schwärmerische **Grimasse** — und Aberglauben halten.

Herr **Masius** verräth damit, daß er, wie alle Schwärmer, mit der Meinung angesteckt sei: als wenn Gott noch immer den Menschen, dieses oder jenes **eigentlich eingebe** — mit den Menschen immer noch durch Träume, Ahndungen und durchs **Looß** rede. —

Wenn

Wenn man doch einmal aufhörte, solch einfältiges Zeug zu denken und vorzubringen. Daß Herr M. würklich der Meinung sei, daß eine eigentliche göttliche Eingebung noch nicht aufgehört habe, sehe man aus folgender Stelle in der Vorrede p. XVIII.

„Ich traue ihm da nichts Ungebührliches zu, offenbaret er sich doch denen Völkern, die keine Bibel haben im Traume. Ergriff er doch schon mit mancher Stelle die Seele eines Menschen, die der Mensch von Ohngefähr aufschlug, — ergrif er doch mit dem 103. 104. 105. Psalm einst ein ganzes Seevölkgen — so hat er auch oft durch manche Stelle, die mir gewis nicht ohne Ursach in die Hände fiel, mit mir geredet, und mir seinen Willen wissen lassen. — — und S. XIX. heist es endlich:

Man empfängt hier also ein Loos für iedem Tag im Jahre, und man brauche es nur auf die gehörige Art — der Herr wird schon mitwürken."

Aber, wo hat denn Gott gesagt, daß wir durchs Loos seinen Willen aus seinem Worte, für jeden Tag im Jahre erfahren und erforschen sollen? — Die Bibel hat er uns überhaupt zu lesen befohlen, das wissen wir. Daß wir aber mit ihr umgehen sollen, wie mit einem Traumbuche,

buche, davon wiſſen wir nichts. Gott hat uns ſein Wort zur Richtſchnur unſers Lebens, und zu unſern Troſt gegeben. Wir wiſſen, wenn wir dieſelbe fleiſig leſen und betrachten, aus derſelben unſere Pflichten überhaupt, und in beſondern Fällen. Ein in der Schrift erfahrner Chriſt, weis gewis, was er alle Tage als Chriſt zu thun habe, auch bei vorkommenden beſondern Fällen, weis ers. **Es iſt dir geſagt Menſch, was gut iſt, und was der Herr dein Gott von dir fordert** — du brauchſt nicht erſt durchs Looß eine Stelle aus der Bibel für deinen Zuſtand herauszuziehen. — Das iſt offenbar Schwärmerei und Aberglaube, wenn man ſich einbildet, daß Gott dem Chriſten an jedem Tage ſeine Nummer gebe, nach der er ſich den ganzen Tag zu richten habe. Warum läßt man Gott nicht endlich gar alle Tage eine Parole ausgeben? —

Wenn man ſo mit einem Andachtsbuche verfährt, und die Betrachtungen durchs Loos wählet, kann es nicht fehlen, daß uns nicht oft eine ſolche fallen ſollte, die ſich weder für unſern ietzigen Gemüthszuſtand, noch für unſere äuſere Lage ſchickt. Von dieſem Fall redet Herr Maſius in der Vorrede p. XVI. ſelbſt, und geſteht, es ſei ihm ſelbſt ſo gegangen, daß die Stelle, die ihm durchs Loos gefallen, nicht auf ihn gepaſſt habe. — Er habe aber alsdenn eine andere Nummer gezogen.

Nun

Nun — was iſt das? — Entweder Unſinn oder Wiederſpruch. — Beſinnt ſich der Herr Magiſter nicht, oder will er ſeine Leſer zum Beſten haben? Denn wenn es wahr iſt, wie er behauptet, daß Gott das Loos dirigire, und bei der Sache mitwürke, wie kann es geſchehen, daß das gezogene Loos nicht paßt? — Es mag doch wohl mit der göttlichen Direction bei dieſem Looſen nicht ſo ganz richtig ſeyn, oder man wollte annehmen, daß Gott die Chriſten bisweilen necke.

Dieſes Erbauungsbuch hat nun Herr Maſius nur für apoſtoliſchgeſinnte Leute herausgegeben, wie er ſelbſt auf dem Titel ſagt. — Das ſchmeckt nach Sectirerei. Wie denn alle ſeine bisherigen Bemühungen, die drei Chriſtenpartheyen zu vereinigen, in der That ſectiriſch ſind. Nach ſeinen Gedanken hat keine von den drei Chriſtenpartheien bisher die apoſtoliſche Lehre rein vorgetragen. — Er will ſie alle dreie zur apoſtoliſchen Reinigkeit zurückführen. Und da er ſich einbildet, er habe ſchon ein apoſtoliſches Kirchlein geſammlet, ſo ſorgt er nun für die Erbauung deſſelben, durch gegenwärtiges Andachtsbuch. Wir wiſſen nicht, ob die Zahl apoſtoliſcher Chriſten, nach dem Sinne des Herrn Maſius ſchon groß ſeyn möchte. Aber, wenn ſich einige ſollten von dieſes Mannes Bemühungen und Schriften würklich haben einnehmen und anwerben laſſen, ſo müß-

ten

ten wir sie mit Mitleid betrachten, und glauben, daß sie entweder einfältig wären, oder daß sie in ihren Köpfen nicht ganz richtig seyn müßten.

Nun noch etwas über die Beschaffenheit dieses Erbauungsbuchs. H. M. hat bei jeder Betrachtung, die er liefert, eine biblische Stelle zum Grunde gelegt, welches an sich ganz recht, und nicht zu tadeln ist. Es haben dieses auch gute ascetische Schriftsteller immer gethan, und dadurch gemeinen und unstudirten Christen, den richtigen Verstand mancher Stelle beigebracht. Allein wie H. M. die Stellen behandelt — das ist elend und oft erbärmlich. — Seine Betrachtungen sind wässericht, bestehen oft in einem bloß willkürlichen Gewäsche -- einige enthalten einen unausstehlichen tautologischen Mischmasch. Ueberdies, ist die Sprache, in der er in mancher Betrachtung redet, unbestimmt, metaphorisch, und mystisch. Zum Beweis wollen wir ein Stück aus der Betrachtung N. 16. über die Stelle Gal. 5. 24. hersetzen. **Diejenigen aber welche Christi sind, die kreuzigen ihr Fleisch, sammt den Lüsten und Begierden.** Darüber hebt er also an:

„Was gekreuzigt wird, kann sich wenig regen. Ein gekreuzigter Christ kann sich nicht mehr nach Gefallen regen. Also muß der Dieb und Mörder in uns, der falsche verkehrte

kehrte Wille am Creutz Christi, oder an der siegenden ertödenden Kraft seines heiligen Leidens, angenagelt bleiben, und sich nach und nach zu tode bluten. Da ist kein ander Mittel vor. Hier gilt kein Ausnehmen. — u. s. w.“ ohe jam satis est.—

Als etwas ganz besonders haben wir bemerkt, daß Herr M. beinahe in allen Betrachtungen polemisirt.

Bald thut er Ausfälle auf die Freigeister, bald auf die Katholicken und den Pabst, am öfterstен aber auf die neuen Reformatoren. Diese Ausfälle sind bisweilen sehr bitter und hämisch. Schickt sich das aber in ein Gebet- und Andachtsbuch? — Mit unter sucht er auch seinen apostolisch gesinnten Christen Haß und Stolz, gegen die, die nicht nach seiner Meinung apostolisch gesinnt sind, einzuflössen, welches in einigen Betrachtungen sehr sichtbar ist. Ist das wohl apostolisch? —

Sehr ofte kommen in seinen Betrachtungen Redensarten und Ausdrücke vor, die wir in den Schriften alter bekannter Schwärmer gelesen zu haben, uns erinnern, und die ein Beweis sind, daß Herr Masius sie ebenfalls gelesen, und von ihrer Schwärmerei angesteckt sei. Dahin gehört z. E. wenn er S. 40. das Blut Jesu

„eine heilige Kraftarzenei, eine Tinctur des göttlichen Lichts und Lebens, nennt, die man würklich zur Reinigung unsers sündlichen Geblüts brauchen soll.“ —

S. 41. heißts:

„Wer aber die unendliche Kraft des Bluts des Lammes und seines feurigen Geistes zu schätzen weiß, wird an der Möglichkeit, daß man in diesem Leben zur Vollendung der Heiligung kommen könne, nicht zweifeln.“ —

S. 66. heißts:

„Welche aber ihren alten Menschen nicht kreutzigen, durch die Kraft des gekreutzigten Christi, die lassen Barrabam los, und kreutzigen Christum aufs neue in sich, durch die Kraft des alten Adams, und die Macht der Finsterniß in sich.“ —

Sehr auffallend ist die Aeuserung S. 263. wo er das apostolische Christenthum, zu welchen er alle Christenpartheien zurückführen will,

„eine Schule nennt, wo man, man mag wollen oder nicht, wenn man nur einschlägt und zugreift, zum Himmel geschickt werden muß.“ —

Da geht ja alles par Force — man mag wollen

wollen oder nicht? — Nun das iſt würklich ein ganz nagelneues Chriſtenthum! Wenn man nur einſchlägt und zugreift — Da muß man aber doch erſt wollen? — — Vernünftiger Leſer! — iſt das nicht Galimathias, Unſinn, Widerſpruch? — Herzlich wünſchen wir, daß der confuße Herr Maſius doch bald ſeine Feder niederlegen, und gar nichts mehr ſchreiben möge. Hat er denn ſo gar wenig Liebe gegen ſich ſelbſt und ſeine Ehre, daß er ſich öffentlich dem allgemeinen Tadel ausſtellt?

V.

Troſtgründe bei den Gräbern unſerer Geliebten von M. Friedrich Traugott Wettengel, Fürſtl. Reuß-Plauiſchen Hofprediger in Greiz. — Greiz bei Carl Heinrich Henning. 1786.

* * *

In der Vorrede zu dieſen Büchlein leſen wir verſchiedenes anſtößige, welches wir — zumal in einer zur Erbauung gefertigten Schrift —

so wohl um des Verfassers, als auch um gewissenhafter Leser willen, weit entfernt zu seyn wünschten.

Verschiedene widrige Begegnisse, die dem Herrn Verfasser auf dem Wege zu seiner ehelichen Verbindung aufgestossen sind, werden darinnen — ohne den geringsten dazu beygebrachten Beweiß — öffentlich vor den Augen der Welt — auf die Rechnung von Menschen geschrieben. Die geschehene Wiederauflösung seines Eheversprechens stehet pag. 4. mit diesen Worten darauf.

„Aber, ach! es gelang Menschen, dieses veste; durch öffentliche Verlobung schon geknüpfte Band, ganz wider unsern Willen, gewaltsam zu zerreißen ꝛc.“

Die schwankende Gesundheit seiner nachher wieder mit ihm vereinigten Gattin, ist pag. 5. auch ziemlich deutlich dahin gesetzt; und — wie entsetzlich! — ihr früher Todt, wozu die Masern die nächste Veranlassung waren, ist, nach denen in der Vorrede so wohl als auch in der Abhandlung selbst, besonders pag. 35. 36. und 56. gegebenen sehr deutlichen Winken zu urtheilen — auf dieser Menschen Rechnung befindlich. Und welcher Menschen? doch vermuthlich solcher, die über diese Verbindung zu urtheilen, oder doch darein zu reden, durch Amt oder durch Gesetze, berechtiget waren.

Ohne

Ohne weder an dieſe Beſchuldigungen, noch an deren Ablehnung, Antheil zu nehmen, können wir doch nicht umhin, zu glauben: Es ſtehen dieſe Beſchuldigungen, in einem zur Erbauung geſchriebenen Buche, gar nicht am rechten Orte; ſie gehören nicht für den Richterſtuhl des Publikum; ſie ſind, wenn ſie nicht aus ſehr gründlichen Beweiſen gemacht, wenn ſie gar, wie hier, ohne alle Beweiſe angebracht werden — zu gewagt, zu lieblos, zu gefährlich für die eigene Seele; Denn wir geben dadurch dem Läſterer Raum, bereiten uns dadurch ſehr ſchmerzhafte Gewiſſensbiſſe auf die Zukunft, wohl noch aufs Sterbebette, lauffen Gefahr, ſelbſt Mörder unſerer Mitmenſchen im Herzen und mit der Zunge oder Feder zu werden, und — geben Aergerniß.

Geſetzt, es wäre bey dem Herrn Hofprediger nicht bloſer Gedanke der Vermuthung und Argwohns, daß Menſchen Ihn und ſeine Gattin beleidiget — gröblich beleidiget — völlig nach ſeiner Einbildung beleidiget hätten; ſo wäre es doch immer noch Pflicht eines Chriſten — doppelte Pflicht des Lehrers der duldenden Religion Jeſu, geweſen, ſich auf keine Weiſe ſelbſt zu rächen, von Herzen zu vergeben, und, nach dem glänzenſten Beiſpiel der Gedult ſeines großen Meiſters, alles dem heimzuſtellen, der da recht richtet; es wäre dieſes doppelte Pflicht des Herrn Verfaſſers dieſer Schrift geweſen, damit

nicht der Nachdruck seiner Lehren, die er darinnen p. 36. im ähnlichen Falle, andern gegeben, und so dringend empfohlen hat, durch Anstoß an seinem eigenen Verhalten, geschwächet — verhindert werden, und er nicht in die Gefahr gerathen möchte „andern zu predigen, und selbst verwerflich zu werden.“

Die pag. 5. enthaltene Erzählung der Geschichte, von Wiedervereinigung mit seiner von ihm getrennt gewesenen Geliebten, ist — ob vorsätzlich oder aus Uebereilung, wissen wir nicht — so vorgetragen, daß sie ziemlich nahe an das wunderbare gränzet. „Ueber unser Erwarten, heisset es, vereinigte uns Gott wieder mit einander. Fast zehen Monate hatte ich die von mir getrennt gewesene Verlobte weder gesehen noch gesprochen, als ich sie auf einmal in hiesiger Schloßkirche im Brautkleid sahe, und zum Altar führete.“ So gerne wir zugeben, daß einheimische Leser, denen vielleicht mehrere Umstände bekannt sind, das unbegreifliche in dieser Geschichte, nicht so sehr fühlen mögen; so gerne gestehen wir, daß sie für uns, und vielleicht viele in der Ferne, ziemlich räthselhaft sey. Denn soll das sehen und sprechen ein bloses persönliches sehen und sprechen der beyden getrennten Personen anzeigen, so kann die wunderbare und besondere Fügung Gottes, die doch, nach der Verbindung dieser Stelle mit der vorhergehenden, daraus bewiesen werden soll, dadurch

durch noch lange nicht bewieſen werden; will aber der Herr Verfaſſer den Leſer damit überreden, zu glauben, daß während dieſer zehen Monate ihrer Trennung, keine Unterhandlungen in Beziehung auf dieſe Wiedervereinigung, weder perſönlich, noch ſchriftlich noch durch Mittelsperſonen, vorgegangen ſeyn, welches die Worte „über unſer Erwarten einander auf einmal im Brautkleide ꝛc. ſo wohl als deren ganzer Zuſammenhang, ſagen zu wollen ſcheinen; ſo muß Er den Verſtand ſeiner Leſer zum beſten haben wollen. Herrliche Gelegenheit für die Spötter! mit deren Benutzung wir uns nicht beflecken wollen.

Indem uns der Herr Hofprediger p. 6. 7. 8. zum Krankenbette ſeiner Gattin führet, um uns daſelbſt mit der Tiefe ſeiner Traurigkeit bekannt zu machen; ſo iſt er unſers Erachtens, in Aufſuchung der Quellen ſeiner Schmerzen, auf Koſten ſeines eigenen Herzens — zu mühſam — und, in Aufdeckung dieſer Quellen, auf Koſten der Delikateſſe ſeiner Leſer — zu frey —. Er muß die, ſeinen Leſern ſchuldige Achtung, ganz vergeſſen — muß gar nicht daran gedacht haben, daß eine Sache, an einer ſehr geliebten Perſon, uns ſelbſt — ſehr intereſſant ſeyn kan, die andern — höchſt eckelhaft iſt; ſonſt würde er uns wenigſtens nicht bis zum Spucknapf — geführet haben.

Die pag. 9. 10. ergossene Klagen des Herrn Hofpredigers, bey dem Verluste eines irdischen Gutes, haben uns Schauder erwecket. „Gott! Gott! wars möglich, daß du meinem innersten, so tiefe, so schmerzhafte Wunden, schlagen konntest? daß du ihren so frühen Todt zulassen, oder beschliesen konntest? u. s.“ Sie gränzen zu nahe an Tadel und Murren wider die allerheiligste und gerechteste Regierung des obersten Weltherrschers; sie sind nicht die sanft herabgestimmten Klagen eines Christen, dessen Hauptkaracter, die aus Glauben und Hofnung zu Gott entspringende kindlich gelassene Unterwerfung, unter alle göttliche Fügungen, seyn muß; noch weniger die Klagen eines Lehrers, der andern die willige Verläugnung ihrer selbst und aller irdischen Güter, als ein Hauptgeboth Jesu, prediget, und aus diesem Grunde auch ein vorzügliches Muster der Ausübung derselben, zu geben verbunden ist.

Der Herr Verfaßer hat uns zwar p. 19. vielleicht aus Selbstgefühl des Mißtons seiner ausgeschütteten Klagen, solche zu entschuldigen, gesagt „daß seine Leiden vielleicht, auf allen Seiten betrachtet, die einzigen in ihrer Art, seyen“ welches wir sehr gerne gelten lassen wollten, wenn uns nur die Kenntniß unsers eigenen und anderer Herzen nicht gelehret hätte, daß dieses die gewöhnliche Sprache, der heimlichen Unzufriedenheit mit Gott, sey, die alle aus seiner Hand empfan-

empfangende Glückſeeligkeit, herabwürdiget, und alle, auf dem Lebenswege uns aufſtoſende Widerwärtigkeiten, auf den höchſten Grad hinaufſetzet. Die Leiden eines Hiobs waren wohl mit mehrerem Grunde, auf allen Seiten betrachtet, die einzigen in ihrer Art; und doch gefällt ſeine ſanfte Klage „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſey gelobet!“ unſerm Herzen beſſer, als des Herrn Verfaſſers ſeine; um deſto mehr, da offenbar, daß dieſelben nicht etwa nur bey dem Sterbebette in dem Augenblick des noch unvermutheten Hinſcheidens ſeiner Gattin — durch den Sturm plötzlich erregter Leidenſchaften — unbedächtlich — hervorgedränget worden; ſondern erſt geraume Zeit hernach — am Pulte — da das Herze ſchon beruhiget — der Verſtand ſchon in völliger Beſchäftigung war, andere, im ähnlichen Fall, zu belehren, zu tröſten, zu gelaſſener Ergebung in die göttlichen Fügungen, ſchriftlich aufzumuntern — da alle, zu Erreichung dieſes Entzwecks nöthige und hinlängliche Troſtgründe, ſeinem Verſtande ſchon gegenwärtig — wohl gar ſchon niedergeſchrieben waren — wohlbedächtig vor unſere Augen geſtellet ſind. Sollten ſie aber — dieſe ſchmetternde Klagen über bodenloſe Tiefen, über undurchdringliche Finſterniſſen — ſollten ſie etwa hier nur eine redneriſche Schönheit ſeyn, um kurz darauf den Leſer, durch die Aufklärung derſelben in der Abhandlung, deſto angenehmer zu überraſchen; ſo iſt ſolche, unſers

Erachtens, um dieſen Preiß viel zu theue
erkauft.

In der Abhandlung der Acht Troſtgründ
ſelbſt, leſen wir viel wahres und erbauliches
ſchade nur, daß der Weitzen von der Spreu nich
ſorgfältig genug, abgeſondert worden.

Zu der letztern rechnen wir zuförderſt die ſeh
ofte angebrachten, ziemlich fühlbaren, Aus
fälle auf die Mitmenſchen; dann aber auch di
ſehr gehäuften Aufklärungen und Beweiße, wel
che entweder aus bloſen Muthmaſungen, ode
auch wohl gar aus widerſprechenden Sätzen, be
ſtehen. Erſtere erwecken, die in der Vorred
gegebene Winke, von erlittenen Beleidigungen
in dem Gemüthe der Leſer wieder, und — hin
dern die Erbauung; die andern ſind faule Stü
tzen, weil das Gegentheil von ihnen, mit glei
chem Grunde möglich iſt, die darauf gebauete
Tröſtungen alſo fehlſchlagen, und, ſtatt uns z
beruhigen, in deſto tiefere Traurigkeit, ſtürze
können. Man mache nur eine Probe davo
mit denen p. 57. 58. aufgehäuften — mi
Vielleicht anfangenden — Beweißen, da
ein Kind bey dem Todte ſeines guten Vater
nichts verliere, wohl noch gewinne; man erwä
ge, ob nicht von allen hier angeführten Vorthei
len, die für das Kind, aus dem Grabe eines gu
ten Vaters, hervorwachſen ſollen, juſt das Ge
gentheil, mit gleicher Möglichkeit und Wahr
ſchein

ſcheinlichkeit, daraus entſpringen könne — und ſehr oft würklich entſpringe; ſo wird man fühlen, daß dieſes bloſe Spreu, und nicht Weitzen, ſey. In dieſer Abhandlung hätten wenigſtens, dergleichen kraftloſe Tröſtungen, keinen Platz greifen ſollen, wenn anders das p. 21. 22. gegebene Verſprechen „glaubet es nicht, daß ich euch etwa ꝛc. denn dieſe Bemühungen würden uns doch nicht gelingen, und eine mißlungene Bemühung, uns zu beruhigen, würde uns nur in eine neue, und tiefere Unruhe, verſenken“ dem Herrn Verfaſſer ein wahrer Ernſt geweſen wäre.

Warum gründet man nicht lieber eigene und anderer Hofnung — daß alle unſere Leiden reiche Quellen neuer Seegnungen ſind — auf die, von Vernunft und Offenbarung, allgemein angebothenen Stützen, und überläſſet dabey Gott, ohne eigene Muthmaſungen zu wagen, wie und auf welche Art er in Zukunft, dieſe unſere Hofnung rechtfertigen werde? Dieſes würde wahre Beruhigung — niemals fehlender Troſt — werden.

Auf der Seite 111. vertheidiget der Herr Hofprediger den Satz: Unſere Seelen leben nicht nur, nach dem Tode, fort; ſondern beweiſen auch ſolches durch denken und empfinden — unter andern auch dadurch, daß er ſagt:

„Wenn

„Wenn ja unsere Seelen, ohne körperliche Werkzeuge, nicht denken oder empfinden könnten, so könnten wir Gott gewiß zutrauen, er werde dieselben eher mit einem neuen Körper vereinigen, ehe er sie in Gedankenlosigkeit und Gefühllosigkeit, bis zum Auferstehungstag, liegen liese.“

Dieses heißt, unsers Erachtens, den Knoten zerhauen, und nicht auflösen; einen Zweifel zerstreuen, und zehen andere dagegen aufstellen; eine weniger erweisliche und weniger schädlichere Meinung widerlegen, und dagegen eine noch ungegründetere und mehr Verwirrung anrichtende, annehmen.

Entstehen nicht ganz natürlich, aus der Annehmung des Herrn Verfassers, Folgerungen, die der Weißheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes so wohl, als auch vielen theils natürlich bekannten theils geoffenbarten Wahrheiten, weit mehr widersprechen würden, als der — bis zur Auferstehung daurende Seelenschlaf — den er dadurch widerlegen will? z. E. Es müssen diese Körper entweder gleich in der ersten Schöpfung der Welt mit entstanden seyn; oder durch eine neue Schöpfung täglich hervorgebracht werden. Das letzte wäre ein Beweiß von der Unvollkommenheit der ersten Schöpfung, und widerspräche der höchsten Weißheit und Allmacht Gottes; also müßte das erste angenommen werden. Dabey

bey folgte aber wieder nothwendig, daß dieſe Körper entweder mit Leben, oder ohne Leben erſchaffen ſeyn müßten. Das letzte kan nicht ſeyn, weil ein ſinnlicher Körper, ohne Leben, nicht fortdauern kan; alſo müßten ſie mit Leben erſchaffen ſeyn. Dieſes Leben müßte ein blos thieriſches Leben ſeyn, weil dieſe Körper keine vernünftigen Seelen haben; und ſie müſten alſo, bis zur Vereinigung mit unſern Seelen, mit unter die unvernünftigen Thiere gehören. Folglich würden unſere Seelen nach dem Tode, mit den Leibern bisheriger unvernünftiger Geſchöpfe, vereiniget. Und was wird am Auferſtehungstage, wenn die Seele ihren erſten Leib wieder beziehet, aus ihnen? werden ſie vernichtet; oder ſchaffet ihnen Gott nun wieder neue Seelen? Würde nicht auch ein zweyfacher leiblicher Tod für jeden Menſchen, durch dieſe Meinung, veſte geſetzt, einer in dieſer, und der andere in jener Welt? weil, Trennung der Seele vom Leibe, leiblicher Tod iſt.

Es erweiſet alſo der Herr Verfaſſer dem Apoſtel wohl wenig Ehre damit, daß er denſelben, in der beygefügten Note, auf ſeine Seite zu ziehen ſuchet: indem derſelbe ſich in der angezogenen Stelle 2 Cor. 5. v. 1. u. f. durch den Beyſatz „das ewig iſt im Himmel“ deutlich genug erkläret hat, daß er auf kein ſolches Hauß warte, welches am Auferſtehungstage wieder geräu-

met

met werden muß, wie der nach dem Tode zu empfangende geistigere Leib, seyn soll.

Warum sind wir nicht lieber bey Dingen, die zu weit, über den Gesichtspunkt unserer sehr eingeschränkten Vernunft hinausliegen — und dazu gehöret doch besonders die ganze zukünftige Welt — mit dem zufrieden, was die göttliche Offenbarung davon, als nöthig und zulänglich, mit Gewißheit saget? Und saget sie nicht genug zu völliger Beruhigung über unsern Zustand in jener Welt, wenn sie uns auf die untrügliche Wahrhaftigkeit Gottes ein ewiges und möglichst glückliches Leben zusichert? verheißet, daß wir im Tode zum Frieden kommen, und in unsern Kammern ruhen? verspricht, daß unsere Seelen in Gottes Hand seyn, und von keiner Quaal berühret, auch am Auferstehungstage mit ihren Leibern wieder vereiniget, möglichster Glückseligkeit theilhaftig werden sollen?

Gesetzt also, es wäre unumstößlich zu erweisen, daß die Seele ohne sinnliche Werkzeuge, folglich vom Tode an bis zum Auferstehungstag, nicht denken noch empfinden könne, und also, im eigentlichen Verstande, ruhete; so flösse daraus blos die Folgerung: daß Gott diese Ruhe, nach der von ihm gemachten innern Einrichtung unserer Seele, zu unserer möglichsten Glückseeligkeit, als nöthig erkannt, und sie aus diesem Grunde in seinen allweisen Plan, mit eingenom-

men

men habe. Und was hindert uns alsdenn, solche Ruhe unserer Seele, selbst als einen Theil unserer zukünftig möglichsten Glückseeligkeit, anzusehen? Belehret uns nicht schon jeder ermüdende Tag, daß, die nun bald folgende Ruhe unsers Geistes und Leibes, ein Mittel zur möglichsten Glückseeligkeit dieses Lebens, folglich nach der innern Einrichtung unsers Wesens, unentbehrlich sey? fühlen wir es nicht an jedem Morgen, daß diese Ruhe für uns Seegen, Glück, Wohlthat gewesen, und danken dem Vater der Güte, der sie gab, mit frohen Herzen dafür? Belehrt sie — diese tägliche Ruhe, nicht recht überzeugend, daß unsere Seele fort lebet, ob sie sich gleich keiner Gedanken bewust ist und nicht empfindet? Warum sollten wir uns die Gedankenlosigkeit und Empfindungslosigkeit der Seele bis zum Auferstehungstage, — wenn sie auch als vollkommen gewiß erwiesen wäre, — anders denken, als die Ruhe des Leibes im Grabe, — als Vorbereitung auf das große Tagewerk der Ewigkeit, — als Mittel zu unserer möglichsten Vollkommenheit auf die Zukunft, folglich selst als Seeligkeit, für welche wir den allgütigen Schöpfer, bey unserm dereinstigen Erwachen, dankbar anbeten werden?

Daß sie, diese Ruhe Jahrtausende fortdauren könne, kan nichts beytragen, solche für Unseeligkeit anzusehen. Jahrtausende sind für den Unendlichen wie eine Nachtwache, und werden

auch

auch für uns, am Auferstehungstage, wie eine Nachtruhe, verschwunden seyn. Der Faden unserer vorhergehabten Erkenntnisse und Empfindungen wird dadurch eben so wenig abgerissen werden, so wenig ihn jede Nacht zerreißet. So gewiß wir uns an jeden Morgen der genossenen Ruhe freuen, weil wir uns durch dieselbe, zu unserer Bestimmung munterer und gestärkt fühlen; eben so gewiß würde auch diese Ruhe der Seele, — hätte sie auch Jahrtausende gedauret, — Freude, und Antrieb zum ewigen Preiß unsers Gottes, für uns, und also immer besser seyn, als die, von dem Herrn Verfasser in diesem Fall, angenommene Seelenwanderung.

Die p. 128. enthaltene Annehmung des Herrn Verfassers, welche zu mehrerer Beruhigung über das Begräbniß der entseelten Leiber unserer Geliebten, dienen soll, da er sagt „Begraben seyn, welch eine Wohlthat für ihn und dich ꝛc. Etwa schwebete auch seine Seele bisweilen zu ihm herab, versuchete es, ihn zu früherer Theilnehmung an ihrer Herrlichkeit aufzurufen, und beklagte ihre vergeblichen Versuche.“ ist eben so ungegründet — eben so ungereimt, als die vorhererwähnte.

Wenn die Seele nach dem Tode, einen solchen Appetit, bekommen sollte; so müßte sie nothwendig, entweder die Erkenntniß und Ueberzeugung,

gung, von der Unmöglichkeit für ein endliches Geschöpf, todte Körper wieder ins Leben zurücke zu rufen, wieder verlohren; oder aber weit unordentlichere Neigungen, als sie schon in diesem Leben hatte, erlanget haben; und beydes würde eine sehr schlechte Empfehlung, für ihre höhere Vollkommenheit seyn. Gesetzt aber auch, daß die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines solchen Verlangens in der Seele, nach dem Tode, erwiesen werden könnte; so würde doch immer aufs neue ganz unerweislich seyn, daß das Grab sie, von dem Versuch dazu, abhalten könne und würde; Denn die Pori der Erde und des Sarges würden ihr, als einem ganz einfachen Wesen, immer noch Raum genug übrig lassen, zu ihrem entseelten Leibe herabzuschweben, und diesen Versuch anzustellen.

Heisset das nicht eine Unwahrheit annehmen, um eine andere Unwahrheit daraus folgern zu können! Ist das nicht gute Nahrung für das abergläubische Wiederkommen derer Todten, und anderer Gespensterhistörgen, welche, zur Schande für unsere aufgeklärte Zeiten, ohnedem noch nicht genug vertilget sind? O wie nöthig daher, unserer eingebildeten Weisheit nicht zu viel zuzutrauen, weil wir sonst, nach dem Ausspruch des Apostels Röm. 1. v. 22. Gefahr lauffen, in Thorheiten zu gerathen; sondern vielmehr mit David zu bethen: Herr! lehre uns thun und denken nach deinem Wohlgefallen; dein guter Geist führe uns auf ebener Bahn!

VI.

An Geistliche. Wenns gut ist; Aller guten Regenten und ihrer guten Diener Herzen zugeschrieben. —

ἰᾶθαι πρέπει, καθόσος δύνη. —

Qvedlinburg, bei Friedrich Joseph Ernst.

1787.

* * *

Diese kleine, in äusserst geschrobner und pretiöser Schreibart abgefaßte Schrift, enthält in einem Raume von 6. und einem halben Bogen, Vorschläge, wie man geistliche Lehrer ehrwürdiger und brauchbarer machen könne, als sie zeither waren.

Der Verfasser scheint eine ganz gute Meynung gehabt zu haben, indem er mit diesem Rezept schwanger gieng; aber Schade nur, daß man heut zu Tage so wenig auf Träume hält; Und daß der Verfasser im genauesten Sinne genommen, geträumet habe, leuchtet aus dem Büchlein a parte ante, und a parte post hervor.

Gleich Anfangs bekennt sich der Verfasser selbst zur Klasse der Volkslehrer; allein er fühlt seinen

seinen Würkungskrais zu enge, und wünschet ihn erweitert zu sehen. Auf der 8. Seite führt er die Vorwürfe an, die hirnlose und seichte Witzlinge gewöhnlich den Geistlichen im Allgemeinen machen:

„Ihr thut nichts! Ihr verstehet nichts! Ihr nützet nichts! Ihr lebet wohl so, daß man sich an euch ärgern muß!

Diese Vorwürfe sind gleichsam die Disposition seines Werkchens, und der Punkt von dem er ausgehet. Drollig genug iſte, daß der V. seine Amtsbrüder auffordert, dem Läſterer demüthig entgegen zu rufen: pater peccavi! — Ob dies bloſe Grimaſe, oder innres Ueberzeugungsgefühl sey, wollen wir nicht entscheiden.

Daß es hie und da einige unwürdige Volkslehrer gebe, läugnen wir nicht, daß noch manche Verbeſſerungen nöthig sind, iſt so wahr, daß der Herr V. von dieſer Seite wohl wenig Widerſpruch erfahren wird; allein daß der Herr V. nicht bedachte, daß seine vermeyntlichen Verbeſſerungen, eher Verſchlimmerungen werden würden, wenn ſie je in Erfüllung giengen. Dies zeigt von einem sehr flüchtigen Denker.

Wir wollen doch sehen, auf welche Art der Verfaſſer den Volkslehrer würdiger und brauchbarer zu machen denkt:

S. 8. sagt er:

„Das ganze Leben des Menschen ist Vorbereitung zur Ewigkeit. In jeder Beziehung worinnen wir als Menschen, als Unterthanen eines Staats, als Christen stehen, haben wir Arbeiten für die Zukunft. Der Volkslehrer muß sich also mit Kenntnissen aus diesem Umkraise bereichern, um in jeder Hinsicht das seyn zu können, was er seyn soll. Wenn man uns also hier sagt: Ihr verstehet nichts! — — — — : und unsere ganze Gelehrsamkeit ist denn weiter nichts, als blose Kenntniß der trocknen Theologie, wie wir sie etwa mit von Universitäten bringen, entblößt von andern, sonderlich moralischen, praktischen Kenntnissen ohne Menschen und Weltstudium: so haben die Leute freylich in mancher Hinsicht recht, die uns vorwerfen, daß wir das nicht verstehen, was wir verstehen sollen.“

Dies alles ist so unbestimmt gesagt, daß man eigentlich nicht weiß, was der Herr V. an denen, die dieser Vorwurf trift, vermisset, oder fordert. Wollte er damit sagen: Der Volkslehrer muß wissen, daß es sein Beruf fordere, den Unterthan auf seine Pflichten gegen die Obrigkeit, und den Christ, auf die Befolgung und Erfüllung der Religionspflichten zu verweisen; so wär' es ja äusserst schrecklich, wenn dies alles wäre verab-

säu-

sämmet worden, wenn es noch irgendwo Buben gäbe, die dem Unterthan Empörung, und dem Christen Religionsspott laut anprieſen? —

S. 12. 13. kömmt der Herr V. ſeinem Zweck etwas näher. Nachdem er vorher etwas über die eigentlichen Pflichten der Geiſtlichen geſagt hat, das häufiger ſchon und beſſer iſt geſagt worden, ſo ſagt er auf der 13. S.

„Wir ſollen unſern Zuhörern ſagen, was moraliſch gut iſt, und ſollen ihnen das, was wir ſie lehren, durch unſer Beiſpiel darſtellen. Aber dieſe Exempel ſind ſo eingeſchränkt, und ſo beſonders beſtimmt, daß wir gewöhnlich nur Marionetten ſind, die man an ihrem Drath tanzen läßt, wenn, und ſo weit man will. Denn, was übrigens Leben und Geſundheit, Ehre und Wohlſtand, Gerechtigkeit und Billigkeit betrift, ſo ſind dazu Aerzte, Financiers, und Richter beſtellt, die das beſorgen müſſen — da können wir höchſtens durch unſern Lehrunterricht dienen; aber unſere Exempel verlangt man nicht.“

Was in aller Welt, will der Herr Verfaſſer damit ſagen? — Jemanden gute Exempel geben, heißt nach unſerm Begriff: jemanden, durch weiſes und gutes geſetzmäſiges Betragen, zum Muſter der Nachahmung dienen.

Ist dieser Begriff richtig, so weiß Recensent nicht, wie der Verfasser so fades unrichtiges Geschwätz niederschreiben konnte?

Man nenne den Rec. ein positives Gesetz, das dem Geistlichen hindert ein moralisch guter Mensch durch Beispiele zu seyn? — durch seine Nüchternheit, Herablassung, weise Haushaltung, Mitleiden gegen Arme, durch Bestreben andern mit gutem Rathe zu nüzzen, durch Verträglichkeit ꝛc. jedem andern, der ihn in seiner Sphäre beobachten kann, ein Beispiel zur Nachahmung zu seyn? — Oder wo ist ein Gesetz vorhanden, das dem moralisch guten Volkslehrer bei der Ausübung solcher Tugenden, eine Grenze setzt, und ihm gleichsam zuruft: Bis hieher, und nicht weiter? — Ein Gesetz, das es genau bestimmt, wie sehr, und in welchem Grade er das alles seyn soll? —

Noch weniger verstehen wir, wie alle diese Tugenden Eingriffe in die Würkungskreise anderer, zum Wohl der Menschheit thätiger Menschen, seyn sollen? — Aber nun rückt der Verfasser immer näher und äußert deutlich genug den Wunsch — er mag sich dabei beugen und krümmen wie er will — nicht nur Volkslehrer durch Unterricht, Leben und Wandel, und Selbstbefolgung, (Beispiele) sondern auch praktischer Volksarzt, Volksökonom, und Volksrichter zu seyn, und wenn nun

endlich

endlich der Geistliche dies alles wäre, dann erst, würde nach des Verfassers Meynung, der Vorwurf: Ihr thut nichts — ꝛc. glücklich abgewälzt, und widerlegt werden können.

So wahr und richtig es ist, was der Verfasser S. 30. vom Schulunterrichte sagt, so wahr ist es auch, daß sich der Verfasser den gerechtesten Tadel zuziehet, indem er, — durch den Wunsch, seinen Einfluß bis auf Sphären ausgedehnt zu sehen, für die er nicht angestellt wurde, für die er nicht Kenntnisse genung hatte, und die überhaupt außer dem Gebiethe eines Volkslehrers liegen, — deutlich zeigt, daß ihm der ehrwürdigste, heiligste, und süsseste Beruf seines Amtes, die Jugend zu bilden, zu unterrichten, und mit den Mitteln zur wahren Glückseligkeit, frühe schon bekannt zu machen, zu geringe sey, als daß sein weit umherflatternder Blick, der überall Mängel entdeckt, und am Ende doch vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, mit seiner eigentlichen Bestimmung zufrieden seyn könnte. Wie, wenn nun irgend einem Richter aus dem nähmlichen Princip des Verfassers einfiele zu sagen: Mein Herr Geistlicher! Erlauben Sie, daß ich auf einige Zeit Ihre Jugend unterrichte, und auf der Kanzel dem Volk sage, wie es sich in seine Pflichten fügen, und dadurch glücklich werden soll; Ich entdecke wesentliche Mängel, die eine Folge Ihrer Vernachläßigung sind, erlauben Sie, daß ich sie

verbeſſere; Alle meine Strafen haben zeither das Volk mehr erbittert, als gebeſſert, der Entzweck meines Poſtens fällt alſo ganz weg, ich arbeite vergeblich, die Schuld muß daran liegen, daß das Herz des Volks ſo wenig Gefühl fürs Gute hat, zu hartnäckig an angeerbten Fehlern klebt. Ich will bei der Jugend anfangen zu verbeſſern, und dies anhaltend fortſezzen, und dann werde ich mein Richteramt, oder doch ein anderer an meiner Stelle, mit mehrerer Freudigkeit verwalten können! — Was wollten Sie darauf antworten?

Doch, laſſen Sie uns über eine Sache, die Sie leider zu geringe und zu flüchtig gedacht, und abgehandelt haben, ernſthafter nachdenken. Welcher Geiſtlicher wurde noch vom Amte gejagt, wenn er einen Elenden, aus den unwiſſenden Klauen eines Quackſalbers riß, und ihn der Verpflegung eines weiſen Arztes übergab? Welcher Arzt wurde unwillig, wenn der Geiſtliche wegen der zu weiten Entfernung des Arztes, um Verhaltungsregeln bath, womit er dem Leidenden dienen konnte?

Welcher Financier führte noch Beſchwerden über den Geiſtlichen, der im weiteſten Umfange ein ordentlicher Mann war, der ſein Feld vernünftig beſtellte, es mehr als andere benuzte, und ſelbſt andern ſeine Kenntniſſe und Einſichten mittheilte?

Welcher

Welcher Richter brachte noch einen Geistlichen in Inquisition, wenn er zwey Haderer versöhnte, den Wollüstling tugendhaft machte, den Betrüger zum Ersatz und Reue brachte, den Lästerer und Verläumder schamroth über sich selbst machte, dem Streitsüchtigen, die Binde vom Auge riß, daß er den Abgrund mit all seinem Elende vor Augen sah, und zurückschauderte' — Rezensent kennt kein Beispiel dieser Art, und sollte sich dieser Fall in einem dem Verfasser bekannten Kraise eräugnet haben, so verdiente er zur Schande solcher abscheulicher Menschen öffentlich der Welt vor Augen gelegt zu werden. Wenn nun aber dem Geistlichen dies alles erlaubt ist, wenn es selbst der Beruf des Geistlichen mit sich bringt, dies alles zu thun, — wozu kann also der V. noch das Schwerdt in seine Hände fordern?

Wenn ein gewissenhafter Volkslehrer, sich das Wohl der Menge die er leiten und bilden soll, innig läßt angelegen seyn, wenn er auf Schule und Privaterziehung, ein wachsames Auge hat, wenn seine Kanzelvorträge allgemein verständlich sind, so hat er unsers Erachtens nach, alle Hände voll zu thun, und es kann ihm warlich wenig Zeit mehr übrig bleiben, der Heilkunde und Gerechtigkeit noch an der Seite zu trollen.

Da der Verfasser selbst gesteht, daß die trock-

ne Theologie noch keinen brauchbaren Prediger und Volkslehrer bildet, so wird er gewiß tolerant genug seyn, zuzugeben, daß es die Kanzel eben nicht entweihet, wenn der Prediger seiner Gemeinde recht oft sagt, daß es Pflicht sey: für seine Gesundheit zu sorgen, und die rechten Mittel zu Ihrer Beförderung und Erhaltung zu gebrauchen, wenn er in Predigten, dem Volk brüderliche Eintracht, und überhaupt die Pflichten der Menschheit, populär und rührend schildert, so denken wir, biethet ein Volkslehrer, dem Arzte und Richter am bequemsten die Hand. Und dies verboth man noch nirgends, wie der Herr Verfasser S. 46. selbst zugiebt.

Gesezze können Männer in verschiedenen Aemtern auf pflichtmäßige Beobachtungen und Amtesführungen verweisen; allein, daß der Verfasser ein Privilegium fordert, um auch honestus in foro interno seyn zu können, — lieber Himmel! das geht zu weit. Wollte also der Verfasser den Ausspruch des Apostels — Allen allerley zu seyn — etwan bis hieher ausdehnen, so gerieth' er, und alle die mit ihm so denken, in die Gefahr: Allen nichts zu werden, da er doch im Gegentheile Einigen etwas gewesen wäre.

Doch nun zum Plane, der nach des Verfassers Meynung so richtig durchdacht, so leicht auszuführen, und von so heilsamen Folgen ist,

daß

daß sich alle Schwürigkeiten von selbst heben müssen.

Er empfiehlt Sozietäten der Geistlichen, in einem Lande, Provinz, oder einzelnen Distrikten von — 10 Meilen im Umkreise; In diesen Gesellschaften oder Zusammenkünften soll alles das besprochen und abgehandelt werden, was die Gemeinnüzzigkeit der Geistlichen, und einzelne, hie und da ausgestreute, nüzliche Gebräuche, nach dem Traume des Herrn Verfassers verbreiten könnte.

Schon hier zeigen sich Schwierigkeiten, die der V. auf seiner Studierstube freilich leicht genug hob. Eine Zusammenkunft der Geistlichen in einem Umkraise von 10. Meilen, raubt jedem — vorausgesezt, daß er ein redlicher Mann ist, der seine Gemeinde nie gern aus dem Auge verliehrt, nie gern eine Minute ungenuzt verstreichen läßt — einen ganzen Tag. Indessen können sich Fälle eräugnen, wo die schnelle Gegenwart des Lehrers äusserst nothwendig wird, und wo selbst der Amtsnachbar, weil auch ihn der Konvent seiner Gemeinde entzog, nicht helfen kann!

Für die innre Einrichtung dieser Zusammenkünfte, entwirft der V. verschiedene Gesezze, von welchen wir nur einige ausheben wollen. S. 29. am Ende heist es:

„Streits

„Streitſatz, und Streitfrage dürfte nicht vorgebracht werden.“

Und zwar deswegen, weil der V. wo es die Umſtände zulaſſen, jedem Lehrer, der drey, im deutſchen Reich geduldeten Religionen, den Zutritt zu dieſer Verſammlung erlaubet. Und S. 74. a. E. befiehlt er, daß unter den mannichfaltigen Beſchäftigungen der Verſammlung, auch aus allen Fächern der Theologie gewiſſe Penſa aufgegeben, und bearbeitet werden ſollen; —— Und doch nimmt er Lehrer von dreyen verſchiedenen Religionen auf? — Gott bewahre uns für Intoleranz; allein, daß dies der Vorſchlag und der Plan zu einer förmlichen Synodalzänkerei iſt, muß jeder einſehen, der nicht mit dem Verfaßer über einerlei Geburth brüthet. Auſſerdem müßte der V. ein beſonderes Mittel beſizzen, die Ueberzeugungskräfte in eine Form zu drücken. Ueberhaupt genommen, verſäumt auch dadurch der Volkslehrer mehr, als er für ſich und ſeine Gemeinde gewinnt.

S. 73. ſoll auch dieſe Verſammlung für Gelehrſamkeit ſorgen, und zu dieſem Entzweck, ſoll eine Leſegeſellſchaft errichtet werden. — Vortreflich im Grunde, und wenn auch dadurch nur Beleſenheit befördert würde, ſo hätte dies ſchon Vortheil genung; allein wozu zu dieſer Abſicht einen Konvent? Aus der angelegentlichen Art womit der V. dieſe Einrichtung

anpreißt, zu ſchlüſſen, ſo muß es in ſeiner Gegend an dergleichen fehlen. — Aeuſſerſt drollig aber iſt es, daß der V. dadurch, indem er alle Penſa und Anmerkungen der Verſammlung in lateiniſcher Sprache fordert, der alten ächten Gelehrſamkeit ein groſſes und weites Feld geöfnet zu haben glaubt!

Daß dieſer Plan, im Fall er je zu Stande kommen könnte, allerdings Koſten verurſachen müße, iſt leicht einzuſehen, und der Herr V. entdeckte dieſe Schwierigkeit ſelbſt; allein er hat glücklich ein Mittel gefunden, ſie zu heben, indem er den Landesherrn auffordert die Koſten zu tragen! —

Sollte der Herr V. einmal wieder einen Traum haben, der ſich zum Wohl des Volks eher realiſiren lieſſe, ſo ſehen wir ihm mit Freuden entgegen, und werden ihn mit eben der Freymüthigkeit loben, mit der wir dem V. ſagen müſſen, daß der gegenwärtige, zwar unſchädlich, aber doch auch gar nicht zu brauchen ſey.

* * * l.

VII.

Die Ernte am Sonntage, und was sagt ein Geistlicher dazu? — Eine weitere Erklärung über eine am 12. Sonntage nach Trinitatis 1786. gehaltene Predigt, von Samuel Traugott Pannach, Pastor der wendischen und deutschen Gemeinde zu Malschwitz in der Oberlausitz — mit dem Motto:

Wenn ihr verstündet, was das heisse, ich habe mein Gefallen mehr an Barmherzigkeit, als an Opfer: so würdet ihr über die Unschuldigen kein Verdammungsurtheil aussprechen.

JESUS.

Sorau, gedruckt mit Winklers Schriften.

* * *

Vorstehende kleine Schrift ist weder eine gefährliche noch eine schlechte, und gehört in dieser Betrachtung nicht in dieses Journal. Weil sie aber Gelegenheit zu folgenden Aufsatz und dessen öffentlicher Bekanntmachung gegeben, so ist ihr völliger Titel vorgesetzt worden. Ich werde dahero auch am Beschluß meines Auf-

Aufſatzes ihren Inhalt und die damit verbundene Geſchichte kürzlich bekannt zu machen Gelegenheit nehmen.

Ich bin, ohne ein Indifferentiſt zu ſeyn, ganz wider den ſogenannten Religionseifer, der mehrentheils, entweder Dummheit, oder eine Decke der Leidenſchaften, des perſönlichen Haſſes, wenigſtens gewiſſer politiſchen Abſichten iſt. Denn das waren ja immer die Triebfedern der Religionsverfolgungen, und beſonders des gräulichen Inquiſitionsgerichts, wie die Geſchichte deutlich beſagt. Die gröſten Eiferer über das Aeuſerliche in der Religion, ſind oft die ſchlimmſten Menſchen nach ihrem moraliſchen Charakter. Waren die Phariſäer zur Zeit Chriſti nicht ein Beiſpiel davon? — Manche äußerliche Handlung hielten ſie für unerlaubt, wollten ſie ſtrenge beſtraft wiſſen, und waren höchſt intolerant. Und doch hatten ſie bei aller dieſer Strenge, ein böſes ungebeſſertes Herz, welches ihnen Jeſus auch ofte vorwarf. Jeſus hatte hingegen die toleranteſten Geſinnungen, und verwieß den Phariſäern ihre Härte und Unbilligkeit. Deſto mehr muß man ſich wundern, wenn es noch Menſchen giebt, die ſich zur Religion des toleranten Jeſus zwar öffentlich bekennen, und ſie ſo gar lehren, aber dieſem Jeſus ſo wenig ähnlich in Abſicht ſeiner toleranten Geſinnungen ſind, daß ſie durch übertriebene ſtrenge Forderungen, und durch harte Urtheile über

gleich-

gleichgültige, ja oft unschuldige Handlungen, selbst noch jenen alten Pharisäern gleich werden. Dies beweißt häufig die Geschichte, unserer Zeiten, wie auch meine Geschichte, und die Geschichte eines meiner Amtsbrüder, dessen Schrift ich oben angeführt habe. Ich will meine Geschichte zu erst erzählen.

Es wird wohl Jedermann noch daran denken, daß im vorigem Jahre, wegen des lange anhaltenden Regenwetters, eine der mühseligsten und beschwerlichsten Ernten war. In der Gegend, wo ich Prediger bin, fällt überhaupt die Ernte etwas später, als in den niedrigern und mildern Strichen des Landes. Meine Gemeinde hatte eben noch bei guten Wetter ihr Getreide abgeschnitten, als nun gleich Regenwetter einfiel, welches drei ganze Wochen hindurch fortdauerte. Das abgeschnittene Getreide fieng schon in der zweiten Woche an auszuwachsen, und in der dritten Woche sahe man die Kornlagen und gebundenen Garben ganz grün. Man kann sich leicht vorstellen, wie betrübt und niedergeschlagen nun meine Gemeinde wurde, da sie nun das nahe und völlige Verderben ihrer Frucht, von der sie Steuren und Abgaben geben, und sich nebst den ihrigen nähren sollte, vor Augen sah. Auf einmahl klärte sich an einem Sonnabend früh der Himmel aus. Voll Freude eilte jeder auf sein Feld, und wendete sein Korn und machte es trocken. Das gute Wet-

ter

ter dauerte den ganzen Sonnabend bis auf den Abend, und weil die Sonne gut und ohne Wolken untergieng, verſprach ſich Jeder am folgenden Sonntag wieder gutes Wetter. Aber es war Sonntag — und ſoll und darf man daran ernten? Ueber dieſe Frage hatten nun einige Einwohner nachgedacht, und weil ſie eben nicht die ſtärkſten Kaſuiſten waren, und ſich hierinne etwas gewiſſes zu entſcheiden, nicht getrauten, auch ſich wohl erinnerten, daß ich bisweilen, wider die, welche den Sonntag durch wöchentliche Arbeit entheiligt hatten, geredet habe; ſo kamen ſie noch Sonnabends ganz ſpäte, und ganz verlegen zu mir. Herr Pfarrer — hieß es, wir haben etwas anzubringen. Es iſt heut ein ſchöner Tag geweſen. Wir glauben, es werde Morgen wieder ſo ſeyn. Wenn wir da nur ernten dürften, ſo getrauten wir uns, wenn wir auch bis in die ſpäteſte Nacht arbeiten müßten, unſer ſchon halb verdorbenes Getreide noch von dem gänzlichen Verderben zu retten. Denn es ſcheint doch dieſes gute Wetter nicht von langer Dauer zu ſeyn. Einer darunter fragte mich noch beſonders: ſollte es auch wohl eine Sünde ſeyn, wenn wir bei dieſen Umſtänden Morgen am Sonntag ernteten?

Ich muß ſagen, daß mir dieſe Frage auſſerordentlich wohlgefiel, weil ſie mich überzeugte, daß ſie gerne mit dem Bewußtſeyn, nicht dadurch ſich zu verſündigen, am Sonntag ernten

möchten. In dem Augenblick dachte ich: was würde wohl Jesus, wenn es zu seiner Zeit geschehen wäre, diesen Leuten für einen Bescheid gegeben haben? — Würde er ihnen geantwortet haben: Nein, ihr dürft nicht am Sonntag ernten, es ist eine Sünde? — Er, der das Aehren ausraufen seiner Jünger am Sabbath entschuldigte, nicht misbilligte, sondern gut hieß, welches doch bloß zur Sättigung der Jünger gereichte, und bei weitem nicht so nothwendig war, als die Rettung einer ganzen Kornernte in einer Gemeinde, die noch dazu mehrentheils aus Armen besteht? — Nein — dachte ich — Jesus würde unter solchen Umständen ganz gewiß die Sonntagsernte als zuläßlich erlaubt haben.

Ich erklärte mich also so gleich gegen die anwesenden Gemeindeglieder folgendergestallt:

„Ihr könnt unter gegenwärtigen Umständen Morgen wenn das Wetter gut ist, Nachmittags ernten. Und damit ihr es auch mit Ueberzeugung, daß es keine Sünde sei, thun möget, so kommt Morgen in die Frühpredigt, in welcher ich euch die Ursachen anführen werde, warum es keine Sünde sei.“

Das thaten sie, und die Versammlung war überhaupt diesmahl ganz ausserordentlich zahlreich, aus leicht zu errathenden Gründen. Da ich nun überhaupt in meiner Predigt, über das

Evan-

Evangelium am XI. p. Trin. von dem wahren Gottesdienſt eines Chriſten handelte, und im erſten Theile — was dazu gehöre — im andern Theil aber — was nicht dazu gehöre, zeigte: ſo wurde es mir ſehr leichte, ganz ungezwungen, auf die Sache und Frage zu kommen: Obs am Sonntage erlaubt ſei, zu ernten? Ich bejahte es, daß es unter gewiſſen Umſtänden erlaubt, und gar nicht ſündlich ſei, und bediente mich beim Schluſſe meiner Predigt folgender Worte: —

„ſo gehet denn heut Nachmittage auf eure Felder, — und erntet in Gottes Nahmen — ihr thut keine Sünde. Amen!“

Man kann leicht erachten, daß meine Zuhörer, von dieſer meiner Erlaubnis oder Befehl (wie es hernach auſerhalb einige widriggeſinnte genennet haben) ſo gleich Gebrauch machten. Nachmittage hörte man überall das Rollen der Erntewagen — alles war lebendig — wer ſeine Glieder brauchen konnte, arbeitete auf dem Felde — alle Tagelöhner wurden zuſammen genommen — wer ſeit vielen Jahren kein Tagelöhner mehr geweſen war, der ward es auf einmahl wieder an dieſem Sonntage. — So erntete man auch auf beiden hier befindlichen Herrſchaftlichen Rittergütern. Hundert und mehr Schock Korn wurde an dieſem einzigen Sonntage dem nahen und gänzlichen Verderben entriſſen,

rissen, denn es fieng am darauf folgenden Montag wieder an zu regnen, welches noch eilf Tage fortdauerte.

Diese Sache machte nun auserhalb Lärm, und um so viel mehr, weil bei nahe durchgängig in andern Gemeinden das Sonntagsernten war untersagt und für sündlich ausgegeben worden. Ob es gewis, daß einige, ihren Gemeinen so gar namentlich allerhand göttliche Strafgerichte prophezeiet und angedrohet, wenn sie Sonntags ernten würden, weis ich nicht, und kann es nicht behaupten; ohngeachtet mir es ist sehr versichert worden. Genung man hatte das Ernten am Sonntage doch als unzuläßlich verboten. Einige Lehrer von milderer Denkungsart hatten es wenigstens ihren Gemeinden wiederrathen, sie — auf das Vertrauen zu Gott gewiesen, der, wenn sie auch Sonntags nicht ernteten, ihnen gewis gutes Wetter geben würde. Dahero denn auch von manchen Gemeinden würklich das Sonntagsernten war unterlassen worden. — Mir gieng es nun, wegen der ertheilten Erlaubnis zur Sonntagsernte, und besonders, daß ich es so gar von der Kanzel meinen Einwohnern geheisen, sehr übel; Das wenigste war noch, daß man mich unter die Indifferentisten und unter die jetzigen Neulinge gezählet hatte. — Manche hatten gesagt, mein Verfahren könne nicht so ganz ungeahndet bleiben und ich würde von meinen Vorgesetzten zur Verantwortung

gezogen

gezogen werden. Einige sollen von noch etwas schlimmern gesprochen haben, das mir wiederfahren würde.

Dieses alles erfuhr ich, hielte es aber gröstentheils für Volksage, und für Märchen, bis ich von einem guten Freunde versichert wurde, daß mein Verfahren Sensation gemacht habe, und daß würklich der erste Schritt zu einer förmlichen Inquisition meines Verfahrens heimlich gethan worden sei. Ich konnte an der Wahrheit der Sache nun gar nicht mehr zweifeln, da mir ein Schreiben v. * *. vorgezeigt wurde.

Ich erstaunte, erschrack aber gar nicht, weil ich überzeugt war, daß meine gegebene Erlaubnis zur Sonntagsernte, weder mit den Grundsätzen einer ächten Jesusreligion, noch mit den Mandaten des Landesfürsten streite. Ich war also bei der Sache ruhig, und erwartete ganz gelassen mein Schicksal. — — Es ist aber bis jetzt wider mich und mein Verfahren nichts vorgenommen worden.

Damit aber doch niemand glauben möge, ich hätte meiner Gemeinde die Sonntagsernte aus Indifferentismus und Gleichgültigkeit in Religionsachen, oder aus Leichtsinn, oder sonst aus unzureichenden Gründen erlaubt und geheisen, so will ich jetzt die Gründe meines Verfahrens Jeden unpartheiischen Leser bekannt machen und

vorlegen, und ihm darüber urtheilen lassen. Ich habe meiner Gemeinde im vorigen Jahr, am Sonntage zu ernten erlaubt, ja es ihr so gar öffentlich von der Kanzel geheisen.

a. weil ich dieses den Aeuserungen Jesu im neuen Testamente, wenn sie gehörig verstanden und erklärt werden, gar nicht zuwider fand. — Man lese nur die Stelle Marci 2. von v. 23. bis 28. Nach derselben beschuldigten die Pharisäer die Jünger Jesu einer Sünde, daß sie am Sabbath, um sich des Hungers zu erwehren, Aehren ausgerauft hätten. Was sagte nun Jesus dazu? Misbilligte er, gleichwie die Pharisäer, das Verfahren der Jünger? — Nein, er entschuldigte es vielmehr, und zwar mit dem Nothfall, führte das Exempel Davids an, der aus Noth, da ihm eben ein Hunger angekommen, die Schaubrote die doch sonst niemanden auser den Priestern zu essen, erlaubt gewesen wären, aus dem Tempel genommen und gegessen hätte. Ich lasse hier jeden unbefangenen vernünftigen und einsichtsvollen Leser die Sache bedenken. Hielte Jesus das nicht für sündlich, daß seine Jünger am Sabbath zur Stillung ihres Hungers Aehren ausgerauft hatten, wie viel weniger kann das Sünde seyn, wenn bei eintretenden Nothfall, eine ganze Gemeinde, ihre ganze Ernte, oder doch den gröſten Theil derselben, an einem Sonntage vom Verderben rettet. In Vergleis

gleichung war ja doch das Aehren ausraufen in dem Fall, worinnen sich die Jünger befanden, nicht so gar nothwendig, da sie doch wohl noch auf andere Weise ihrem Hunger stillen, oder auch, ohne Gefahr, diesen Tag ohne Essen bleiben konnten.

Rettete aber meine Gemeinde an diesem Sonntage ihre Ernte nicht, so gieng sie, wegen des darauf folgenden noch lange anhaltenden Regenwetters, entweder ganz zu Grunde, oder, Korn und Stroh wurden doch gröstentheils unbrauchbar, und die meisten Einwohner geriethen dadurch auf ein ganzes Jahr in sehr kümmerliche Umstände.

Ueberdies, so erwäge man die Worte Jesu, in welchen er sich, in der eben angeführten Stelle, über den Sabbath und dessen Haltung oder Feyer überhaupt erklärt. Er sprach zu den Pharisäern: **Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, der Mensch nicht um des Sabbaths willen.** — ingleichen: **Des Menschensohn ist ein Herr auch des Sabbaths.**

Nach meinem Urtheil, welches auch das Urtheil, so mancher anderer vernünftigen Ausleger ist *) will der Herr Jesus damit nichts anders

*) Herr M. J. A. Trinius sagt in einem Aufsatz, der sich in den Collecten für Prediger, beson-

ders sagen, als dieses: Die Feyer oder Haltung des Sabbaths muß sich mit dem verschiedenen Berufsverhältnis worinne sich ein Mensch befin-

besonders auf dem Lande, und zwar im 4ten Stück des 5ten Bandes befindet, auf S. 677. 678. folgendes:

„Ist der Sabbath, nach Jesu eigenen Ausspruch Marci 2, 27. um des Menschen willen gemacht, so muß an dem Menschen und seiner Erhaltung mehr, als an einer strengen Beobachtung der äuserlichen Sabbathsfeyer gelegen seyn, wenn diese mit jener in Collision kömmt. Und hieraus fliest denn weiter die natürliche Folge, daß die zur Erhalhaltung des menschlichen Lebens nothwendige Einsammlung der Feldfrüchte, der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes im Nothfall vorgehen müsse. Ich misbillige daher nicht, sondern lobe vielmehr die Erlaubnis welche den Landleuten im Hildburghausischen gegeben worden ist, an Sonntagen nach den Gottesdienst, wenn in den vorhergehenden Tagen böses Wetter gewesen, auf dem Felde zu arbeiten; und unter die weisen Verordnungen gehöret auch folgendes Gesetz Constantins des Grosen: Alle Richter und Einwohner der Städte, die Arbeiten aller Künste, sollen am ehrwürdigen Sonntag

det, und mit dem nöthigen Bedürfnis des Menschen vertragen, so, daß wenn das Verhältniß, in welchem ein Mensch sich ietzt befindet, und sein nothwendiges Bedürfnis, ihn an der Feyer des Sabbaths hindern, es ihm alsdann nicht zur Sünde angerechnet werden darf, wenn er seines Verhältnisses oder Bedürfnisses wegen den Sabbath nicht hält. So erkläre ich die oben angeführten Worte Jesu, und den möchte ich doch sehen, der ihnen mit guten und tüchtigen Gründen eine andere Erklärung geben könnte.

Das war nun das Urtheil Jesus über die Feyer des jüdischen Sabbaths. Diesen haben wir aber nicht mehr. Denn der Sonntag, den wir Christen feyern, hat mit jenen gar nichts zu thun — ist nicht einmahl von Gott eingesetzt,*)

ruhen. Doch können sich die Landleute mit aller Freiheit auf den Ackerbau legen. Denn es trägt sich oft zu, daß an keinem andern Tage Acker und Weinberge so beqvem bestellt werden können, als an diesem. Es soll also dieser Vortheil, den die Vorsehung des Himmels selbst darbietet, nicht bei Gelegenheit einer so kurzen Zeit verlohren gehen. Schröckhs Allgemeine Biographie. 4. Th. S. 78.

*) Siehe Michaelis. Mosaisches Recht. 5. Th. S. 151. f. So gar die symbolischen Bücher sagen es, daß die Feyer des Sonntags nicht göttlichen, sondern kirchlichen Rechts sei.

ſondern bloß Menſchengebot, und um guter Ordnung willen, und zum Unterricht gemeiner Chriſten, von der alten chriſtlichen Kirche eingeführet und angeordnet worden.

Ob wir ihn nun, dem ohngeachtet, als eine nützliche Anordnung beizubehalten, und zu feyern verpflichtet ſind, weil auch obrigkeitliche gute Verordnungen, gewiſſermaaſen göttliche Ordnungen ſind, ſo fällt doch die ſtrenge Feyer deſſelben weg, die bei dem Jüdiſchen Sabbath erfordert wurde.

So wenig nun die meiner Gemeinde gegebene Erlaubnis zur Sonntagsernte, den Aeuſerungen Jeſu zu widerläuft, eben ſo wenig iſt ſie

b. den Aeußerungen der ſymboliſchen Bücher unſerer lutheriſchen Kirche zuwider. Denn dieſe erlauben ausdrücklich an verſchiedenen Orten, die Arbeit am Feyer- oder Sonntage, und alſo ganz natürlich auch das Ernten. Luther ſagt bei Erklärung des dritten Gebots im großen Catechismo, unter andern:

„Doch, daß, das Feyern (des Sonntags) nicht ſo enge geſpannt werde, daß darum andere zufällige Arbeit, ſo man nicht umgehen kann, verboten wäre.“

Und im XXVIII. Articul der Augsburgiſchen Confeßion heiſts:

„Alſo

„Also ist die Ordnung vom Sonntage — und dergleichen Feyer und Weise. Denn die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntage für den Sabbath als nöthig aufgerichtet sei, die irren sehr, denn die heilige Schrift hat den Sabbath abgethan, und lehret, daß alle Ceremonien des alten Gesetzes, nach Eröffnung des Evangeliums mögen nachgelassen werden,

damit die Leute ein Exempel hätten christlicher Freiheit, daß man wüste, daß weder die Haltung des Sabbaths, noch eines andern Tages vonnöthen sei.

Etliche disputiren also vom Sonntag, daß man ihn halten müsse, wie wohl nicht aus göttlichen Rechten, stellen Form und Maaß, wie man am Feyertag arbeiten mag. Was sind aber solche Disputationes anders als Fallstricke des Gewissens?

Die Apostel haben geheisen: man solle sich enthalten des Bluts und des Erstickten. Wer hälts aber jetzo? — Aber dennoch thun die keine Sünde, die es nicht halten.“

So aufgeklärt und tolerant reden schon die ersten Bekenner der lutherischen Religion von der Feyer des Sonntags, und von der Arbeit daran. Muß man sich nicht wundern, wenn man jetzt, da überall von Aufklärung und Toleranz geredet

und

und geschrieben wird, doch Menschen-antrift, die weit härter nnd intoleranter über Werck der Noth am Sonntage urtheilen, sie zur Sünde machen, und dadurch in der That wieder einen Jüdischen Sabbath mit aller seiner Strenge einzuführen suchen. — Habt ihr auf die Symbolischen Bücher geschworen? — Gut — so lehrt auch was die ersten Bekenner gelehrt haben, lehrt, daß der Sonntag Menschengebot ist, — daß arbeiten, aus Noth daran arbeiten — christliche Freiheit und keine Sünde sei.

Ihr redet ja immer von Symbolischen Büchern, schreyt laut, über Ketzerei, wenn ein anderer etwa in einer Nebenlehre des Christenthums davon abgeht. — Und ihr denkt, redet, urtheilt oft ganz wider die Aeuserungen derselben — Aber freilich müsset ihr sie auch lesen, studiren — aber freilich müsset ihr sie haben und besitzen — und wenn ihr sie nicht unter euren Büchern hättet so müsset ihr sie euch anschaffen. Denn das ist ja etwas unerhörtes und erschreckliches, daß einer auf Bücher geschworen hat, die unter seinen Büchervorrath nicht zu finden sind. Die Erlaubnis, die ich meiner Gemeinde zur Sonntagsernte gegeben, finde ich

c. auch nicht einmahl alter sehr orthodoxen Casuisten Meinungen zuwider, welche ausdrücklich die Sonntagsernte im Noth-

fall als erlaubt und unsündlich erklären. Ich will nur den Balduin, einen zu seiner Zeit großen und berühmten Mann anführen, den ich immer in den Bibliotheken der Geistlichen angetroffen habe. Er erklärt sich über die Arbeit und Ernte am Sonntage folgendergestallt. *)

„Semper autem hic exceptus est casus necessitatis, vt cum eo ipso temporis articulos, quo ad sacra conueniendum est, vrbs, aut domus aliqua conflagret, aut hostis vrbem obsideat, aut simile quid contingat, propter quod verbi diuini praedicatio esset intermittenda; tunc intermissio illa fit absque peccato, quia necessitas non habet legem. Quo pacto Machabaei necessitate compulsi, bellum in Sabbatho prospere gerebant CVM TEMPORE MESSIS RARA EST SERENITAS, EAQVE DIE DOMINICO AFFVLGET, NECESSITAS, EO DIE LABORIS IMPERAT."

Denenjenigen eine Mühe zu erspahren, die bei Erblickung einer lateinischen Zeile über Hals über Kopf zum Lexicon laufen müssen, will ich die letzte Stelle, die die Ernte betrift, deutsch hersetzen.

Wenn zur Erntezeit das gute helle Wetter selten

*) vid. Balduini Casus conscientiae — Wittenbergae. impensis Pauli Helwigii, Bibl. Anno. M. D. CXXVIII. p. 477.

selten ist, und es fällt ein Sonntag ein, an welchen das Wetter gut ist, so befiehlt die Nothwendigkeit, an diesem Sonntag zu ernten.

So dachte und urtheilte ein alter Theologus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Und in unsern jetzigen lichtvollen aufgeklärten Zeiten rechnet man es Predigern zur Sünde an, wenn sie ihren Gemeinen die Sonntagsernte im Nothfall als erlaubt erklären? —

Und endlich, so ist die Erlaubnis zur Sonntagsernte, die ich gegeben

d. auch den gnädigst ergangenen Landesherrlichen Mandaten und Polizeiverordnungen nicht entgegen. In dem anno 1749. ergangenem Mandat, wegen der Sabbathsfeyer, ist so wohl im 2ten als 6ten Spho, bei dem Verbot der Hand — Roß und Vieharbeit, der Ausdruck befindlich

„auserhalb fürfallender Noth.“

So heist es auch in unsern Churſächsischen Generalartickeln. Vom Verhalten der Eingepfarrten:

„Es soll auch an Sonn- und Feyertagen iederman verboten seyn, auserhalb fürfallender Noth, welche ein ieder doch allemahl dem Pfarrer *) und der Obrig-

*) Wird hierdurch nicht ausdrücklich dem Pfar-

rer

Obrigkeit melden soll, mit Rossen oder der Hand, Arbeiten, so auf die Werkeltage gehören, zu verrichten s. f.“

Diese ietzt angeführten Gründe sind es also, die mich bewogen haben, meiner Gemeine im vorigen Jahr, bei eingetretenen Nothfall die Sonntagsernte zu erlauben, ja, sie so gar öffentlich von der Kanzel dazu zu ermahnen. Ich hoffe, daß bei Erwägung derselben, unbefangene und einsichtsvolle Leser einsehen werden, daß mein Verfahren untadelhaft, und ich deshalben weder unter die Indifferentisten, noch leichtsinnigen Prediger zu zählen sei.

Es ist doch merkwürdig, daß es einem einsichtsvollen und toleranten Amtsbruder, dem Herrn Pastor Samuel Traugott Pannach zu Malschwitz in der Oberlausitz, im vorigem Jahre zur Erndezeit, eben so gegangen ist, wie mir. Er hatte ebenfalls, nach dem Bericht in seiner kleinen oben angeführten mit vieler Einsicht geschriebenen Schrift, seiner Gemeinde die Sonntagsernte erlaubt, und in einer Predigt am 12. p. Trinitatis Das Unsündliche der Sonntagsernte im Nothfall gezeigt; als ein Theil des dortigen Publikums (hoffentlich doch wohl

rer die Macht gegeben, über die Zulässigkeit der Sonntagsarbeit zu urtheilen, und sie seiner Gemeine im Nothfall zu erlauben? —

wohl niemand, als Betschwestern und Pharisäer!) über ihn herfielen, sein Verfahren misbilligten, und ganz schief beurtheilten. Er beschwert sich darüber auf S. 1. in folgenden Worten:

„Verschiedene, welche auser meiner Gemeine waren, und mich nicht selbst gehört hatten, bezeigten ihre Verwunderung darüber, daß ich etwas gefordert habe, **was doch der Aufführung eines gewissenhaften Christen, keine Ehre zu machen schiene.**“

Um nun sein Verfahren wider diese unbilligen Richter zu vertheidigen, schrieb er die oben mit völligen Titel aufgeführte Schrift, worinnen er mit vieler Einsicht zeigt, daß er weder 1) aus Gleichgültigkeit gegen die Sonntagsfeyer, so wie sie das Christenthum fordere, 2) noch aus überwiegender Neigung zur Feld- und Landwirthschaft, noch 3) aus Misverständnis der heiligen Schrift, seiner Gemeine die Sonntagsernte erlaubt habe.

Dieses alles führt er, zwar kurz, aber mit so guter Gründlichkeit aus, daß man in ihm den einsichtsvollen aufgeklärten und gelehrten Prediger kennen lernt. Ich wünschte dahero, daß seine Schrift in recht vieler Händen seyn möchte, und besonders in den Händen solcher, die in Absicht der Sonntagsfeyer, noch so alttestamentisch

tisch denken, und eine Decke vor ihren Augen haben.

Ich habe mich bei Durchlesung dieser kleinen Schrift ausserordentlich gefreut, in dem Herrn Pastor Pannach einen Mann anzutreffen, der mit mir, in einer und eben derselben Sache zu einer und eben derselben Zeit so ganz gleich gedacht, und verfahren hat — und dem noch überdies eben dieses begegnet ist, was mir begegnet ist.

Guter braver Mann! sei mir und jedem, der über vermoderte Vorurtheile weg ist, und christliche Toleranz und wahre Aufklärung liebt, willkommen! Ist dir an meiner Freundschaft etwas gelegen, so erkläre ich sie hiermit öffentlich.

S. . .

in Churſachſen.

. .

Paſtor.

VIII.

Ueber Jesuitismus, Lavaterianismus, Urlspergerianismus und deren Ursachen, von Tsienkiang einem Chinesischen Mandarin — Krakau — 1787.

* * *

Es finden sich bei der hohen und niedern Jagd der Gelehrten immer Einige, die sich so gern an den Haupttrupp mit anschlüssen, die aber, eh' man sichs versieht, wieder verschwinden, ohne daß man eigentlich weiß woher, oder wohin sie gekommen sind. Darunter gehört denn unser Mandarin auch. Er hörte von Entwürfen der Jesuiten, von Träumereien und Schwärmereien eines Lavaters, hörte von einem Urlsperger schwazzen, und schwazte also das Geschwazte noch einmal nach. Der Mandarin raisonirt in den Tag hinein ohne den gehörigen Bedacht und Einsicht in das Ganze, schlüßt sich sehr vertraulich an Männer an, denen er gleich zu seyn glaubt, indem er ihnen nachbethet. In der That kann man alles was der Verfasser in dieser kleinen Schrift gesagt hat, als einen Auszug, oder Kompilation aus schon vorhan-

denen

denen beſſern Schriften wider dergleichen Verſtandesirrungen betrachten, und wenn der Verfaſſer hie und da vor, und wider Religion deklamirt, ſo können wir ihm hiermit verſichern, daß es ihm nicht gelungen iſt, ſich dadurch das Anſehen eines aufgeklärten Denkers zu geben. Am Ende des Büchleins merkt man recht deutlich, daß dem guten Mandarin die Kraft entgieng weiter zu ſchwazzen. Es war eben Zeit daß er ſchwieg, denn, noch eine halbe Stunde — würde zu viel Zeitverluſt geweſen ſeyn. Uebrigens wünſchen wir ihm eine glückliche Reiſe — wozu er ſich doch vermuthlich einen Theil der Koſten wird verdient haben — und rathen ihm an, daß er künftig zu Hauße bleibt.

* * * l.

IX.

Die sämtlichen Reden Jesu aus den Evangelisten ausgezogen, und in Ordnung gestellt, zur Uebersicht des Lehrgebäudes Jesu, von D. Carl Friedrich Barth.

Berlin, bei Friedrich Vieweg.
1786.

* * *

Der Herr D. Barth hört noch nicht auf zu schreiben, kann auch nach seinen Umständen nicht aufhören, weil er Nahrung und Kleider braucht. Seinem Kopf wird es auch nie an Materie fehlen, so lange er das schon zehnmahl von ihm gesagte, immer wieder mit einer andern Brühe, und in einer andern Schüssel aufzutragen weiß. Dieses versteht er nun als ein Meister, hat es schon in seinen Schriften bewiesen, und beweißt es eben ietzt wieder bei der Herausgabe dieser sämtlichen so genannten Reden Jesu. Denn wer seine Briefe über die Bibel im Volkston, und die Ausführung des Plans und Zwecks Jesu gelesen hat, hat auch schon alle, die im gegenwärtigen Buche von ihm verdrehten Reden und Aeuserungen Jesu gelesen, die er hier nur in eine gewisse Ordnung stellt, und

unter

unter nahmhaften Titeln vorträgt; da sie in jenen Schriften nur hin und her zerstreut vorkommen. Er liefert, laut der Vorrede, in diesem ersten Theil diejenigen Reden Jesu, welche die Religion, die er lehrte, betreffen.

Im Zweiten, will er die Stellen auffammlen, in welchen sich Jesus über seine Person, Zweck, Plan und Jüngerschaft u. s. w. geäuserthat. Er verspricht diese Reden Jesu theils zu ordnen, theils in ihrem wahren Lichte darzustellen, und erdreistet sich noch hinzuzusetzen:

„meine Ordnung wird man bequem und ungekünstelt finden."

wobei er aber doch selbst nicht allgemeinen Beifall vermuthet, indem er spricht:

„mein Licht aber wird nicht jedem Auge behagen." —

Wir setzen hinzu: das Barthische Licht kann keinem Auge behagen, welches gewohnt ist Wahrheit zu sehen, und sich nicht durch Gauckeleien blenden zu lassen. Denn seine Erklärungen der Reden Jesu, sind so ganz wilkürlich, gewagt und grundloß, so absichtlich seinem nun einmahl angenommenen Roman von Jesu angepasst, daß füglich und mit mehrern Rechte, statt des Titels dieses Buchs: Die sämtlichen Reden Jesu — stehen könnte und sollte: Die sämtlichen Reden des Doctor Barths: Wenn

vernünftige unbefangene Leſer, die nur mittelmäſig mit geſunden Auslegungsregeln bekannt ſind, dieſes Buch, das die Reden Jeſu enthalten ſoll, leſen werden, ſo wirds ihnen ſo gleich in die Augen fallen, daß Barth den Herrn Jeſum in den meiſten Stellen das ſagen läßt, woran er gewiß gar nicht gedacht hat, auch nicht gedacht haben kann, und ihm, ſo zu ſagen, die Worte im Munde verdrehet. Wir wollen unſern Leſern die Ordnung, in welcher er die vorgeblichen Reden Jeſu vorträgt, und die Titel, unter die er ſie gebracht hat, anzeigen.

1. Die unſchätzbare Allvaterlehre.
2. Vorſehung.
3. Zulaſſung des Böſen.
4. Unſterblichkeit der Seele.
5. Beſtimmung des Menſchen.
6. Alles umfaſſende Menſchenliebe.
7. Liebe, Religion, Seeligkeit.
8. Liebe, Gerechtigkeit vor Gott.
9. Beſſerung, Sünde.
10. Princip der Menſchenliebe.
11. Arbeitſame Menſchenliebe.
12. Wohlthätige Menſchenliebe.
13. Duldende Menſchenliebe.
14. Geſellige Menſchenliebe.
15. Gewiſſenhafte Menſchenliebe.
16. Den Staat ehrende Menſchenliebe.
17. Menſchenliebe über Gottesdienſt.
18. Gebet.

19. Menſchenliebe Alles.
20. Aufklärung.
21. Hinderniſſe der Aufklärung.
22. Von unmittelbarer Offenbarung und Wundern.
23. Verwerflichkeit der poſitiven Religion — Lobſprüche des reinen Gottesdienſtes.
24. Unmöglichkeit der moraliſchen Bildung bei poſitiver Religion.

Er hat die Erklärungen, die er den Reden Jeſu giebt, dialogiſirt, welches ihm nun einmahl ſo behagt, und ſein gewöhnliches Kunſtſtück iſt, wodurch er ſeinem Vortrag etwas Angenehmes und Ueberredendes zu geben weiß. Wir halten jedoch die Barthiſchen Aeuſerungen über das Chriſtenthum für ſo gefährlich nicht. Den Gelehrten, der geſunder Auslegungsregeln kundig iſt, täuſcht und verführt er nun gewiß nicht. Denn der wird ſeine Kunſtgriffe, und den falſchen Geſichtspunct, unter welchem er die Sachen zu ſtellen pflegt, und ſeine ganze grundloſe Exegetick ſo gleich gewahr.

Den Ungelehrten, wenn er nur noch geſunden Menſchenverſtand hat, berückt er auch nicht, weil ihm das Romenhafte und Erdichtete ſo gleich in die Augen fallen muß. Dazu kommt noch, daß es allgemein bekannt iſt, daß Herr D. Barth bloß um ſein Brod zu verdienen, ſchreiben muß. Und da glauben die meiſten, worunter auch wir

ſind, daß er ſehr oft, wider beſſere Ueberzeugung, etwas dichte und ſchreibe, und vielleicht ſelbſt mehr von Jeſu halte, als wofür er denſelben bisher ausgegeben hat. Wie er dieſes aber, in dieſem Fall vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens verantworten will, wenn er noch dazu mit der Perſon und Geſchichte Jeſu, ordentlich ſpielt, Jeſum bald als einen **Logenmeiſter** darſtellt, bald als einen betrügeriſchen **Gaßner** oder **Caglioſtro** auftreten läßt, bald zu einen **durchtriebenen Jeſuiten, einen Schwärmer**, und **Petit maitre** macht, ſo bald es ihm, ſeines angelegten Romans wegen, beliebt — das wiſſen wir nicht.

Wir ſind nicht im Stande, alle die willkührlichen, oft ganz faden und elenden Erklärungen, die er in dieſem Buche über die Reden Jeſu liefert, weitläuftig, und Schritt vor Schritt zu unterſuchen, und zu widerlegen, da wir ſonſt ein ganzes Buch ſchreiben müßten. Wir begnügen uns, unſern Leſern nur eine Stelle hier abdrucken zu laſſen, woraus ſie ſattſam ſehen werden, wie Herr D. Barth die Reden Jeſu gemishandelt habe. Sie befindet ſich unter dem Titel 21. der von den Hinderniſſen der Aufklärung handelt, S. 275 — 276. und liefert die Erklärung des bekannten Evangeliums vom **großen Abendmahl**, wie folget:

„Bey einem Gaſtgebot, wo über Tiſche einer den Ausdruck brauchte: wohl dem der erlebet,

bet, im Reiche Gottes mit zu schmausen *) sprach Jesus Luc. 14, 15. Ja, ja, ich kenne auch einen Mann, der einen großen Schmauß gab.**) Es war ein König, der seine Huldigung feyerte.***) (zu Zadock leise) Es war die Feyer der Zurückkunft der Vernunft, unter die Erdbewohner.****) (Zu den Gästen) Er sandte seine Herolde aus, da der Schmauß anheben sollte, den Geladenen zu sagen, daß sie nun kommen möchten, es sei alles bereit, und zum Genusse fertig *****). Aber siehe,

*) es heißt im Griechischen: der das Brod isset im Reiche Gottes. Aber Herr Barth setzt dafür! schmausen — So gern verwandelt er gleich alles ins Komische. Und überdieß, so hat das Wort schmausen unreine Nebenideen — die sich nicht mit dem Reiche Gottes reimen.

**) Er bleibt nun einmahl beim Wort Schmauß.

***) Sehr willkührlich erklärt —. Woher weiß das Herr Barth? — So konnte er auch sagen: er feyerte einen Gallatag — gab an demselben Redoute und Ball.

****) Wie er doch alles gleich zur Behauptung seiner Meinung zu drehen weiß: daß Jesus nur gesunde Vernunft, und weiter nichts, geprediget habe.

*****) und zum Genusse fertig. Wie ganz überflüßig

da, ſie fiengen alle nach einander an, ſich zu entſchuldigen. Der eine wandte ein: er habe eben ein Stück Feld im Handel *) und muß hinaus gehen, es zu beſehen. Er bitte alſo, ihn entſchuldiget zu halten. Ein anderer ſagte: ich habe ein Geſpann Ochſen gehandelt, und bin eben im Begriff, ſie zu probiren, ich kann ohnmöglich kommen. Ein dritter ſchützte vor, er habe eben ein Weib genommen, die er jetzt ohnmöglich verlaſſen könne. Und da giengs die Reihe durch. Der große Schmauß war fertig, und keiner hatte Luſt, mit zu eſſen (Ironiſch) natürlich mußte der Herr vom Zorn entbrennen, denn wo wär

flüßig iſt dieſer erklärende Zuſatz, bei den Worten: es iſt alles bereit. Das verſteht ſich von ſelbſt, daß wenn bei einer Mahlzeit alles bereit iſt, auch ſchon alle Speiſen zum Genuſſe fertig ſeyn müſſen. Denn, wenn uns jemand zu Mittage oder Abends zu Tiſche ruft, und dabei ſagt: es iſt alles bereit, ſo glauben wir nicht, daß das Fleiſch erſt zugeſetzt, und der Braten erſt an den Spieß geſteckt werde.

*) Warum erſt im Handel? — da im Griechiſchen die vergangene und nicht zukünftige Zeit ſteht. Ich habe es bereits gekauft: ἠγόρασα.

wär ein Herr, der sich ohne Rachgier beleidigen ließe? *) Er schickte alle seine Herolde aus auf die Gassen und Strassen, und ließ alle Leute zusammenholen, die man, (mit dem Blick der Ironie auf die Gesellschaft) **) Bettelbuben, Lahme, Blinde, Krüpel nennt, und sie zum Schmauße führen. Da kam endlich ein Bedienter ***) und meldete, daß dieser Befehl vollzogen sei, daß aber noch nicht

*) Dieses ist Barthischer Zusatz und Erklärung. Er findet hier in den Worten Jesu: Und der Herr ward zornig — auf einmahl Ironie. Nun — das heist doch mit den Reden Jesu schalten und walten wie man will. — Und warum soll Jesus hier ironisch geredt haben? — Wie will dieses Barth beweisen? Und woher? —

**) Nun läßt er Jesum, weil es ihm so beliebt, gar Pantominen spielen, und mit Augen und Geberden reden. Woher weiß er denn, daß Jesus bei diesen Worten seinen Zuhörern einen Wink mit den Augen gab? —

***) Wie modern? — wir wundern uns, daß diesen Bedienten H. Barth nicht auch in gehöriger Gallalivree erscheinen läßt! Es war ja die Huldigungsfeyer! — — grau oder blau — mit rothen oder grünen Aufschlägen — und besetzten Kragen? — He? —

nicht alles besetzt sei. Sofort hieß ihm der Herr auf die Landstrasen und die Zäune gehn, und alles zusammen holen, damit die Tafeln voll — und die aufgetischten Speisen genossen würden.*) (Abermahls mit einem bedeutenden Blick auf die Gesellschaft) Ich versichere euch, die hochweisen Männer **) die sich hatten entschuldigen lassen, bekamen keinen Bissen davon, sondern die Blinden und Lahmen und Bettler, aßen vor ihren Augen auf, was ihnen beschehrt war.“ —

So klingt die Barthische Exegese — und so willkührlich frech, erklärt er die meisten Reden Jesu. Wer nun daran Lust hat, wird in diesem Buche volle Weide finden.

Wir unsers Theils können solch Zeug warlich nicht ohne Wiederwillen lesen, glauben auch, zur Ehre des gesunden Menschenverstandes, daß der gröste Theil der Lesewelt, mit uns gleichen

*) Das ist wieder unnöthiger willkührlicher Barthischer Zusatz. Denn es versteht sich von selbst, daß der Herr, der diese Gäste zum Abendmahl lud, die Absicht hatte, daß sie die aufgetischten Speisen genießen sollten? — H. D. Barth schreibt nur, daß die Seiten voll werden,

**) Hochweisen — bloß barthischer unnöthiger Zusatz.

gleichen Geſchmack hat. Wer mag auch einen Schriftſteller leſen, der das Publikum in der That für ein kleines unverſtändiges Kind hält, dem man weiß machen kann, was man will.

Barth muß doch ſeine Leſer für Narren halten? —

X.

Anekdoten.

Wie erbärmlich es noch in manchem Kopfe öffentlicher Volkslehrer, bei aller gerühmten Aufklärung unſerer Zeiten, ausſehe, und in was für einem elenden Zuſtande ſich manche Gemeinde deshalb noch befinde, davon mögen folgende Anekdoten ein Beweis ſeyn. Was wir erzählen iſt alles hiſtoriſch wahr, und nur neuerlich geſchehen, welches wir auf dem Fall juriſtiſch beweiſen könnten, wenn uns jemand darüber zur Rede ſezzen wollte. Wir verſchonen jedoch wie billig, Perſonen und Nahmen, und begnügen uns nur die Sachen zu erzählen und zwar, zur Lehre, zur Züchtigung, und zur Beſſerung

Ein

Ein Geiſtlicher zu *** fragte in einem Katechismus Examen, woran man Gott erkennen könne? Da nun der Knabe darauf nicht antworten konnte, ſo fragte er ihn wieder: woran erkenneſt du denn einen Schuſter? — Nicht wahr an ſeinem Schurzfell? —— Der Knabe ſagte ja. Nun, fuhr der Geiſtliche fort: woran erkenneſt du Gott? Der Knabe der noch nicht wuſte was er antworten ſollte, ſagte: an ſeinem Schurzfell! Nicht doch, fuhr ihn der Geiſtliche an, du biſt ein dummer Junge! Gott hat kein Schurzfell, aber Eigenſchaften hat er, die das bei Gott ſind, was beim Schuſter das Schurzfell iſt, und eben daran, nähmlich an ſeinen Eigenſchaften erkennen wir Gott, wie wir den Schuſter an ſeinem Schurzfell erkennen.

Ein anderer Geiſtlicher auf dem Lande, zu *** hatte bisher in ſeinem Katechismusexamen die Lehre von den Sakramenten abgehandelt, und kam nun auf die Sakramente des A. T. und zwar erſtlich auf die Beſchneidung zu reden. Er legte dabei folgende Fragen an ſeine Kinder, worunter ſich auch erwachſene Mädchen befanden.

1) Wer wurde beſchnitten?
2) Warum wurden die Weibsperſonen nicht beſchnitten?

3) An welchem Theile des Körpers wurden die Knäblein beſchnitten?
4) Wohin wurde das weggeſchnittene gethan?
5) Woran wollte Gott die Menſchen bei Beſchneidung dieſes Theils des Körpers erinnern?

Alle dieſe Fragen wurden von dem Geiſtlichen mit einer ſolchen Gründlichkeit unterſucht und beantwortet, daß die Kinder anfiengen ſich zu ſchämen, und die Erwachſenen, die nahe dabei waren, voll Unwillen die Kirche zu verlaſſen im Begriff waren, wenn der Herr Paſtor nicht beizeiten ſein Beſchneidungsmeſſer weggelegt hätte.

Am Charfreytage, trat ein Landgeiſtlicher zu *** vor ſeiner Gemeinde auf, und fieng ſeine Predigt ſo an: Ach lieben Zuhörer! heut' iſt ein beſonderer Tag, ein höchſt merkwürdiger Tag, ein höchſt betrübter Tag! Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Wir haben ja heute eine Leiche — eine groſe Leiche — ja ich mag wohl ſagen die gröſte Leiche. Und wo? Ach meine Lieben! daß ichs euch nicht ſagen dürfte — in der Heil. Dreyeinigkeit, denn der Sohn Gottes, welcher die andere Perſon in der Gottheit iſt, wird heute begraben. u. ſ. w. — risum teneatis. —

Ein

Ein Pfarrer deklamirte in einer Predigt wider die gottloſe That der Jüden, daß ſie Jeſum getödtet hätten. Und da er endlich ſich ſelbſt einwendete, Jeſus hätte ja doch müſſen getödtet werden, wenn er die Menſchen hätte erlöſen wollen, und Menſchen hätten ihn ja doch einmal müſſen umbringen; ſo deklamirte er fort und redete die Jüden folgendergeſtalt an: Aber ihr hättet ihn doch nicht tödten ſollen. Da er einmal getödtet werden mußte, ſo würde Gott ſchon für die Ausführung ſeines Rathſchluſſes geſorgt haben. Er, der einen Engel herabſchickte Jeſum zu ſtärken, würde auch ſchon einen geſchickt haben ihn zu tödten. — — — —

Im Jahr 1778. behauptete ein Geiſtlicher öffentlich in einer Parentation, die er bei Beerdigung eines kleinen Kindes hielt, folgendes:

Daß die Engel bei der Kreuzigung Chriſti, das aus ſeinen Wunden gefloſſene Blut, damit es nicht hätte auf die Erde fallen können, in Schaalen aufgefaßt, und in den Himmel den Ort der Seeligen, gebracht hätten, wo es noch von Engeln und Seeligen angebethet würde. Und das alles konnte der exegetiſche Mann aus Ebr. 12. v. 22. 23. 24. beweiſen, ohne roth zu werden — quo ruis poeta, et quam diu abuteris patientia noſtra —

dachten

dachten wir, denn wir habens mit unſern Ohren gehört.

In einer bekannten Reſidenz eines deutſchen Fürſten trat Dom. Laetare ein Geiſtlicher von entſchiedenen Range auf, und nahm die Aufmerkſamkeit ſeines Auditoriums in Beſchlag, indem er ſeine Rede auf folgende Art anfieng:

Lätare! Lätare! Lätare! — das heiſt: Freue dich, Freue dich, Freue dich! — O meine Freunde! der allgenugſame Gott läßt heut an uns eine doppelte Aufforderung zur Freude ergehen, einmal über Jeſum Chriſtum, und dann, über unſern Durchlauchtigſten Fürſten.

Durch ſeine ganze Predigt, behielt er die Paralelle zwiſchen Jeſum Chriſtum und ſeinem Fürſten bei, ſchilderte beide als zwey Muſter der Nachahmung, und bereicherte bei dieſer Gelegenheit die chriſtliche Moral mit einer neuern ſubtilern Terminologie, indem er dem Auditorium unaufhörlich — chriſtfürſtliche Geſinnungen anpries. — quis furor —. Nachher erfuhren wir, daß an dieſem Tage der Geburtstag des Durchl. Fürſten gefallen, — (Gott wie wenig wird ſich dieſer bekannte edle

und würdige Fürſt erbauet haben) und dann auch eine ſehr einträgliche Pfründe zu eben dieſer Zeit offen geweſen ſey! —

In einer bekannten Stadt in Oberſachſen, üben die Geiſtlichen noch eine ſo unerhörte Tyranni aus, und ſtiften ſolchen Unfug, daß die Sache allerdings eine öffentliche Anzeige und Rüge verdient, wenn dieſer Unfug nicht beizeiten geendigt wird. In ***** iſt noch der Gebrauch, daß ſo genannte gefallene Perſonen, mit vieler Härte behandelt werden, — da nun die Beſtrafung ſolcher Perſonen, durch Brandmarkung des Nahmens und durch beträchtliche Geldauflage geſchieht, ſo trift es oft, daß der Arme dieſe Strafe nicht erlegen kann, der Unglückliche wird alſo von den Geiſtlichen ſo lange vom Genuß des Abendmals, und — von dem Ruf zur Pathenpflicht ausgeſchloſſen, bis er ſeine Strafe erlegt hat. Letzteres iſt bei der herrſchenden Armuth dieſes Orts nicht leicht möglich; es finden ſich alſo eine Menge Perſonen, die ſeit vielen Jahren nicht zum Abendmal gegangen ſind. Es iſt höchſt traurig, wenn Kälte und Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt einreißen; aber ſchrecklich iſt es, wenn man ſie auch in der niedern Volksklaſſe beſonders entſtehen ſieht, und, indem man der Quel-

le dieſes Uebels nachgehet, auf diejenigen, die die Wärme und Achtung für Religion im Volke erhalten ſollten, auf die Volkslehrer ſelbſt ſtößt. Bei ſolchen Umſtänden iſt keine Ausflucht der Geiſtlichen möglich. Sie deklamiren mit äußerſt pomphaften G. ſchwäz, wider Verderbnis der Sitten, wider Aergerniß durch Schriften und Beiſpiel, und geben ſelbſt das empfindlichſte Aergernis, durch ihr eigenes unchriſtliches Betragen gegen Menſchen, — die ſie, nach dem Muſter des Stifters unſrer Religion, mit Liebe und Sanftmuth zur Tugend und Religion zurückbringen ſollten — indem ſie dieſelben mit unglaublicher Härte verſtoßen. In der Seele des Unglücklichen, der in dieſes Gerichte fällt, entſpringt zuerſt gegen die Lehrer Erbitterung und Rachgefühl, und dann — Gleichgültigkeit und Haß gegen die Religion ſelbſt. Möchten ſie doch bald einſehen lernen, wie großen Schaden ſie ſtiften, und wie ſchwere Verantwortung ſie ſich ſelbſt zuziehen! !

XI.

Warnung an das Publikum, für ein elendes Buch.

* * *

So wie bekannt iſt, daß beſonders zu unſern Zeiten mediciniſche ſo genannte Univerſalmittel, im großſprecheriſchen Marktſchreierton beinahe in allen Zeitungen angekündiget werden, die nichts weniger als Univerſalmittel ſind, und ohnmöglich in allen auf den Gebrauchszettel angeführten Krankheiten helfen können: wie denn die Erfahrung lehrt, daß viele Kranke, die unbeſonnen genung ſind, dergleichen öffentlich angeprieſene Univerſalmittel zu kaufen und zu brauchen, dadurch ihre Geſundheit vollends zu Grunde richten, und eines frühen und elenden Todes oft ſterben müſſen; ſo nehmen jetzt eben ſo ſehr die öffentlichen Ankündigungen und Anpreiſungen gewiſſer Univerſalmittel zur beſſern Belehrung des menſchlichen Verſtandes, in Abſicht auf Religion und andere Wiſſenſchaften überhand, daß beinahe kein öffentliches Blatt mehr iſt, wo nicht eines dergleichen Univerſalmittel von einem

einem gelehrten Marcktſchreier in einem herauszugebenden Buche bekannt gemacht wird.

Daß es aber oft mit der ganzen Sache nichts als Betrügerei und Geldſchneiderei iſt, ſo wie mit den angeprieſenen mediciniſchen Univerſaltincturen, hat leider ſchon die Erfahrung häufig gelehrt. Man erinnere ſich nur jetzt an das ohnlängſt herausgegebene **Buch der Vereinigung**, oder Anweiſung zur Glückſeeligkeit für alle Menſchen, welches von den vereinigten Religionslehrern, vorher, ehe es noch herauskam, in einer kleinen Schrift, recht marcktſchreieriſch als das einzige **große Univerſalmittel** zur Wiedervereinigung der getrennten Chriſtenpartheien angekündiget wurde. Wer ſieht aber nun nicht, daß es wahre Aufſchneiderei und Betrügerei mit dieſem Buche iſt? — Das Publikum iſt angeführt, um ſein Geld gebracht, und es wünſcht jetzt jeder, der es aus Neugier kaufte, daß er ſeinen Thaler wieder hätte — und mancher gäbe es gern um acht Groſchen wieder hin, damit ers nur loß würde, da es würklich das elendeſte Buch iſt, das jemals in der Welt iſt gedruckt worden.

Jetzt kündigt nun die Hochfürſtl. Glandenbergiſche Buchhandlung zu Cöthen (die ſichs ordentlich zur Pflicht zu machen ſcheint, mit unter die Producte aberwitziger Autoren dru-

cken zu lassen) wieder ein solches Universalwerk, und zwar auf Pränumeration an.

Wir halten es für unsere Pflicht, jeden Menschen, der gesunden Menschenverstand hat, und denselben bis an sein seeliges Ende behalten will, für dieses Buch hiermit öffentlich zu warnen, damit man ja nicht darauf pränumerire, und abermahls angeführet werde, denn es ist uns auf eine besondre Art gelungen, daß wir über die Beschaffenheit dieses angekündigten Buchs, zuverläßig unser Urtheil fällen können.

Wenn dieses aber auch nicht wäre — so würde schon die marktschreierische und ganz sonderbare Ankündigung dieses Buchs, die sich hin und wieder in öffentlichen Blättern befindet, und auch in den Dresdenschen Gelehrten Anzeigen auf das Jahr 1787. XIX. Stück, eingerückt ist, einen jeden, der denken kann, die schlechte und elende Beschaffenheit desselben im voraus errathen lassen. Wir wollen diese Ankündigung, so wie sie von Wort zu Wort lautet, hersetzen, und sie mit Anmerkungen begleiten. Hier ist sie:

„Daß das 18te Jahrhundert, so wohl in Ansehung der vielen neuen, oft sehr nützlichen Erfindungen an einer Seite, und wegen der grosen Zänkereien der forschenden Christen

an anderer Seite, ewig merkwürdig bleiben wird a), daran wird ein Forſcher der Geſchichte nie zweifeln. Beſonders merkwürdig aber werden die letzten 25. Jahre in der Kirchengeſchichte bleiben, wo die entgegengeſetzten Lehren und Wahrheit und Irthum gleich ſtark verfochten werden, und Unglaube und Aberglaube gleich ſtark gearbeitet haben, die Weisheit ganz aus den Augen zu rücken. Da man aber angemerkt hat, daß allemahl vor einen günſtigen und angenehmen Zeitpunkt erſt eine Revolution vorausgegangen iſt; ſo iſt es auch hier gegangen. Jedermann, beſonders ein eifriger Anhänger des Chriſtenthums legte ſich aufs Forſchen, um dem Anſcheine nach die ihm zu nehmende Religion ſich nicht entreiſſen zu laſſen — und man unterſuchte mehr als ie, die Fragen: **Was iſt Verſtand? Was iſt Wahrheit.** Durch dieſe Umſtände wurde Endes unter-

a) Der Autor muß in der Kirchengeſchichte nicht recht bewandert ſeyn, daß er das 18te Jahrhundert wegen der groſſen Zänkereien unter den Chriſten ewig merkwürdig hält, da es aus der Kirchengeſchichte bekannt iſt, daß die Zänkereien unter den Chriſten in manchem, der vorigen Jahrhunderte, ungleich gröſſer waren.

ſchriebener b) auf eine **Entdeckung** c) geleitet, die von äußerſter Wichtigkeit iſt, und jedem Freund der Wahrheit höchſt angenehm ſeyn muß, eine Entdeckung, die allen bisherigen Streitigkeiten der Chriſten, (wie ſolches der heilige Geiſt am Ende der Welt verheiſen hat d) deren **Grund oder Ungrund von keinem Menſchen, ſpeculativiſch auszumachen möglich iſt**, e) auf-

b) — Doch nicht etwa wider Herr Maſius? — — vielleicht aber doch ein eben ſo verrückter Conſorte — aus ſeiner berüchtigten Geſellſchaft.

c) Parturiunt montes — daß dieſe Leute doch immer von Entdeckungen und Offenbarungen ſchwatzen! —

d) — — ja ja — das haben wir gleich gedacht — ſo klingt die Sprache der Salbung.

e) Welch ein Widerſpruch! der Verfaſſer behauptet, daß der Grund und Ungrund der bisherigen Religionsſtreitigkeiten von keinem Menſchen ſpeculativiſch ausgemacht werden kann, und getraut ſich nun, als der einzige Sterbliche, alle bisherige Streitigkeiten aufzuheben — und wie? — ebenfalls wieder durch nichts anders als neue Speculationen. Denn ſein Buch, das er ſelbſt voraus charakteriſirt, kann nichts anders als Speculationen enthalten.

aufzuheben, oder auszurotten fähig iſt, und alle noch ſo weit aus einander ſtehende Chriſten, wo ſie das Weltliche nicht feſſelt, unter einen Huth bringen wird. f)

Dieſes Mittel iſt das einfachſte, welches ſich denken läßt, und beſtehet bloß in dem Werthe der Verſtandespunkte, und veränderten Vocalen und Endconſonanten eines Worts in Conſtructo und Vermahnungs-Heh des alten Teſtamentes, g) ohne welche, da ſolches vorausgeſetzt wird, das neue Teſtament auch nicht verſtanden werden kann. Dieſes wichtige Buch kommt unter dem Titel: Wiedergefundener Schlüſſel der göttlichen Offenbarung, oder Entdeckung des wahren Werths aller Verſtandgebenden Punkten und

f) — Da haben wir den Unionsträumer.

g) Das wird was Schönes werden! — eine ganz, nagelneue Kabaliſtick — und weiter nichts. Wer nun die Kabaliſtick der alten kennt, und das unſinnige Zeug weis, welches ſie auf die Bahn gebracht hat, der kann analogiſch ſchlüſſen, was in dieſem Buche, zu erwarten iſt. Gott im Himmel! was will doch der Mann mit ſeinem Vermahnungs-Heh des alten Teſtamentes? —

Buchſtaben des ganzen hebräiſchen Textes, der Compaß aller Weltweiſen, h) in der Hochfürſtl. Glandenbergſchen Buchhandlung zu Cöthen, heraus, und wird 1 Thlr. koſten i) Wer aber pränummerirt, demſelben wird es um die Hälfte, nämlich um 12 gr. gelaſſen. k) Dem Sammler von 3 Exemplarien giebt man das 4te frei. In Dresden pränummerirt man im Addreſſcomtoir und zu Leipzig, bei Herrn M. Maſius. l) Es liefert dieſes Buch nicht allein das Verzeichnis

h) — Wir gedenken bei dieſem Titel an einen eben ſo verworrenen und widerſinnigen — Pontius Pilatus oder der Menſch in allen Geſtalten. Oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen, und der Menſch in Groſen. u. ſ. w.

i) liebes Publikum, iſt dir zu rathen, ſo behalte deinen Thaler — kannſt'n beſſer anwenden.

k) Sieht man hier nicht den geldſchneideriſchen Griff! — Man ſetzt den Ladenpreiß hoch zu einen Thaler, und will nur von Pränumeranten 12. gr. nehmen. — Damit ſie nur gleich geſchwind das Geld ſchicken ſollen. —

l) Das haben wir gleich vermuthet, daß er bei der Sache mit intereßirt iſt. — Hat wohl gar an dem Werk mit ſchnitzeln helfen. — Nun, da wird's ein treffliches Buch werden.

nis aller Verſtandspunkte mit deutſchen Nahmen, ſondern auch zugleich ihre Geſchichte, Beantwortung der wichtigſten Einwendungen und, um aufs höchſte zu überzeugen, Erläuterungen aus verſchiedenen Geſichtspunkten, zwar kurtz, aber doch hinlänglich, daß jeder Leſer die Ohnfehlbarkeit m) dieſer intellectuellen Zeichen der göttlichen Schriftſteller, und ihrer Wichtigkeit leicht einzuſehen fähig ſeyn kann. Nun hätten wir das ſchon längſt gewünſchte Kennzeichen, die göttlichen Schriften von bloß menſchlichen zu unterſcheiden, und die Fragen: Was iſt Verſtand? Was iſt Wahrheit? zu beantworten. Nicht bloß die Zänkereien über: ob ieder Buchſtabe göttlich iſt; ob dieſes oder jenes Lehrbuch zum Canon, und ob dieſe und jene Lehre und wie? zum Chriſtenthum gehören, werden aufhören, ſondern dunkele, ſeit 1700. Jahren verlohren gegangene Lehren des wahren Chriſtenthums n) wie es ſeine gröſte Stärke hatte, werden, wie die

ächte

m) Das iſt doch unausſtehliche Aufſchneiderei!

n) Nun, die ſeit 1600. Jahren verlohren gegangene Lehren des wahren Chriſtenthums möchten wir wiſſen. Höre es, werthe Chriſtenheit! und erſtaune, daß du bisher nicht einmahl alle Lehren des wahren Chriſtenthums gehabt haſt.

ächte Weltweisheit wieder aufgenommen, und Toleranz wird nun auf einen viel festern Grund gebauet, und aller Sectengeist, daß der eine Kephisch, der andere Paulisch seyn will, ganz aufhören müssen. Die Uebersetzung der Bibel nach diesem Compaß o) des Verstandgebenden in den Punkten u. s. w. wird allen denen, nach und nach, in die Hände gegeben, die auf das allgemeine deutsche Verwahrungsjournal, p) mit 3. Thlr. in gedachter Buchhandlung, und bei ihren Commißionairs pränummeriren. So viel nachrichtlich.

Der V. D. V. z. l. p. E.

Da die Arbeit, der sich der Verfasser obenangezeigter Schrift, unterzogen hat, sicher eine der schwersten ist. q) wozu die aus-

o) wird ein niedliches Werk seyn.

p) Ebenfalls ein aberwitziges Product aus der nämlichen Fabrick, welches die allgemeine Litteraturzeitung drollicht genung angekündigt hat.

q) Daß es schwer sei, solch unsinniges Zeug zuschreiben glauben wir nicht. Zum wenigsten dem Verfasser nicht, dessen phantastischer Kopf Vor-

ausharrendeſte Gedult und Ruhe gehört, ſo haben wir den Verfaſſer erſucht, ſich noch unbekannt zu halten r) damit er nicht von zu vielem Ueberlauf s) und Neid t) geſtöhret werde.

Vorrath von dergleichen Unſinn genung haben muß. — Es gehört nur eine ſtarcke Doſis Unverſchämtheit dazu, ſolch Zeug heraus zu geben.

r) Da thut er auch wohl! —

s) Wer ihn überlaufen würde, wenn er ſich auch genennt hätte, wiſſen wir nicht. Vielleicht der Pöbel — — um einen Don Quixotte zu ſehen.

t) Beneiden wird ihn keine Seele — aber Mitleiden verdient er, wegen ſeines kranken Kopfs.